

PAUL DISTELBARTH

NEUES WERDEN IN FRANKREICH

Zeugnisse führender Franzosen

IM VERLAG VON ERNST KLETT IN STUTTGART

5 — 7 T A U S E N D

Alle Rechte vorbehalten

Copyright 1938 by Ernst Klett Verlag in Stuttgart - Umschlag und Einband von Hans Ulmer

Druck von Ernst Klett in Stuttgart

EINLEITUNG

Daß eine eintrachtige Zusammenarbeit zwischen Deutschen und Franzosen, wenn sie möglich wäre, Europa auf lange hinaus den Frieden sichern konnte, begreifen heute viele Menschen in beiden Ländern. Es ist zu einer Wahrheit geworden, die unmittelbar einleuchtet: sie braucht nicht mehr bewiesen zu werden. Die Völker Europas wurden von einem ungeheuren Druck befreit aufatmen; gewaltige Kräfte wurden frei werden und gestalten, das Leben der Einzelnen immer menschenwürdiger zu gestalten. Denn dies ist die wahre Aufgabe der großen Volksgemeinschaften; und die Fortschritte von Wissenschaft und Technik geben heute die Möglichkeit, jedem, auch wenn ihn die Natur stiefmütterlich bedacht hat, seinen Lebensunterhalt zu gewahren und ihm einen Platz anzuweisen, wo er seine Kräfte zum Nutzen der Gesamtheit einsetzen kann. Die Zeit, wo Mangel und Elend unabänderliche Übel waren, denen die Menschheit ohnmächtig gegenüber stand, ist vorbei. Heute, da sie sich zur Herrin der Naturkräftegemacht hat, ist es Schuld, wenn irgendwo noch Notherrscht.

Lange Zeit stand zwischen Deutschland und Frankreich das Dogma von der schicksalsbedingten Erbfeindschaft der beiden Völker. So merkwürdig es auf den ersten Blick scheinen mag, so ist es doch eine der Folgen des Weltkriegs, daß dieses Dogma nach und nach seine Glaubwürdigkeit ganz verloren hat. Solange es herrschte, sträubte sich hien und drüben das allmächtige Gefühl gegen die Möglichkeit einer Zusammenarbeit: sie schien unvorstellbar.

Zwar ist dieser gefühlsmäßige innere Widerstand noch nicht erloschen, aber er wird immer schwächer. Vor allem kennen ihn in beiden Ländern die Massen nicht: sie sind durchaus einer aufrichtigen Versöhnung geneigt. Und in Frankreich sind Wunsch und Wille zu solcher Versöhnung ohne Frage in den Massen ebenso verbreitet und bewußt wie bei uns. Vielleicht deshalb, weil einerseits das Elend des Krieges in Frankreich stärker und tragischer erlebt worden ist und weil andererseits im Unterbewußtsein des französi-

schen Volkes etwas wie ein schlechtes Gewissen wegen des Versailler Vertrags wirkte. Von solcher Versöhnungsbereitschaft kann man sich in Frankreich immer und überall überzeugen, weil die Menschen selber die Rede darauf bringen, sobald sie mit einem Deutschen zusammentreffen.

Zeugnis dieser Wandlung sind auch die Besuche, die sich Kriegsteilnehmer beider Länder im Jahre 1937 gegenseitig gemacht haben. Besuche, die sich nicht auf sorgsam ausgewählte und instruierte Abordnungen beschränkten, wie es vordem Sitte war, sondern wo wirkliche Massen, das heißt, viele Hunderte alter Soldaten von Frankreich nach Freiburg im Breisgau, von Deutschland nach dem altertümlichen und merkwürdigen Besançon fuhren (das noch immer den alten Reichsadler im Wappen führt), um einander und das vormals feindliche Land besser kennenzulernen. Schon vorher, im Juli 1936, waren mehrere Hundert deutscher Verdunkampfer zu der denkwürdigen Feier auf den Hohen von Douaumont nach Frankreich gekommen.

In den Massen beider Länder, die einander in einem Kampf um Sein oder Nichtsein ohne Beispiel kennengelernt haben, lebt als Frucht dieses Ringens das mehr oder weniger klare Gefühl, daß beide Völker an Wert und Tüchtigkeit einander etwa gleich — wenn auch mit anders verteilten Eigenschaften —, daß sie vor allem die einzigen ebenbürtigen „Krieger“ seien und daß es vollkommene Torheit wäre, die Kräfte noch einmal zu messen; vielmehr gebietet die Vernunft, diese Kräfte zu addieren.

Die Widerstände gegen eine endgültige Versöhnung kommen nicht aus den Kreisen der Volksmassen, sondern aus denen der alten Oberschichten. In Frankreich ist es vor allem, und fast ausschließlich, die Überzeugung von der Überlegenheit der „französischen Zivilisation“, die fast alle Gebildeten auf dem Grunde ihrer Seele nahren, die ihnen aber durchaus nicht immer zum Bewußtsein kommt, gerade weil sie ihnen etwas Selbstverständliches, Unbestreitbares ist. In Deutschland ist es die Meinung, die Franzosen seien ein „altes“, ein „absterbendes“, „gesättigtes“ Volk, dessen Pflicht und Schuldigkeit es sei, den „jungen“ Volkern Platz zu machen.

Nun steht es außer Frage, daß das französische Volk, so sehr die einzelnen Franzosen uns an Lebhaftigkeit überlegen sind, im ganzen nicht jenen jugendlichen Schwung, jene Begeisterung zeigt, die unsere Herzen schwellen; aber das hat seine natürliche Ursache

darin, daß die französische Nation als eine festgefügte geistige Gemeinschaft seit mindestens hundertfünfzig Jahren besteht (obwohl auch schon vor der großen Revolution das französische Volk dem Zustand der „Nation“ sehr nahe war), während wir Deutschen jetzt eben Schauer und Entzucken des Zusammenschmelzens der Stämme und vor allem der bei uns so scharf getrennten Schichten in eine wirkliche Gemeinschaft erleben; aber niemand wird leugnen wollen, daß die Franzosen zur Zeit ihrer Nationwerdung von 1790 bis 1815 und auch später noch eine außerordentliche Dynamik gezeigt haben, ihrer also fähig sind

Im übrigen muß man mit der Anwendung des Begriffs „alt“ auf Völker sehr vorsichtig sein. Ein Volk ist ein großes Gruppenwesen, dessen Zellen altern, sterben und durch neue ersetzt werden, in einem unaufhörlichen Werden, wie die Zellen eines Einzelorganismus. Aber das Gruppenwesen „Volk“ ist sehr langlebig, es kennt Wellenberge und Wellentaler, aber es altert nicht eigentlich, jedenfalls nicht in Zeiträumen, mit denen die Politik rechnet. Man kann beinahe sagen, daß ein Volk unsterblich ist, sobald es eine gewisse zahlenmäßige Größe erlangt hat und vorausgesetzt, daß es die Berührung mit dem Boden nicht verliert. Und wenn Frankreich gegenwärtig sich in einem Wellental zu befinden scheint, so ist es durchaus unwahrscheinlich, daß es dort immer bleiben wird.

Was ist denn ein Gruppenwesen, ein „Gruppen-Ich“? Vielleicht ist es kein Schaden, wenn wir uns zunächst darüber klar werden. Eigentlich versteht man die Geschichte der Völker erst richtig, wenn man sich ein für alle Male daran gewöhnt hat, sie als große Persönlichkeiten anzusehen, auf den verschiedensten Stufen der Entwicklung, gewiß, aber doch alle von dem Drange beseelt, zum Bewußtsein ihres Ich zu gelangen.

Zunächst bereitet es uns große Schwierigkeiten, uns ein Gruppen-Ich vorzustellen. Denn wir empfinden unser eigenes Ich als etwas geheimnisvoll Einmaliges und Unteilbares und können uns nicht vorstellen, wie ein solches Ich verteilt auf Millionen Einzelwesen leben könnte. Und doch ist dieses unser Ich nichts anderes als selbst ein Gruppen-Ich, das einen aus Milliarden winziger Einzelwesen, den Zellen, bestehenden Körper bewohnt. Jede Zelle ist wieder aus Milliarden kleiner Sonnensysteme kunstvoll aufgebaut, und jedes dieser Sonnensysteme besteht in Wahrheit aus „leerem“ Raum, in dem allergeringste Kraftzusammenballungen ihren Reigen nach den ewigen und unfehlbaren Gesetzen der Mathematik

schwingen Wenn wir versuchen, unsern Körper fest ins Auge zu fassen, so löst er sich auf in eine unendliche Milchstraße, in der unser „Ich“ wohnt, nicht anders als „Gott“ in der Sternenwelt Ja, der Begriff des festen Körpers selbst verschwindet, an seine Stelle tritt unendlicher Raum, in dem Energiezentren ihre Bahnen ziehen, durch Entfernungen voneinander getrennt, die an ihrer Größe gemessen riesengroß sind Wir suchen vergeblich, wo unser „Ich“ denn darin seinen Sitz haben könnte. es kann sich nirgends anklammern, es „erfüllt“ den Raum als ein Hauch, ein Atem, eine Willenskraft Wir können höchstens dem bewußten Ich einen Teil des Gesamtraums als Wohnung zuweisen, den Raum der Schadelhöhle, aber auch das Gehirn selbst ist nichts anderes als eine solche Sternenwelt, deren das Ich sich bedient, sich darin zu spiegeln und zu erkennen und mit deren Hilfe es seinen Willen zu verwirklichen trachtet

Aber dieses bewußte Ich ist doch nur ein ganz kleiner Teil unseres Gesamt-Ichs, das mit einer wahrhaft großartigen Selbstverständlichkeit und gleichsam spielend das ungeheure All unseres Körpers verwaltet und dauernd im Gleichgewicht halt Es sorgt dafür, daß die Herzpumpe keinen Augenblick aussetzt, daß der Verbrennungsofen der Lunge immer Zug hat, daß stets die erforderlichen Baustoffe erzeugt, bereitgestellt und an Ort und Stelle geschickt werden, um die in Millionen ständig neugebrauchten Zellen zusammenzusetzen; zugleich sorgt es für die Ausscheidung der ebenfalls nach Millionen unaufhörlich sterbenden Zellen Wenn in dieser Arbeit nur minutenlang eine Unterbrechung eintritt, dann kommt das All in Unordnung, es kann unserm Ich nicht mehr als Wohnung dienen, es wird verlassen und zerfällt Nebenher geht ein unerbittlicher, unaufhörlicher Kampf gegen eingedrungene Feinde Sobald der kleinste Schaden irgendwo entsteht, müssen Flottillen von Fahrzeugen ausgerüstet, mit Abwehr- und Ersatzstoffen beladen und an die Unglücksstelle geschickt werden, wo die Ausbesserungsarbeiten ohne Verzug beginnen Dies alles erfordert die laufende Ausführung der allerschwierigsten chemischen Prozesse, wie z. B. Zerlegung und Aufbau von Eiweiß, und diese Prozesse werden gleichsam mühelos, ohne Retorten und Maschinen, ohne hohe Temperaturen und gewaltige Drucke ausgeführt, wie sie unsere Chemiker für ihre bescheidenen Synthesen brauchen. So geht es Tag und Nacht, ohne Rast und Ruh, ohne einen Augenblick des Aussetzens.

Neben diesem großen Ich spielt unser kleines, bewußtes Ich nur eine ganz bescheidene Rolle. Es tappt sich muhsam unbeholfen an den Krücken der Logik durchs Dunkel, es hat keinen Teil an der Verwaltung unserer Sternenwelt, im Gegenteil, es „stört“ nur, wenn es sich hineinmengen will, und am besten arbeitet das große Ich in seinem All, wenn das Bewußtsein schläft.

Hat man sich einmal die Muhe genommen, über diese Dinge nachzudenken, so entdeckt man, daß es keine Schwierigkeit mehr bereitet, sich ein „Gruppen-Ich“ vorzustellen. Es ist ein Ich wie unser eigenes, nur auf eine höhere Stufe verlegt. Es ist einfacher, als unser eigenes Ich, weil es niemals mit einer auch annähernd so großen Zahl von Einzelwesen zu tun hat, wie dieses.

Die erste höhere Einheit, der wir begegnen, ist das Ich der Familie, desto leichter zu erkennen, je größer die Kinderzahl, je ausgeprägter die Persönlichkeit der Eltern ist. Jeder kennt Familien, die von einem besonderen „Geist“ beseelt sind, so verschieden die Art der einzelnen sein mag.

Darüber steht das Ich der Sippe, dann des Stammes, dann der Rasse. Jedes solche Gruppen-Ich war einmal, in der Vergangenheit, ein Einzel-Ich, das des Ahnherrn, der es durch das Mittel der Chromosome an alle seine Nachkommen weitergegeben hat, von Geschlecht zu Geschlecht. Jedes Glied einer Sippe, eines Stammes, einer Rasse trägt das Ich des Ahnherrn in sich. Je größer die Zahl der Träger wird, desto größer wird das Gruppen-Ich selbst. Schließlich wird es zum „Gott“ des Stammes. Jensen hat in seinem Roman „Der Gletscher“ diese Vergottung des Ahnherrn glaubhaft und anschaulich dargestellt. Zeus, der „Vater der Götter und Menschen“, ist das Beispiel eines solchen Stammesgottes: einmal, vor vielen Jahrtausenden, lebte er als Mensch von Fleisch und Blut.

Neben den auf biologischem Wege entstandenen Gruppen-Ich, gibt es die durch geistige Zeugung geborenen. Ein „Lehrer“, ein „Führer“ teilt sein Ich seinen Anhängern mit und eint sie in seinem Geiste. Eine Partei hat ein solches gemeinsames Ich, eine Kirche. Die Geschichte lehrt, daß solche rein geistigen Bande fester sind, als die bloßen Bande des Blutes. In religiösen, in Parteikämpfen streiten immer die großen Ich miteinander; die Einzel-Ich sind ihre Soldaten, mit deren Hilfe jene ihren Willen durchsetzen. Daher sind die großen geistigen Mächte — deren jede ein „Ich“ ist — immer auf der Suche nach Anhängern, die sie sich einverleiben könnten.

Das beste und anschaulichste Beispiel eines großen Ich ist eine Armee, die, wenn sie etwas wert sein soll, immer von einem einheitlichen Geiste beseelt sein muß. Er wohnt in allen ihren Gliedern, aber zum Bewußtsein kommt er im „Großen Generalstab“ Mag dieser aus noch so erfinderischen und willensstarken Einzelnen zusammengesetzt sein, ohne die Massen der Zellen, in denen das Gruppen-Ich Wohnung nehmen kann und die seine Befehle ausführen, ist er ohnmächtig

Ein einzelner Mensch kann neben seinem eigenen, persönlichen Ich, das er sich gleichsam aus den Ich der Vorfahren und seinen eigenen Erfahrungen erschmolzen hat (je mehr Erfahrungen er hineinschmelzen konnte, desto eigenartiger, „personlicher“ ist es geworden) sehr wohl verschiedenen großen Ich als Herberge dienen und Vollzieher ihres Willens werden, wie ein Soldat die Befehle seines Unteroffiziers, Leutnants, Hauptmanns, Obersten, Generals ausführt und dabei er selber bleibt; wie ein Mensch gleichzeitig einer Rasse, einer Armee, Partei, Kirche angehören kann. Der Mensch kann auch, und darin besteht seine Freiheit, dem einen hohen Ich den Gehorsam aufkündigen und sich in den Dienst eines andern begeben. Nicht selten schwankt er zwischen entgegengesetzten, zwischen „Gott“ und dem „Teufel“.

Hat man einmal seinen Blick auf diese Dinge gerichtet, so lernt man immer mehr solcher Wesenheiten unterscheiden, der verschiedensten Art und auf den verschiedensten Ebenen. Der Raum zwischen Himmel und Erde bevölkert sich wieder mit „Göttern“, wie im Altertum. Ihnen ist gemeinsam, daß sie geistiger Natur sind, aber in Menschen wohnen. Gelegentlich kann ihr „Leib“ auf wenige Individuen zusammenschrumpfen, um dann plötzlich gewaltige Ausdehnung zu gewinnen, so wie von einem Wespenvolk alle Einzelwesen im Herbst sterben und das gemeinsame Ich nur noch in der einzigen Mutter überlebt, die es durch den Winter hindurch rettet, um es im Frühjahr wieder auf tausende Einzeler zu verteilen und einer neuen Mutter, oder mehreren, zu übertragen. Oder ein Ich kann Jahre und Jahrzehnte, Jahrhunderte vegetieren, bis seine Zeit gekommen ist; dann wird es überraschend schnell zu einer großen Macht.

Ein Volk, eine Nation ist also ein großes Gruppen-Ich. Seine vierzig oder siebzig oder hundert Millionen verschwinden zwar relativ betrachtet neben den Milliarden und Billionen, in denen sich die Sternenwelt unseres eigenen Körpers ausdrückt. Aber absolut

gesehen, sind es Wesen gewaltiger Ausdehnung. Im Ich des Volkes überwiegt der blutmäßige Anteil, in dem der Nation der geistige Je stärker der geistige Anteil, desto bewußter wird das Ich; denn was die Persönlichkeit auszeichnet, ist gerade das Bewußtsein ihres Selbst, ihres Wesens, ihrer Fähigkeiten und Möglichkeiten, ihrer Grenzen; je scharfer die Grenzen ausgeprägt sind, desto klarer ist die Persönlichkeit umrissen.

Frankreich ist eine solche Persönlichkeit, nicht zuletzt um seiner deutlich erkennbaren Begrenztheit willen, und die „wahrhafte Geschichte der französischen Nation“ ist die Geschichte der Entstehung und Ausbildung dieser Persönlichkeit. Um zu verstehen, was im gegenwertigen Frankreich vorgeht, ist es nötig diese Geschichte in großen Zügen zu wiederholen.

Das Land, das wir heute nach dem germanischen Stamme der Franken „Frankreich“ nennen, wird seit zehn Jahrtausenden von einem Bauernvolke bewohnt, das schon frühe zahlreich geworden sein und den Boden in weitem Umfange urbar gemacht haben muß. Im fünften Jahrhundert vor der Zeitwende eroberten die Kelten dieses Land und richteten sich als Herren dauernd darin ein, auf Kosten der einheimischen Bauern lebend. Wie reich es an Bodenerzeugnissen war, zeigt die Tatsache, daß im zweiten Jahrhundert vor der Zeitwende die germanischen Stämme der Kimbern und Teutonen jahrelang darin umherziehen und sich „aus dem Lande“ ernähren konnten. Später legten sich die Römer ihrerseits als Polizei- und Verwaltungsmacht über die Kelten. In den Jahrhunderten der Völkerwanderung zogen wieder zahlreiche germanische Volkerschaften in dem Lande herum, durch es hindurch, bis mit dem Niedergang der römischen Macht die Franken die politischen Herren wurden. Auch sie waren eine Oberschicht, die, wie Einhart bezeugt, die Arbeit verschmähte.

Die einheimischen Bauern, auf deren Zahl und Arbeitskraft der Reichtum des Landes beruhte, treten von dem Eindringen der Kelten an und durch lange Jahrhunderte nicht in die Erscheinung; die Geschichtsschreiber erwähnen sie nicht einmal. Diese Bauern haben nacheinander die keltische, dann die römische Sprache angenommen. Auf ihrem Rücken bildete sich aus römisch-christlich-germanischen Elementen eine neue „Kultur“, an der sie zunächst keinen Anteil hatten. Wie zahlreich sie aber waren, wissen wir aus Urkunden. Die Mitte des Landes, rings um Paris, war im neunten Jahrhundert schon annähernd so dicht bevölkert wie

gegenwartig, und zur Zeit Ludwigs des Heiligen, im dreizehnten Jahrhundert, soll die Bevölkerung zwanzig Millionen betragen haben. Diejenige Deutschlands zu gleicher Zeit betrug wahrscheinlich weniger als die Hälfte.

Mit der Zeit wurden die Herrensichten eingeschmolzen. Solche Herren vermehren sich niemals stark, weil Erbteilungen den Lebensstandard hinabdrücken wurden, und die Kriege rissen ungeheure Lücken in ihre Reihen. In den Kreuzzügen starben zahlreiche Adelsgeschlechter ganz aus. Die Lücken wurden von wohlhabenden gewordenen Burgern ausgefüllt, die sich ihrerseits aus dem Bauernstande ergänzten; denn die französischen Bauern hatten bis in die zweite Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts viele Kinder, wie es die französischen Bauern Kanadas heute noch haben.

Während dieser ganzen Zeit war es das ritterlich-heldische Ich der Oberschichten, das im französischen Gesamt-Ich den Ton angab. Das bauerliche Ich der Massen war noch nicht über die Stufe dumpfer Halbbewußtheit hinausgekommen. Aber während im Deutschland des Mittelalters die ursprünglich freien Bauern infolge der Wehrverfassung des Lehnswesens immer mehr in Hörigkeit und Unfreiheit hinabsanken, vollzog sich in Frankreich die umgekehrte Entwicklung. Der Grund lag darin, daß die Könige sich nicht auf den Adel, sondern auf die Bauern und Bürger stützten. Diese im allgemeinen zu wenig beachtete Tatsache ist für die ganze französische Entwicklung entscheidend geworden. Etwas Ähnliches finden wir in Deutschland im Herzogtum Württemberg.

Das Ideal der ritterlichen Oberschicht gab offiziell den Ton bis 1789 an; doch schon lange vorher war das bauerliche Ideal über die Literatur in das Geistesleben eingedrungen, ja, es war in der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts romantische Mode geworden. Als Zeuge davon steht noch der „Weiler“ der Königin Marie Antoinette in „Les Trianons“ bei Versailles, wo die Königin mit ihren Hofdamen als „Bauern“ lebte, ihren eigenen Viehstall, Molkerei, Mühle, Fischfang, Küchengarten hatte.

Bald danach kam es zum Entscheidungskampf zwischen beiden Ich-Bestandteilen der Person Frankreich.

Jeder von uns muß einmal diesen Kampf ausfechten. Bis er einundzwanzig Jahre alt geworden und an die Schwelle höherer Bewußtheit getreten ist, hat sich zumeist entschieden, wer von den Ahnen seinem Wesen den Stempel aufgedrückt hat. Zu dieser Zeit sind die mit der Erbmasse empfangenen Eigenschaften der Ahnen

mehr oder weniger in das eigene Ich eingebaut oder abgestoßen. Auch das ging nicht ohne Widerstreit, aber der Kampf vollzog sich unterhalb der Schwelle des Bewußtseins, ohne unser Zutun. Aber jetzt beginnt der Ansturm der geistigen Wesenheiten, die sich den jungen Menschen streitig machen. Je wertvoller sein Ich ist, desto heftiger wird er umkämpft. Alle die Kräfte, die sich hinter den Sammelnamen „Gott“ und „Teufel“ verbergen und viele andere, die keinen so hohen Titel beanspruchen, mochten sich seiner bemächtigen, um an ihm einen getreuen Soldaten, besser noch Offizier, und vielleicht später sogar General zu gewinnen. Daher der schmerzhafteste Zwiespalt in den Jahren des Übergangs von der Jugend zur Reife, jenes Heruber- und Hinubergerissenwerden, das den jungen Menschen bald auf die eine, bald auf die andere Seite stellt, gleich als würde ihm jedesmal der Boden unter den Füßen weggezogen und ein anderer dafür untergeschoben. Wer eine klar umrissene, in sich gefestigte Persönlichkeit werden will, muß sich einmal entscheiden, auf welcher Seite er dauernd stehen bleiben will, und nicht zu spat.

Dieser Entscheidungskampf hat für das Ich Frankreich mit der großen Revolution von 1789 begonnen. Damals hat das bäuerlich-bürgerliche Wesen den ersten großen Sieg davongetragen. Seitdem hat der Kampf nicht aufgehört; er ist auch jetzt noch nicht entschieden, wenn auch über den Ausgang kein Zweifel sein kann.

Vielleicht wird jemand bezweifeln wollen, daß ein bauerliches Ich so lange in der Unterdrückung leben kann, ohne unterzugehen, oder sich völlig zu verändern. Aber es nährt sich von den ewigen, ewig sich gleichbleibenden, unveränderlichen Kräften der Natur, sie strömen ihm durch die Berührung mit dem Boden ununterbrochen zu und sind unendlich viel stärker, als alle Einwirkungen von oben her. Und die Geschichte gerade unserer Zeit liefert zahlreiche Beispiele, wie Bauernvölker, die jahrhundertlang fremden Herren dienen mußten, plötzlich zum Bewußtsein ihrer selbst gekommen sind und ihr Schicksal in ihre eigene Hand genommen haben. Slowenen, Kroaten, Serben, Rumänen, Slowaken, Tschechen, Polen, Litauer, Letten, Esten, Finnen sind solche uralte Bauernvölker. Manche von ihnen haben schon in der Vergangenheit Zeiten der Größe gekannt, andere, wie die Letten und Esten haben seit Jahrtausenden im Schatten gelebt.

Das allermerkwürdigste Beispiel ist zugleich das allerjungste: das Erwachen der Bauern des Niltals. Seit den Anfängen auf-

gezeichneter menschlicher Geschichte sind diese Bauern sich selbst gleichgeblieben. Heute wie vor funftausend Jahren nahen sie sich von flachen Kuchen und Zwiebeln; sie sprechen fast unverändert die Sprache der Hieroglyphen. Dabei zeigen sie nicht die geringsten Merkmale von Dekadenz. Ihre körperliche Leistungsfähigkeit bei der Feldarbeit in glühender Sonne, beim Wasserschöpfen übersteigt bei weitem die der europäischen Bauern. Durch Jahrtausende sind sie von einheimischen und fremden Herren, von ihren Pharaonen, von syrischen Nomaden, von Persern, Mazedoniern, Griechen, Römern, Arabern, Turken, Engländern beherrscht und ausgebeutet worden. Von ihrer Hande Arbeit genährt, sind in ihrem fruchtbaren Lande die verschiedensten Kulturen entstanden, zur Blüte gelangt, altgeworden, gestorben. Jetzt endlich kommen diese Fellachen zum Bewußtsein ihrer selbst und ihrer Kraft. Sie wollen nicht mehr bloß Ausgebeutete sein. Sie können zwar nicht lesen und schreiben, aber der Rundfunk ersetzt ihnen die Bücher und Zeitungen. Und ihre Jugend lernt lesen und schreiben und eignet sich das ganze Wissen unserer Zeit an, diese Jugend fühlt sich jung, trotz vieltausendjährigem Alter. Dieses Beispiel lehrt, wie bedingt die Begriffe „alt“ und „jung“ im Leben der großen Gesamt-Persönlichkeiten sind.

Was in einem Lande in Wirklichkeit altert, ist nicht das Volk selbst, solange es in breiter Fläche die nahe Berührung mit dem Boden aufrechterhält, sondern es sind die Oberschichten; sie altern eben deswegen, weil ihr Aufstieg sie vom Mutterboden loslöst und immer weiter entfernt. Dann kommt der Augenblick, wo ihnen keine Kräfte aus der Erde mehr zufließen, wo sie krank werden und absterben. Auch die Kulturen altern, deren Träger die Oberschichten sind. Kulturen können in einem Lande entstehen und vergehen, ohne daß die Lebenskraft seines Volkes irgendwie dadurch in Mitleidenschaft gezogen wird, wir haben es am Beispiel Ägyptens gesehen. Dieses Beispiel zeigt zugleich die innere Abhängigkeit der Geisteskultur von der Bodenkultur; denn das „Erwachen“ der Fellachen ist ohne Zweifel eine Folge der Einführung der Baumwollkultur, die neuen Reichtum ins Land gebracht hat. Jedermann kennt den Einfluß der Kultur des Weinstocks auf die Geisteskultur eines Landes. In unserem eigenen Vaterlande können wir die größten Unterschiede in der geistigen Haltung feststellen, je nachdem in einer Landschaft Wein gebaut wird oder nicht.

Es können aber auch in einem Lande die alten Oberschichten, Schöpfer seiner Kultur, vergehen, wenn neue Schichten heran- gewachsen sind, die nach oben drängen und das Erbe anzutreten gewillt und imstande sind. So war die Lage in Frankreich am Aus- gang des achtzehnten Jahrhunderts.

Die Geschichte Frankreichs im neunzehnten Jahrhundert mit ihren Revolutionen und ihrem ständigen Wechsel von Regierungs- formen ist in Wirklichkeit der Fortgang des 1789 begonnenen Entscheidungskampfes. Die modernen Franzosen selbst sehen sie so an. Daß die Revolution nicht zu Ende, sondern eine „fort- laufende Handlung“ sei, ist ein wesentlicher Punkt der radikalen Doktrin.

Das Leben der großen Volkspersonlichkeiten spielt sich in größeren Zeiträumen ab, als es die sind, mit denen die herkömm- liche Geschichte rechnet. Sie zählt nach Siegen und Niederlagen, nach Kriegen und Friedensschlüssen. Aber das sind nur Episoden, eine Art Begleitmusik zu der Entwicklung, die sich im Bereich des Ewigen vollzieht, allenfalls dazu zu gebrauchen, den Stand dieser Entwicklung abzuschätzen. Die Geschichtsschreibung sollte sich endlich dazu entschließen, dieser Tatsache Rechnung zu tragen. Kriege wie alle Gewaltanwendung vermögen im Grunde nichts zu entscheiden; sie können immer nur vorübergehend Lebens- äußerungen unterdrücken. Dafür gibt es keinen stärkeren Beweis, als das Schicksal des Versailler Vertrags. Man hatte geglaubt, den Riesen Deutschland auf die Dauer in Fesseln schlagen zu können. Aber als er aus der Betaubung erwachte und sich reckte und streckte, fielen die Fesseln einfach ab. —

Nach der großen Niederlage, die das ritterlich-heldische Ich in Frankreich 1789 erlitten hatte, versuchte es in immer neuen Formen und scheinbar immer wieder mit Erfolg, das bauerlich- burgerliche Ich zurückzudrängen. Im ersten Kaiserreich vermochte es Frankreich auf eine Höhe der Geltung emporzuheben, die das Königtum nie gekannt hatte, um es freilich bald darauf in einen desto tieferen Abgrund hinabzustürzen — eben weil Gewalt immer an sich selbst zugrunde geht. Nach dem Kaiserreich kam ein Auf und Ab verschiedener Formen des Königtums, eine zweite Re- publik, ein zweites Kaiserreich. Das klagliche Scheitern der zweiten Republik im Jahre 1848 schien den alten Kräften end- gültig von neuem den Sieg gegeben zu haben. Aber während dieser ganzen Zeit der Siege und Niederlagen ging unaufhaltsam die Ent-

wicklung weiter, die die Kräfte der Bauern und Bürger stärkte, und als im Jahre 1870 das heldisch-ritterliche Ich Ablenkung von inneren Schwierigkeiten in einem äußeren Krieg gesucht hatte, der wiederum zur Niederlage Frankreichs führte, traten die Bürger und Bauern endgültig die Macht an

Es verdient festgehalten zu werden, daß das französische Volk in seinen breiten Massen die Niederlage von 1871 durchaus als verdient angesehen hat, als eine gerechte Strafe. Strafe dafür, daß man die geheiligten Prinzipien der großen Revolution vertrat, daß man sich von der wirtschaftlichen Blüte verfuhr, allzuwillig mit der freiheitsfeindlichen Diktatur des zweiten Napoleon abgefunden hatte, daß man der Verführung durch Ruhm und Glanz des Imperialismus erlegen war. Endlich dafür, daß das besiegte Frankreich noch sich selbst in einem mörderischen Bruderkriege zerfleischt hatte

Aber das französische Volk war nach diesen Ereignissen wie verstört. Zu tief war der äußere Sturz gewesen. Hatte doch Frankreich Jahrhunderte lang die erste Stelle in Europa eingenommen, es war nicht nur das mächtigste, sondern auch das dichtestbesiedelte, bestgeordnete, fortgeschrittenste, reichste Land gewesen. Den Rückschlag nach dem jäh und maßlosen Aufstieg unter Napoleon I. hatte es noch zu überwinden vermocht, aber jetzt schien es endgültig von seiner Höhe herabgestürzt

In seiner Rat- und Mutlosigkeit glaubte das französische Volk selbst nicht an die Dauer der dritten Republik. Es hatte auch nicht vergessen, daß die erste wie die zweite Republik zu Diktaturen geführt hatten. Thiers war es, der aussprach: „Die Republik wird konservativ sein oder sie wird keinen Bestand haben.“ Die beste Lösung schien eine liberale Monarchie nach englischem Vorbild. Die Bauern erinnerten sich, daß die alten Könige immer ihre Partei gegen die Herren ergriffen hatten. Man wollte endlich, nach achtzig Jahren des unaufhörlichen Auf und Ab und der Bürgerkriege zur Ruhe, zur Ordnung kommen, um wieder aufbauen zu können. So wurde das Wort „Republik“ gar nicht in den Entwurf der Verfassung aufgenommen; durch einen Zusatzantrag, in dem es wie zufällig vorkommt, wurde es eingeschmuggelt, und auch das nur mit einer Stimme Mehrheit.

Kennzeichnend für die Lage ist die Tatsache, daß die Nationalversammlung, um Gott zu versöhnen, den Bau einer großen Sühnekirche auf dem Montmartrehügel beschloß, mit dem 1875

begonnen wurde. Es ist die Kirche Sacré-Coeur, die zusammen mit dem Eiffelturm das weithin sichtbare Wahrzeichen von Paris geworden ist!

Entschieden revolutionär und republikanisch war eigentlich nur das Volk von Paris, aber durch den ungeheuren Blutverlust des Kommuneaufstandes geschwächt, war es handlungsunfähig geworden; es verlor damals die entscheidende Stellung, die es seit dem Mittelalter im politischen Geschehen des Landes innegehabt hatte.

Daß es trotzdem nicht zur Wiederherstellung der Monarchie kam, daß die Dritte Republik sich nicht nur behaupten und allmählich festigen konnte, gehört zu den allermerkwürdigsten und aufschlußreichsten geschichtlichen Ereignissen.

Zunächst scheiterte die Monarchie an dem bornierten Eigensinn des Kronprätendenten, des Herzogs von Chambord, der in der Verbannung zu Frohsdorf in Österreich lebte. Er weigerte sich hartnäckig, die Tricolore anzuerkennen, die aus der Vereinigung der Pariser Stadtfarben blau/rot mit dem Weiß des Lilienbanners gebildet worden war, und bestand auf der Wiedereinführung dieses letzten. Alle Versuche, ihn umzustimmen, blieben vergeblich. Soviel wußte doch auch der alte Marschall Mac Mahon, der sich als Präsident der Republik durchaus für den Platzhalter des Königs hielt, daß es ganz unmöglich wäre, die Uhr einfach um achtzig Jahre zurückzustellen. Einen andern König aber zu berufen, als den rechtmäßigen Anwärter aus dem Hause Capet, kam nicht in Frage.

Sodann fand die Republik einen begeisterten Herold in dem Advokaten Gambetta, der schon im Winter 1870/71 die „Erhebung der Massen“ nach dem Muster von 1793 zu organisieren versucht hatte. Gambetta ist es gewesen, dessen persönliche, unermüdliche, begeisterte Werbetätigkeit für die Republik dieser zu Dauer und zu wirklichem Leben verholfen hat.

Diese Ereignisse bleiben schwer zu erklären, wenn man sich nicht entschließt, dahinter einen bewußten Willen zu sehen, der das Ziel kannte und ihm durch alle Klippen und Fährnisse hindurch zusteuerte. Dieses Ziel war der Sieg des bäuerlich-bürgerlichen Ich, dessen Zeit gekommen war. Eine Monarchie, mochte sie noch so liberal sein, hatte der Erreichung dieses Ziels im Wege gestanden. Die Erinnerung an die tausendjährige „glorreiche“ Monarchie der Capetinger hätte sie überschattet. Für die alten Ober-

schichten wäre sie das willkommene Werkzeug gewesen, sich dem Aufstieg des Volkes entgegen zu stellen, und neue Kämpfe wären die Folge gewesen

Die Dauer und Gesundheit einer Staatsform hängt immer davon ab, in welcher Weise die Frage der Eliten gelöst ist. In England z. B. kann sich das Königtum in allen Stürmen und Wechselfällen erhalten, weil diese Frage dort eine Lösung gefunden hat, die an Vollkommenheit grenzt, soweit man in menschlichen Dingen von solcher reden kann. Nicht nur ergänzen sich die englischen Oberschichten fortwährend durch Zuwahl aus den unteren Schichten (wie der Fall Ramsay Mac Donald zeigt), sondern sie bringen auch rechtzeitig, ehe sie durch die Umstände gezwungen werden, die erforderlichen Opfer (Verzicht des Oberhauses auf einen Teil seiner Rechte) und endlich verhindern sie, daß der Herrscher Fehler begeht, die dem Ansehen der Krone unwiderruflichen Schaden zufügen konnten; wenn es nicht anders geht, zwingen sie ihn abzdanken. Man möchte sagen, daß in England die Oberschichten die Träger des Gesamt-Ichs sind; damit stimmt auch überein, daß dieses eine ausgesprochen imperialistische und aristokratische Färbung hat.

In Frankreich liegen die Dinge ganz anders. Die alten, überständig gewordenen Oberschichten sind längst vom Ich der Nation verlassen worden, das in den bäuerlich-bürgerlichen Massen Wohnung genommen hat. Schon nach 1815, als jene aus mehr als zwanzigjähriger Verbannung heimkehrten, hat man von ihnen gesagt, sie hätten „nichts gelernt und nichts vergessen“. Daran hat sich seitdem nichts Wesentliches geändert. Auch heute sagt man wieder dasselbe und mit Recht. Auch heute, in schicksalsschwerer Zeit, sieht man ihre Vertreter die gleichen Fehler begehen, die vor hundertfünfzig Jahren die Vorfahren aufs Schafott brachten. Sie sind auf ihrem hohen Kulturniveau erstarrt und sehen nicht, daß eine neue Zeit heraufgekommen ist. Im Grund ihrer Seele hassen und verachten sie die „canaille“.

So war es also in jenen Jahren der Ratlosigkeit nach 1870 der Wille der Person Frankreich, der die Verlegenheitslösung einer konstitutionellen Monarchie vereitelte und die französische Nation zwang, den kampfreichen Weg der Republik weiterzugehen, der die Tore der Zukunft offen ließ.

Ohne Zweifel hat jedes der großen Ich, die in den Völkern leben und ihren Ausdruck finden, eine Aufgabe zu lösen, eine „Mission“

zu erfüllen — das sagt jedem Volk sein eingeborenes Gefühl. Wenn es die Aufgabe des deutschen Volkes scheint, das Chaos zu bändigen und an seine Stelle eine sinnvoll-strenge Ordnung zu setzen — und zu dieser Aufgabe ist der deutsche Mensch besser befähigt, als irgendein anderer, weil er selbst immer am Rand des Abgrunds lebt und das Chaos sieht und kennt —, so wird man die Aufgabe Frankreichs darin sehen können, den natürlichen Kräften der menschlichen Seele in möglichst unbehindertem Spiel das Suchen nach neuen Formen menschlichen Zusammenlebens, das Herausarbeiten solcher Formen zu gestatten. Dazu wieder sind die französischen Menschen besser befähigt als andere, weil sie starker im Boden und in der Vergangenheit verwurzelt sind, weil allem vorübergehenden Anschein zum Trotz die Gefahr des Absinkens ins Chaos für sie nicht besteht, viel eher die Gefahr des Erstarrens im Hergebrachten. Alle politische Unruhe in Frankreich ist in Wahrheit Gegenwehr gegen diese Gefahr des Versteinerns.

Die große, gemeinsame Aufgabe der europäischen Völker, um deren Lösung sich jedes in seinem Bereich muht, ist die: eine Organisation des Staates zu schaffen, die den erst im vergangenen Jahrhundert neuentstandenen Menschenmassen endgültig ihren Platz im nationalen Organismus zuweist. Das Problem der Ernährung und Unterbringung dieser Massen ist das wahre Problem unserer Zeit. Es ist bisher dadurch verdunkelt worden, daß die Ausstattung des Erdballs mit den Errungenschaften von Technik und Wissenschaft während des neunzehnten Jahrhunderts gestattet hat, die europäischen Massen auf Kosten der andern Erdteile zu ernähren; jetzt aber ist die Ausstattung im wesentlichen vollendet oder doch nicht mehr das Monopol der europäischen Länder. Man vergißt auch, daß es Massen im heutigen Sinn bis zu Beginn des neunzehnten Jahrhunderts nicht gegeben hat. Mit Ausnahme von Frankreich und den Niederlanden waren alle europäischen Länder nur dünn besiedelt; aber im neunzehnten Jahrhundert haben sie ihre Bewohnerzahlen zum mindesten verdoppelt, zumeist aber verdreifacht, vervierfacht, verfünffacht. Darum handelt es sich, diese neuen Massen, die vorher nicht da waren, endgültig in das Leben der Nation einzugliedern. Es ist kein „Aufruhr der Massen“, wie es den Vertretern der Oberschichten erscheint, keine „Empörung von Sklaven“, sondern ein aus den Tiefen geborener, unwiderstehlicher Auftrieb.

Der Fall Gambetta gestattet außerdem gewisse lehrreiche Rückschlüsse auf die Eigenart der geheimnisvollen Person Frankreich. Gambetta war italienischer Abkunft; sein Vater, Krämer in der Stadt Cahors, deren monumentale Brücke eine der großen Architektursehenswürdigkeiten des südlichen Frankreich ist, stammte aus Genua und hat nie richtig französisch sprechen gelernt (er teilte diesen Mangel mit der Mutter Napoleons, Madame Laetitia, die bekanntlich den Erfolgen ihres Sohnes immer skeptisch zusah und ihrem Zweifel mit den Worten Ausdruck zu geben pflegte. „Pourvou que ça doure“) Wenn Frankreich unter seinen Kindern niemand Geeigneten findet, dem es eine Mission übertragen kann, so bemächtigt es sich mit großer Unbefangenheit eines Fremden. Wer nur auf französischem Boden geboren ist, die Atmosphäre des Landes mit dem ersten Atemzug eingesogen hat, der gilt als vollwertiger Franzose, als Kind des Landes, selbst wenn seine Mutter etwa nur zur Entbindung in eine französische Klinik gekommen wäre. Die Hunderttausende von fremden Kindern, die in Frankreich geboren sind und dort aufwachsen, werden mit einer Schnelligkeit assimiliert, die ohnegleichen ist. In den Volksschulen sind die kleinen Polen, Tschechen, Madjaren, Italiener die Besten in Rechtschreiben, Sprachlehre, Stil; von ihnen lernen die Eltern französisch. Das ist durchaus logisch und liegt im Charakter der französischen Nation als einer vorwiegend geistigen (Sprach- und Kultur-)Gemeinschaft, in der kaum noch Erinnerungen an die Herkunft aus den verschiedenen Stämmen vorhanden sind.

+

Im Jahre 1871 sind also die alten Oberschichten, deren Außenpolitik völlig gescheitert war, endgültig von der Macht verdrängt worden und die Bürger und Bauern haben die Herrschaft übernommen. Alles, was sich seitdem in der französischen Innenpolitik ereignet hat, waren Kämpfe um die Sicherung dieser Herrschaft.

Träger der republikanischen Ideen in Frankreich waren die Intellektuellen. (Das Wort hat in der französischen Sprache keinerlei Nebengeschmack.) Unter der alten Monarchie sind es die „Enzyklopädisten“ gewesen, Diderot, Voltaire, Montesquieu, Rousseau, die bewußt, wenn auch auf rein geistigem Gebiet, auf die Revolution hingearbeitet haben. Unter Napoleon I., in der wieder-

hergestellten Monarchie, im zweiten Kaiserreich, immer stand die Mehrzahl der Künstler, Dichter, Gelehrten „links“. Einer der berühmtesten Dichter der Romantik, Lamartine, hat eine entscheidende und unglückliche Rolle in der Revolution von 1848 gespielt. Victor Hugo, die größte Erscheinung unter den Dichtern des neunzehnten Jahrhunderts, ging freiwillig in die Verbannung, um gegen die Polizeiherrschaft Napoleons III zu protestieren. Auch in der Gegenwart stehen nicht nur bekannte Dichter, sondern auch Gelehrte von Weltruf, wie das Ehepaar Joliot-Curie, die Forscher Perrin und Langevin politisch sehr weit links.

Die Intellektuellen waren es auch zunächst, die, von Gambetta aufgerüttelt, nach 1871 in der Provinz dem republikanischen Gedanken zum Siege verhalfen. Die größte Rolle haben dabei die Volksschullehrer und die Landärzte gespielt; man sagt geradezu, sie seien es, die die Dritte Republik „gemacht“ haben. Vielleicht war es nicht allzuschwer, die Bauern zu gewinnen. Der französische Bauer haßt den Krieg wie den Leibhaftigen mit einer Leidenschaft und einem Abscheu, von dem wir uns schwer eine Vorstellung machen können. Die Republik versprach ihm Frieden und Freiheit und gab ihm ein Recht, sein Schicksal mitzubestimmen. Damit hat sie ihn gewonnen. Sie hat ihr Versprechen auch gehalten, und so sind die Bauern die zuverlässigsten Stützen der Republik geworden.

Mit der zunehmenden Erholung des Landes von der Niederlage von 1871 kamen indessen auch die Gegner der Republik wieder zu Kräften. Handel und Industrie nahmen einen Umfang an, den man vorher nicht gekannt hatte. Frankreich, das geldreichste Land Europas, wurde der große Bankier der Welt. In allen Erdteilen lieh es den Regierungen Geld, finanzierte es den Bau von Eisenbahnen, Hafenanlagen, Bergwerken, Fabriken; alle Länder wurden ihm tributpflichtig. Banken, Versicherungsgesellschaften, Industriekonzerne wurden zu wahrhaften Mächten im Staate. Dort fanden die Feinde der Republik, Adel und Kirche, Anlehnung und neue Kräfte.

In den achtziger Jahren wollte der General Boulanger eine Militärdiktatur errichten, scheiterte aber an seiner eigenen Unzulänglichkeit. Aber zehn Jahre später fühlten sich die Militärkreise, die man in Frankreich mit dem Namen „der Generalstab“ zu bezeichnen pflegt, stark genug, einen entscheidenden Kampf mit der öffentlichen Meinung aufzunehmen. Ein Generalstabshauptmann war auf Grund gefälschter Beweise wegen Spionage zu

lebenslanglicher Deportation verurteilt worden. Als der Verdacht eines Rechtsirrtums immer größer wurde, schob der Generalstab die Staatsraison vor, wegen deren die Revision des Prozesses unmöglich sei. Als er sich doch dazu bequemen mußte, verurteilten die Richter den Angeklagten auf Befehl von neuem. Eine ungeheure Aufregung entstand im ganzen Lande. Das Objekt, um das der Streit ging, trat in den Hintergrund, die grundsätzliche Frage, wer starker sein werde, der Generalstab oder die Republik, schied das ganze Land in zwei Lager. Vielen, die für den Hauptmann Dreyfus eintraten, war er gleichgültig und selbst unsympathisch. In diesem Kampfe ist der Generalstab unterlegen und hat sich von dieser Niederlage nicht wieder erholen können. Heute ist er eine technische Behörde im Dienste der Republik, mögen auch manche Generale noch mit royalistischen oder bonapartistischen Ideen liebäugeln.

Einige Jahre später kam der Kampf mit der Kirche zum Austrag. Er erregte die Gemüter nicht entfernt so, wie der vorhergehende. Es hat sich dabei auch nicht um Angriffe gegen die christliche Lehre gehandelt, noch um Behinderung der freien Religionsausübung, sondern darum, der römischen Kirche ihren beherrschenden Einfluß auf das Unterrichtswesen zu entreißen und ihre wirtschaftliche Macht zu brechen, denn die Kirche war eine der reichsten Grundbesitzerinnen. Dies geschah durch die sogenannte Laiengesetzgebung und die Enteignung und Vertreibung der geistlichen Kongregationen.

Auch die Kirche hat sich mit ihrer Niederlage abgefunden. Nach einigen Jahren des Grollens hat sie ihren Frieden mit der Republik gemacht. Ihren politischen Einfluß hat sie nicht wiedergewonnen, aber ihr geistiger Einfluß ist heute in starkem Anwachsen. Für das gegenwärtige Verhältnis zwischen Republik und Kirche ist bezeichnend, daß die französische (Volksfront-) Regierung den Papst im Jahre 1937 zu den Feierlichkeiten bei der Einweihung der neuen Wallfahrtskirche in Lisieux und zu einem Aufenthalt im Schloß von Versailles eingeladen hat.

Je mehr die Armee (als Nachfolgerin des Adels) und die Kirche in ihrem politischen Einfluß beschränkt worden sind, desto stärker ist der Einfluß der Geldmächte geworden. Ihre Macht ist unaufhörlich gewachsen und mit der Zeit schier unbesieglich geworden. Im Jahre 1897 schrieb Anatole France: „Es ist wahr, daß die Finanz heute eine Macht geworden ist und daß man von ihr sagen

kann, was man ehemals von der Kirche sagte: sie sei eine illustre Fremde zwischen den Nationen“ Und im Jahre 1905 warnte Charles Maurras in einem Buch über „Die Zukunft der Intelligenz“ vor deren „Knechtung durch das Geld“ und stellte fest: „Einige hundert Familien sind die Beherrscher des Planeten geworden“

Alles was gegenwärtig in Frankreich vorgeht, ist bedingt durch den Kampf der Nation gegen die Beherrschung durch die Hochfinanz, die ihre Stellung mit allen Mitteln und rücksichtslos verteidigt. Die Vorgänge der jüngsten Zeit, die im Auslande zumeist falsch gedeutet werden oder unverständlich erscheinen, sind in Wahrheit die Phasen dieses Kampfes

Bis zum Jahre 1936 übte die Hochfinanz ihre politische Macht durch den Regentschaftsrat der Bank von Frankreich aus. Dieser Rat wurde von den zweihundert größten Aktionären der Bank von Frankreich gewählt, die eine förmliche Finanzaristokratie bildeten. Bei dem hohen Kurs der Aktien mußte man mehrfacher Millionär sein, um das Wahlrecht ausüben zu können; alle Kleinaktionäre waren ausgeschlossen. Der Besitz an Aktien wurde in den „zweihundert Familien“ (diese Bezeichnung hat als politisches Schlagwort eine entscheidende Rolle im Wahlkampf von 1936 gespielt) sorgsam zusammengehalten, er wurde vererbt, erheiratet. Die Würde eines Regenten der Bank von Frankreich war in gewissen Familien praktisch geradezu erblich geworden.

Der Gegensatz zwischen Republik und Hochfinanz blieb latent, solange wirtschaftlicher Wohlstand herrschte. Zum offenen Kampf kam es erst, als die Weltkrise endlich auch Frankreich, das so lange eine glückliche Insel geblieben war, erfaßte, und vor allem, als die Rüstungsausgaben in einem Maße stiegen, das ihre Deckung aus Steuereinnahmen völlig unmöglich machte.

Es ist einer der merkwürdigsten Widersprüche, daß in dem reichen Frankreich, dessen Bürger gewiß die genauesten und sparsamsten Haushalter sind, die öffentlichen Finanzen nie in Ordnung gewesen sind. Die französischen Könige, an deren Freigebigkeit sich nicht nur deutsche Fürsten mit der Bitte um Subsidien und Pensionen wandten, sondern auch Gelehrte aller Länder, die Geld zu Forschungen oder zum Ankauf wissenschaftlicher Werke brauchten, haben in Wirklichkeit immer von der Hand in den Mund gelebt. Sie erpreßten von ihren Untertanen immer größere „Beihilfen“ (aides) und halfen sich im übrigen durch Ämterverkauf. Unaufhörlich wurden neue Ämter und Hofchargen geschaffen oder

Adelstitel verkauft, wofür unter den reichgewordenen Burgern immer Liebhaber vorhanden waren. Es ging auch so. Denn im Grunde standen die Ausgaben nie außer Verhältnis zu der finanziellen Leistungsfähigkeit des Landes. Solange diese Grenze eingehalten wird, kann sich ein Land den Luxus einer verlotterten Buchführung gestatten.

Später, im neunzehnten Jahrhundert, flossen so große Summen an Zinsen für geliehenes Kapital aus der ganzen Welt nach Frankreich, daß das Steueraufkommen leicht zur Deckung der Ausgaben reichte. Darüber hinaus zehrte, wer irgendeinen Anspruch vorbringen konnte, mit am großen „Butterteller“. Die Schäden einer kleinen Frühjahrsüberschwemmung, ein Hagelschlag, ein Frostschaden boten erwünschten Anlaß, den Bauern reichliche Subventionen zu verteilen; die Arbeit der Abgeordneten bestand zum nicht geringen Teil darin, dafür zu sorgen, daß ihr Bezirk dabei nicht zu kurz kam.

Das alles ist von Grund auf anders geworden. Heute ist vielleicht die „Buchhaltung“ des Staates in Ordnung, aber die Geldquellen versiegen, und die Ausgaben sind so maßlos gewachsen, daß sie weder durch Steuern noch durch Anleihen beim Sparkapital mehr aufgebracht werden können. Allein die Rustungen verschlingen Summen, an die früher niemand auch nur von ferne gedacht hätte. Der Staat kann nur noch bei den Banken entlehnen und ist so in offene Abhängigkeit von ihnen gekommen. Dadurch haben diese bestimmenden Einfluß auf den Gang der Innen- wie der Außenpolitik gewonnen. Mit den Banken eng verflochten sind die Versicherungsgesellschaften und die großen Industriekonzerne.

Als der Ministerpräsident Pierre-Etienne Flandin, der selbst der Rechten angehört, im Sommer 1935 in einer Rede seinem Unmut über die Tyrannei des Geldes Luft machte und Maßregeln gegen die Hochfinanz ankündigte, wurde er von dieser mit der größten Rücksichtslosigkeit unverzüglich zum Rücktritt gezwungen. Die Banken zogen einfach Gold in großen Mengen von der Bank von Frankreich ab, um es ins Ausland zu verbringen, und die Bank von Frankreich weigerte sich, dagegen einzuschreiten. Auch der Nachfolger Flandins, Fernand Bouisson wurde bei seinem ersten Auftreten vor der Kammer sofort wieder gestürzt. So groß waren Macht und Einfluß der Hochfinanz. Erst als der Präsident der Republik Pierre Laval mit der Regierung betraute, fand dieser Gnade vor ihren Augen.

Diese Vorgänge und Zustände sind den Volksmassen keineswegs unbekannt geblieben, und der große und allgemeine Unwille, den sie erregt haben, ist die wirkliche Ursache des überwältigenden Sieges der Linken im Frühjahr 1936, der zur Bildung der Volksfrontregierung geführt hat. Wenn man das weiß, beurteilt man die französische Volksfront anders, als es gemeinhin geschieht. Sie hat an sich mit dem Marxismus als politischer Doktrin nichts zu tun. Allerdings trägt die stärkste Partei der Mehrheit eine marxistische Etikette; aber es ist eben nicht mehr als eine Etikette. Und den Vertrag mit Moskau hat nicht die Volksfrontregierung abgeschlossen, sondern eine Regierung der Rechten, auch heute noch hat er auf der Rechten entschiedene Verteidiger. Die französische Volksfront ist einfach der Ausdruck des Willens der Mehrheit des französischen Volkes.

Eine der ersten Handlungen der Volksfrontregierung war die Abänderung des Statuts der Bank von Frankreich und die Schaffung eines der Regierung gefügigen Regentschaftsrates. Der Einfluß der Hochfinanz ist dadurch nicht gebrochen worden; die Regierung hat nur die Möglichkeit gewonnen, ihre unmittelbaren und dringendsten Geldbedürfnisse bei der Bank von Frankreich zu decken. Zur Unterbringung von Anleihen ist sie nach wie vor auf die Banken und Versicherungsgesellschaften angewiesen. Das stellte sich heraus, als der sozialistische Finanzminister Vincent Auriol eine große Anleihe auflegte, von deren Erfolg das Prestige der Regierung abhing. Die Banken weigerten sich, zu zeichnen, und der Finanzminister mußte seine ganze, „neue“ Finanzpolitik völlig aufgeben und zu den „bewahrten“ Grundsätzen des liberalen Kapitalismus zurückkehren. Die Regierung mußte sich sogar zwei Vertrauensmänner der Banken als Kontrollorgane gefallen lassen, und deren Rücktritt im Juni 1937 genügte, um die erste Volksfrontregierung zu stürzen.

Das französische Volk sieht diesem Kampf zwischen den von ihm beauftragten Regierungen und den Geldmachten mit steigender Erbitterung zu. Auch der kleine Mann in Frankreich ist sich bewußt, daß die regierenden Männer seine „Beauftragten“ sind, er ergreift mit Leidenschaft Partei gegen die Geldmächte. Es ist das große Ringen des Ich Frankreich mit Mammon, und es ist wirklich ein Kampf auf Leben und Tod. Dieser Kampf geht nicht nur Frankreich an, sondern alle Länder, die ganze Menschheit. Mammon ist der wahre Tyrann der Menschheit, das Geld ist aus einem Mittel zu einer Macht geworden.

Jeder grundsätzliche Sieg über diese Macht kommt der gesamten Menschheit zugute

Denn „Mammon“ ist es, der sich der Eingliederung der arbeitenden Massen in das Wirtschaftsleben der Nation widersetzt. Geld erheischt Verzinsung, Verzinsung setzt Nutzen voraus. Das kann nicht anders sein. Aber der Nutzen des einzelnen ist in Gegensatz zu dem der Gemeinschaft gekommen. Das Gemeinwohl erfordert, daß alle Volksgenossen Brot und Arbeit bekommen, sie haben ein unabdingbares Recht darauf. Aber Mammon will und darf, wenn er seinen Grundsätzen treu bleiben will, nur so viele Arbeiter beschäftigen, als mit seinem Nutzen vereinbar ist. Hier ruht der ganze Konflikt.

Der Kampf ist in Frankreich besonders hart, weil Frankreich schon fröhe ein geldreiches Land war und daher die Macht des Geldes tiefer eingewurzelt ist und auf breiterer Grundlage beruht, als z. B. bei uns. Schon zu Beginn des vierzehnten Jahrhunderts sah sich der König Philipp der Schöne veranlaßt, den Kampf gegen die Tempelherren, die die großen Bankiers der Zeit waren, aufzunehmen. Er veranlaßte zunächst den Papst Clemens V., den Orden im Jahre 1312 zu verbieten, und als dies nichts nutzte, ließ er den Großmeister Jacques Molay und alle Tempelritter, deren er habhaft werden konnte, verhaften und nach kurzem Prozeß auf dem Scheiterhaufen verbrennen. Seinem Geldreichtum verdankte Frankreich den Vorsprung, den es vor allen Ländern des europäischen Festlandes frühzeitig gewonnen hatte. In Frankreich hat es daher auch immer mehr reiche oder doch wohlhabende Leute gegeben, als anderswo. Das ist bis in die neueste Zeit so geblieben und ändert sich erst in der Gegenwart als Folge der zunehmenden Geldentwertung. Es ist für Frankreich geradezu kennzeichnend, daß soviel Menschen etwas „zuzusetzen“ haben. Sie sind nicht darauf angewiesen, viel zu verdienen, sie können sich mit bescheidenen Gehältern begnügen, es auch wohl eine Weile ohne Verdienst aushalten, zumal sie in ihren Ansprüchen maßig sind. Der Kampf ums Dasein ist gemildert, es fehlt ihm das Brutale. Die berühmte „douceur“ des Lebens in Frankreich hat hier ihren Ursprung.

Auf der andern Seite hängen die Franzosen mehr am Gelde als wir Deutschen. Die Liebe zum Gelde nimmt zuweilen die allerseeltsamsten Formen an, die uns oft abenteuerlich anmuten. Außerdem sind viele führende Männer, auch der Linken, persönlich

reich, und das macht es ihnen schwer, entscheidende Maßregeln gegen die Macht des Geldes zu ergreifen; denn niemand mag den Ast absägen, auf dem er sitzt

Diese Dinge haben mit Gut und Böse an sich nichts zu tun. Das Verdienst der kapitalistischen Wirtschaftsordnung, den Erdball wirtschaftlich erschlossen zu haben, bleibt ungeschmälert. Ohne den Anreiz des Nutzens hätten sich die wagemutigen Männer, denen die Erschließung zu verdanken ist, nicht entschlossen, ihre Fähigkeiten, ihr Vermögen, ihr Leben aufs Spiel zu setzen. Aber jede Kraft wird dann „böse“, wenn sie sich der Fortentwicklung des Guten zum Besseren widersetzt. Das Bessere ist der Feind des Guten; vom Besseren aus gesehen erscheint das bloß Gute böse. Alles, was sich auf Erreichtem ausruht, alles, was aus Selbstsucht stehen bleibt, alles Verholzte, Verhartete, Verkalkte wird alsbald „böse“

Im neunzehnten Jahrhundert und bis zum Weltkriege konnten die neuentstandenen Massen, wie wir sahen, noch „mit Nutzen“ beschäftigt werden, weil die wirtschaftliche Erschließung des Erdballs Arbeit gab. Außerdem war die Arbeit zumeist Handarbeit und beanspruchte viele Hände

Heute ist die Zeit der „unbegrenzten Möglichkeiten“ für den Welthandel endgültig vorbei und wird nie wieder kommen. Denn heute teilen sich viele Länder in die Erzeugung des Weltbedarfs; Europa hat kein Monopol mehr. Sodann vermögen die neuen dünnbesiedelten Länder dank der Entwicklung der Maschinen mühelos genau soviel hervorzubringen, wie die alten dichtbesiedelten Industrieländer Europas. Durch Jahrtausende hat der Reichtum eines Landes auf dem Reichtum an arbeitenden Händen beruht. Heute ist Reichtum an Menschen nicht mehr an sich wirtschaftlicher Reichtum; er ist viel eher eine ungeheure Last und Verantwortung für die Regierenden.

Die Folge der Ausstattung des Erdballs mit Maschinen ist jene allgemeine Überproduktion an Bodenerzeugnissen und Gütern aller Art geworden, die die wahre Ursache der großen Wirtschaftskrise ist. Seit die Menschheit die Erde bevölkert, war immer von allem zu wenig da; es herrschte immer Bedarf und dieser gestattete, die erzeugten Waren mit Nutzen zu verkaufen, das Problem bestand nur darin, die Waren dorthin zu bringen, wo Bedarf vorhanden war. Das hat sich von Grund auf geändert. Jetzt ist von allem zu viel da. Die Erzeuger müssen einander unterbieten,

um verkaufen zu können, von Nutzen ist — im Welthandel — keine Rede mehr. Damit das wirtschaftliche Leben nicht zum Erliegen kommt, verwenden die Staaten zweierlei Mittel. Einerseits schaffen sie durch Absperrung gegen die Außenwelt im Innern des Staates künstlichen Mangel, der den Verkauf mit Nutzen wieder möglich macht. Andererseits decken sie die Verluste, die der Fabrikant auf dem Weltmarkt infolge des gegenseitigen Unterbietens erleidet, durch Exportprämien und Zuschüsse. Aber alle diese Maßregeln stellen keine Lösung dar, sondern schieben die Lösung nur hinaus. Die Lösung kann nur darin bestehen, daß dem Geld seine Machtstellung genommen und es wieder auf die Rolle des Dieners beschränkt wird.

In diesem Kampfe gegen die Macht des Geldes blicken unzählige Franzosen mit leidenschaftlichem Interesse auf das, was sie das „deutsche Experiment“ nennen. Es macht ihnen den größten Eindruck, daß es für das nationalsozialistische Deutschland, sobald etwas als notwendig erkannt ist, Schwierigkeiten der Geldbeschaffung nicht zu geben scheint. Aber sie sind sich doch deutlich bewußt, daß die deutschen Lösungen in Frankreich nicht anwendbar sind. Gerade auf diesem Gebiete tritt einer der tiefen Wesensunterschiede zwischen Deutschen und Franzosen in die Erscheinung. Wir Deutschen — wie alle nordischen Völker — sind Anhänger empirischer Lösungen; aus Prinzipien machen wir uns nicht allzuviel, allenfalls sind sie zur Verbrämung der praktischen Lösungen nützlich. Die Franzosen jedoch, tief überzeugte Verehrer der Vernunft, können sich mit empirischen Lösungen nicht zufrieden geben; sie suchen und brauchen grundsätzliche Lösungen. Alles Grundsätzliche spielt in Frankreich eine Rolle, von der man sich außerhalb kaum einen richtigen Begriff machen kann. Die Aufgaben müssen im Gebiet der Logik, mit Mitteln des Denkens, gelöst, in mathematische, beweisbare, unwiderlegliche Formeln gebracht werden, sonst haben die Lösungen für die Franzosen keinen Wert. Sie sehen am deutschen „Experiment“ voraus, daß sich das Problem in dem Augenblick von neuem stellen wird, wo einerseits die militärische Rustung, andererseits die Ausstattung des Landes mit neuen Produktionsmitteln vollendet sein und sich der gegenwärtige „Mangel“ in Deutschland naturnotwendig wie in der übrigen Welt in „Überfluß“ verkehrt haben wird.

Dazu kommt, daß bei der Eigenart und dem Entwicklungszustand des französischen Volkes mit Mitteln des Zwanges nichts

auszurichten ist; man muß im Gegenteil immer damit rechnen, daß sie ins Gegenteil des Gewollten ausschlagen

So bleibt nichts übrig, als den gegebenen Kräften zu überlassen, sich aneinander zu messen. Das mag als eine Kraftvergeudung erscheinen, und der Schaden ist nicht gering; aber es entspricht durchaus dem französischen Wesen und seiner Auffassung von Freiheit, und daran läßt sich nichts ändern. Daß die gesunden Kräfte des Volkes den Sieg davontragen werden, daran mochten wir nicht zweifeln. Auf jeden Fall wird die gefundene Lösung keine kunstliche, sondern eine natürliche und eine solche von prinzipieller Bedeutung sein. Ein führender Franzose, der Kardinal Verdier, hat dies vor kurzem mit folgenden Worten ausgedrückt: „Wir leben unter der Herrschaft der Freiheit. Man wirft uns im Auslande oft vor, durch unsere Kämpfe einen großen Teil unserer lebendigen Kräfte zu vergeuden. Aber ich bin nicht sicher, ob es nicht nötig ist, daß irgendwo in der Welt ein großes Volk lebt, wo alle Kräfte sich frei kundgeben und entfalten können. Vielleicht liegen in dieser großartigen Garung Verheißungen, für die uns die Welt eines Tages danken wird.“

Zu der großen wirtschaftlichen Umwälzung, die in der ganzen Welt in Gang gekommen ist, tritt in Frankreich eine besondere außenpolitische Krisis hinzu. Seit sieben Jahrhunderten hat Frankreich Deutschland gegenüber jene Politik verfolgt, die in Richelieu ihren genialsten Vertreter gefunden hat; als ihr Denkmal kann der Westfälische Friede angesehen werden, unter dessen Herrschaft Europa hundertfünfzig Jahre gelebt hat. Vor hundertachtzig Jahren hat sich die öffentliche Meinung Frankreichs zum erstenmal gegen diese Politik gewendet, als sie gegen das „Herumwerfen der Bündnisse“ durch Ludwig XV. auftrat; sie verlangte ein enges Zusammengehen mit Preußen. Seit jener Zeit besteht ein innerer Zwiespalt in der Beurteilung der Außenpolitik in Frankreich, und dieser Zwiespalt ist immer wieder und immer verstärkt zum Ausdruck gekommen, aber die traditionelle, „bewahrte“ Außenpolitik nach dem Vorbild Richelieus hat jedesmal die Oberhand behalten. Um sie zu ändern, wäre Wagemut nötig gewesen, aber gerade dieser ist eine Eigenschaft, die dem vorsichtig tastenden, dem Boden nahebleibenden bauerlichen Ich fehlt. Der einzige Außenpolitiker der Nachkriegszeit, der diesen Mut gehabt hätte, Aristide Briand, wurde sofort abberufen, als er in Cannes die ausgefahrenen Bahnen der herkömmlichen Politik verlassen wollte.

Der Vertrag von Versailles war der letzte große Sieg der außenpolitischen Tradition, der Westfälische Friede ist sein deutliches Vorbild. Aber während dieser, vom französischen Standpunkt gesehen, ein Meisterwerk war, das denn auch länger als irgendein anderer Vertrag der neueren Zeit Bestand gehabt hat, ist der Versailler Friede, gerade vom französischen Standpunkt, eine erbarmliche Arbeit, geboren aus Ratlosigkeit, Verwirrung, Unwissenheit, Haß, in der nicht nur die tatsächlichen Möglichkeiten, sondern auch die volkischen und geographischen Gegebenheiten und die wirtschaftlichen Notwendigkeiten außer acht gelassen sind. Bald nach seinem Entstehen wurde deutlich, daß er so nicht dauern könnte, und die Sieger selbst haben nie wirklich an ihn geglaubt. Insbesondere war er auf geistigem Gebiet der Persönlichkeit Frankreich unwürdig, die nach ihrem Charakter versöhnlich, friedfertig und nicht ohne Großmut ist. Der entscheidende Fehler war der, den vierzehn Punkten Wilsons nachtraglich die Rolle einer erlaubten Kriegslist zuzuweisen. Man kann ohne Übertreibung sagen, daß es diese vierzehn Punkte sind, die jetzt ihre Revanche nehmen und sich gegen die Sieger von 1918 kehren; man darf aber hinzufügen, daß außer den sturen Vertretern der traditionellen Politik alle denkenden Franzosen ein schlechtes Gewissen wegen dieses Vertrags hatten, woraus sie im vertrauten Gespräch keinerlei Hehl machten; allenfalls versuchten sie ihn menschlich zu erklären und zu entschuldigen.

Alle französischen Regierungen seit dem Krieg, welches auch immer ihre Zusammensetzung war, haben die herkömmliche Außenpolitik verfolgt. Die Macht der vielhundertjährigen Tradition hat sich starker erwiesen, als alle Versuche, ihr zu entgehen. Und so ist das Ziel gewesen, gegen die innere Überzeugung den Vertrag von Versailles in Kraft zu erhalten und das auf seinen Grundlagen errichtete Gebäude zu stützen.

Diese Politik entfernte sich immer mehr von dem „Willen des Volkes“, der dahin geht, das Reich des Friedens in Europa aufzurichten. Denn die Religion des Friedens ist die wahre Heilslehre des französischen Volkes. Wenn dieser Wille auch gegen die in alten Bahnen festgefahrene Diplomatie bisher nicht aufkommen konnte, so hat er doch den Zusammenbruch der alten Politik herbeigeführt.

Alle Außenpolitik arbeitet in der Tat mit zwei Arten von Mitteln: der diplomatischen Kunst und der Anwendung von Ge-

walt Wenn aber hinter dem diplomatischen Rankenspiel nicht die Gewalt als Drohung steht, ist es zur Erfolglosigkeit verdammt Nun ist es aber seit dem verfehlten Ruhrabenteuer der französischen Außenpolitik unmöglich gewesen, auf die Machtanwendung zurückzugreifen, weil der Wille des Volkes sich widersetzte Das ist mir im Jahre 1932 klar geworden, als ein zu großem Einfluß aufgestiegener Mann aus dem Volke, während wir im Vorzimmer eines Ministers warteten, zu mir sagte: „Und Sie glauben, das französische Volk würde jemals zulassen, daß auch nur ein einziger französischer Soldat sein Leben ließe um des polnischen Korridors willen? Einer solchen Torheit wegen? Niemals!“ (Der polnische Korridor galt damals als die große Gefahrenquelle) Alle französischen Regierungen haben das gewußt Sie haben ihr möglichstes getan, um diese Schwache zu verbergen und sie durch ein kunstvoll ausgedachtes System von Pakten zu verhüllen, die möglichst automatisch wirken sollten, aber der Gang der Ereignisse hat die Schwache offenbar gemacht Sobald eine Außenpolitik nicht mehr den Mut oder die Möglichkeit hat, von ihrer Macht Gebrauch zu machen, ist sie verurteilt

Wenn das alte, heldisch-ritterliche Frankreich seinen Ruhm in Siegen und Schlachten gesucht hat, so scheint es uns doch außer Frage, daß die Aufgaben des neuen Frankreich, in dem die Bauern und Bürger sich durchgesetzt haben, auf einem andern Plan als dem der Waffen liegen Von jeher ist Frankreich das Vaterland der Ideen gewesen, die große Versorgerin der Menschheit Das ist keineswegs übertrieben, sondern läßt sich beweisen Man findet kaum eine der großen Ideen, die wie Sauerteig die Menschheit durchsetzen und vorwärts treiben, die nicht ihren Ursprung in Frankreich hätte Andern Völkern ist die Aufgabe zugewiesen, diese Ideen in der Welt der Dinge zu verwirklichen Eins ist so notwendig wie das andere Wenn Frankreich sich auf den Schutz seines Erbes beschränkt, wenn es eine allgemeingültige sinnvolle und menschliche Lösung des großen Problems der Neuordnung der Wirtschaft und der Beziehungen der arbeitenden Menschen untereinander herauszuarbeiten vermag, so wird es getrost auf den künstlich und mit kostspieligen Mitteln aufrechterhaltenen politischen Einfluß im Donaubecken verzichten können; desto größer wird sein geistiger Einfluß in der Welt werden

Die Voraussetzung freilich ist auch hier, wie für alle großen politischen Probleme eine dauernde freundschaftliche Einigung

zwischen Deutschland und Frankreich Es scheint uns, als wenn das Zerbrockeln des Gebäudes von Versailles das wesentliche Hindernis für eine solche verschwinden ließe Die Stunde, wo diese Einigung möglich wird, auf die so viele Menschen mit Sehnsucht warten, rückt langsam näher



Das Organ des bauerlich-bürgerlichen Ich Frankreich in seinem Kampfe gegen die Mächte der Vergangenheit ist die „öffentliche Meinung“ Zahlreich sind noch immer die Menschen, die leugnen, daß es eine solche geben könne Sie behaupten, sie werde immer „gemacht“, sei es durch die Presse, sei es durch die Regierung In Frankreich trifft das nicht zu dort gibt es eine echte öffentliche Meinung, die sich aus ihren eigenen Quellen nährt Wir können in der Geschichte ihr Vorhandensein feststellen zu einer Zeit, als es noch keine Presse und keinen Propagandadienst der Regierungen gab Und wo wir sie finden, dort steht sie meist im Gegensatz zur eigenen Regierung

Der König Ludwig XV geriet durch die schon erwähnte Änderung seiner Bündnispolitik im Siebenjährigen Krieg in Gegensatz zur öffentlichen Meinung seines Landes, die das Festhalten an dem Bündnis mit dem Hause Hohenzollern forderte und das Zusammengehen mit dem Hause Habsburg verwarf Dieser Gegensatz blieb bestehen und vertiefte sich, als der Thronfolger, der nachmalige König Ludwig XVI, sich mit einer Habsburger Prinzessin vermählte, Marie Antoinette, der Tochter Maria Theresiens. Die öffentliche Meinung stand der „Österreicherin“ feindlich gegenüber und machte sie später für alles Unheil der Revolution verantwortlich; es ist durchaus wahrscheinlich, daß es zur Absetzung des Königshauses ohne die „Autrichienne“ nicht gekommen wäre.

Auch Napoleon I ist in Wahrheit der öffentlichen Meinung zum Opfer gefallen Diese hatte sich zwar zunächst von Ruhm und Sieg blenden lassen, aber doch nur bis zu dem Mißerfolg in Spanien. Dort kam ihr zum Bewußtsein, daß alle diese Kriege in Wahrheit nur dazu dienten, den unersättlichen korsischen Clan der Buonaparte mit Königsthronen zu versorgen, dafür wollte das französische Volk nicht bluten Von da ab haufen sich im Volk die Versuche, dem Militärdienst zu entgehen Im Jahre 1814 hatte Napoleon sehr

wohl mit Ehren seinen Thron behaupten können, ohne die allgemeine Mißstimmung, die auch schon seine Generale ergriffen hatte. Übrigens sind viele Franzosen der Ansicht, die auch in den Schullehrbüchern vertreten ist, daß die napoleonische Epopöe etwas war, das dem französischen Wesen nicht entsprach und darum mit Mißerfolg enden mußte.

In gleicher Weise hat Napoleon III durch das unglückliche mexikanische Abenteuer die Gunst der öffentlichen Meinung verloren und so seinen Untergang beschleunigt. Trotz der Opposition der Intellektuellen war das zweite Kaiserreich nicht unbeliebt; es war zudem eine Zeit großer wirtschaftlicher Blüte. In Deutschland ist die Meinung weit verbreitet, der preußische Sieg von Königgrätz habe den Sturz Napoleons herbeigeführt. Aber der Ruf „Rache für Sadowa“ gab ausschließlich den Standpunkt der offiziellen, d. h. herkömmlichen Politik wieder. Die öffentliche Meinung war noch immer, wie vor hundert Jahren, den Habsburgern feindlich und den Hohenzollern günstig gesinnt, es ist eine einfache und unbestreitbare Tatsache, daß die Bevölkerung von Paris nach dem preußischen Sieg illuminiert hat (Bainville, *Histoire de deux peuples*). Was die Franzosen an dem Abenteuer in Mexiko emportete, war der Gedanke, daß Franzosen, und seien es auch Soldner, in amerikanischen Steinwüsten verbluten sollten, um einem Habsburger Prinzen einen Thron zu verschaffen. Aus diesem Grunde mußte Napoleon III den Feldzug abbrechen.



Wenn das Bestehen einer unabhängigen öffentlichen Meinung behauptet wird, so muß auch kurz gesagt werden, wie sie zustandekommt und aus welchen Quellen sie sich nährt. Ihre Quelle ist die Diskussion, die in Frankreich eine unendlich größere und ganz andere Rolle spielt als bei uns, und die Quellstube ist das Provinzcafé, wo Junge und Alte taglich zusammenkommen, um die Ereignisse zu erörtern. Fruchtbar wird die Diskussion dadurch, daß in ihr immer alle Richtungen zu Worte kommen. Natürlich schöpfen die Junglinge und Männer die Nachrichten aus den Zeitungen; da man sich aber nie auf das Lesen der Zeitungen einer Richtung beschränkt, so ergibt sich von selbst, daß die widersprechenden Nachrichten gegeneinander abgewogen werden. Dazu

kommt der ausgesprochene gesunde Menschenverstand des französischen Volkes und das eingeborene bauerliche Mißtrauen gegen jede Art von „bourrage du crâne“; unter diesem „Vollpfropfen des Schadels“ versteht man die Versuche der Beeinflussung der öffentlichen Meinung durch Verbreitung von Tendenznachrichten.

Der Deutsche, der irgendwo in einem Winkel Frankreichs ins Gespräch mit einfachen Leuten, Arbeitern, Bauern, Handwerkern kommt, ist immer überrascht davon, wie gut diese einfachen Menschen über den Lauf der Welt unterrichtet sind, welche Rolle gewisse Ideen, insbesondere die des Friedensreiches, spielen, und wie klare und gesunde Meinungen sie haben, man merkt, sie haben sich über alles eigene Gedanken gemacht und schwatzen nicht nur nach, was das Blattchen oder der Agitator oder das Radio vorgesagt hat. Diese Erfahrung ist mir viele Male von Deutschen verschiedenster Richtung, auch solchen, die im allgemeinen ablehnend zu Frankreich eingestellt waren, bestätigt worden.

Der kleine Kreis, der sich täglich im Provinzcafé vereinigt und dessen Diskussionen vielleicht auf bescheidenem Niveau bleiben, ist nur die Keimzelle, wo Meinungen sich bilden, von dort gehen sie aus, fließen zu kleinen Quellbächen zusammen, vereinigen sich zu größeren Läufen und bilden endlich die großen Ströme, in denen der Wille der Person Frankreich seinen Ausdruck sucht. So ist es die mündliche Diskussion, das Aneinanderreiben verschiedener, durch lebendige Menschen verkörperter Einzelmeinungen, woraus die Gesamtmeinung entspringt, und nicht der tote Buchstabe der gedruckten Zeitung, diese spielt die Rolle der Materiallieferantin. Und weil die Franzosen ein sehr weitgehend ausgeglichenes und vereinheitlichtes Volk sind, deshalb ist auch die Meinung dieses Volkes im Grunde sehr einheitlich. Aber da sie in den Tageszeitungen im allgemeinen keinen Ausdruck findet, so bleibt sie dem Fremden zumeist unbekannt. Daher kommt die anscheinende Unberechenbarkeit und Undurchsichtigkeit der französischen Innenpolitik in dem Spiel der Kräfte bleibt einer der stärksten Faktoren dem Fernstehenden unsichtbar.

Das Prinzip jenes kleinen Kreises ist in Frankreich auf allen Stufen der Entwicklung durchgeführt bis zur Stufe höchster Geistigkeit: Eine Anzahl von Männern, in der Regel gewollt verschiedener Art und Bildung, sammelt sich, zumeist um eine ausgesprochene Persönlichkeit, einen Anreger, und kommt regelmäßig zusammen, um die brennenden Fragen der Menschheit zu diskutieren.

Niemals handelt es sich darum, die Teilnehmer im Glauben an ein anerkanntes, hochheiliges Dogma zu bestärken, viel eher darum die vorgefaßten, mitgebrachten Meinungen zu erschüttern, damit die Wahrheit, die sich dahinter verbirgt, zutage tritt. Manchmal werden aus solchen losen Vereinigungen eingetragene Vereine und größere Organisationen; aber das ist die Ausnahme, in der Regel bleibt das Band ein ganz lockeres. Wenn man glaubt, etwas Giltiges erkannt zu haben, das der Verbreitung wert ist, bemüht man sich, etwas Geld aufzutreiben und gibt eine Zeitschrift heraus, nicht selten ist sie am Anfang nur vervielfältigt, bis man einen kleinen Kreis von Abonnenten gefunden hat, der das Drucken nötig und möglich macht. Unablässig entstehen solche Revuen in Frankreich. Die meisten vergehen nach einiger Zeit wieder, wenn die Aufgabe erfüllt, alles Wesentliche gesagt ist, wenn der Fortgang des Lebens den Kreis zerstreut, wenn die Abonnenten sich verlaufen, das Geld zu Ende ist. Manche so entstandene Zeitschriften gewinnen große Bedeutung, so auf literarischem Gebiet die „Nouvelle Revue Française“, deren Entstehungsgeschichte, auf Grund unveröffentlichter Dokumente, wir zeigen werden. Das große Muster eines „Diskutierklubs“, dessen Diskussionen öffentlich stattfinden (den Fremden kaum bekannt), ist die 1892 von Paul Desjardins gegründete „Union pour la Vérité“, die noch heute in voller Blüte steht und im Lauf der Jahrzehnte einen unvorstellbar großen Einfluß auf die ganze Welt der Professoren von Universitäten und höheren Schulen ausgeübt hat. Desto bekannter ist ein anderer „Diskussionsklub“, der marktschreierische Reklame macht: der „Club du Faubourg“, in Wirklichkeit kaum mehr als das wirtschaftliche Unternehmen eines findigen Impresarios, eine Art Volksbelustigung.

Wenn man in das lebendige geistige Leben Frankreichs eindringt, das Leben nicht des gedruckten, sondern des gesprochenen Wortes (was an sich leicht ist, aber wenige Fremde lockt, die sich lieber mit dem begnügen, was sie „schwarz auf weiß nach Hause tragen“ können), dann steht man überrascht und verwirrt vor der fast unglaublichen Fülle und Reichhaltigkeit dessen, was unablässig an Bemühungen, der Wahrheit näher zu kommen, sie herauszudestillieren, geleistet wird. Und gerade diese Lebensäußerungen kennzeichnen am treffendsten das Wesen der Person Frankreich, die sich unaufhörlich selber sucht und nach nichts so Verlangten trägt, wie zur Klarheit über sich zu kommen — vielmehr als dar-

nach, etwas zu „leisten“ —, die vor allem erkennen will, aber die Verwertung des Erkannten gern andern überlaßt, vielleicht weil ihre besten Kräfte im Suchen nach Erkenntnis sich erschöpfen



Der Wahlsieg von 1936 schien der „öffentlichen Meinung“ in Frankreich endlich auch den politischen Sieg zu geben: zum erstenmal seit langem wurde in Frankreich eine Regierung möglich, die sich in der Verwirklichung der notwendigen Reformen auf eine feste und große Mehrheit im Parlament stützen konnte. Eine ungeheure Woge von Hoffnung und Enthusiasmus ging durch das Land: endlich schien die Verwirklichung des so einfachen Ideals des französischen Volkes in greifbare Nähe gerückt. Aber die Sozialisten S F I O (die französische Sektion der Arbeiterinternationale, die den ehemaligen deutschen Sozialdemokraten entspricht), haben den ganzen Schatz unnutz vertan und nur Verwirrung geschaffen. Wenn sie im Mai 1936, unmittelbar nach den Wahlen, ohne Zaudern mit einem festen Programm einschneidender Reformen, das dem Willen des Volkes entsprach, hervorgetreten waren und es entschlossen und schlagartig verwirklicht hatten, so wäre ihnen alles möglich gewesen. Die Kammer wäre in Begeisterung mitgegangen und der Senat hätte nicht daran gedacht, sich zu widersetzen. Aber sie hatten kein Programm. Sie waren verduzt und ratlos. Die ganzen Jahre her waren sie nur die großen Verneiner gewesen, etwas anderes als schwatzen, agitieren, aufwiegeln hatten sie nicht gelernt, zu wirklich schöpferischer Arbeit waren sie untauglich geworden.

Frankreich ist das Vaterland auch des Sozialismus. Der französische Sozialismus war ursprünglich ein Versuch gewesen, einige Grundlehren des Christentums außerhalb der Kirche zu verwirklichen: die Achtung vor dem Wert der menschlichen Persönlichkeit, auch des Kleinsten, und die brüderliche Nächstenliebe. Dieser französische Sozialismus ist erst im zwanzigsten Jahrhundert durch die aus Deutschland gekommene Lehre des Marx verfälscht und vergiftet worden; der französische Sozialistenführer der Vorkriegszeit, Jean Jaurès, der kein Marxist war, hat das immer bedauert. Aber die französischen Sozialisten gehörten der „Arbeiterinternationale“ an, und in dieser führten die deutschen Sozial-

demokraten, auf Marx eingeschworen und auf ihre imposante Organisation pochend, das große Wort; ihre Erfolge blendeten die Franzosen. Niemand dachte, daß das riesige Gebäude auf Sand gebaut sein könnte.

In Wahrheit ist die auf dem Glauben an mechanisches Geschehen und auf die Lehre vom Klassenkampf aufgebaute marxistische Doktrin dem französischen Wesen geradenwegs entgegengesetzt, sie hat auch in Frankreich nicht die geringsten Aussichten, je verwirklicht zu werden, und die französischen sozialistischen Wähler sind alles andere nur keine „Marxisten“. Der bloße Gedanke an eine „Diktatur des Proletariats“ in Frankreich, wo es den Typus Proletarier kaum gibt, hat etwas Groteskes an sich. Was einem in Frankreich als „Proletarier“ begegnet, entpuppt sich bei näherem Zusehen meist als slawischer oder nordafrikanischer Industriearbeiter. Die Franzosen wählen sozialistisch, weil in ihnen das Bild echten Sozialismus lebt, das ihrem Ideal entspricht, vom „Marxismus“ können sie sich keine Vorstellung machen. Der beste Beweis dafür ist der, daß es die rein bürgerlichen Wahlkreise der Landesmitte waren, die im Jahre 1936 geschlossen sozialistisch gewählt haben. Dazu kommt, daß die Radikalen, die echten Träger französischer politischer Weltanschauung, durch ihren „Verrat“ in der vorhergehenden Wahlperiode viele Wähler enttauscht hatten. Diese Dinge, über die bei uns immer noch die unrichtigsten Anschauungen gang und gabe sind, kann man nicht oft genug wiederholen.

Trotz des Versagens der Volksfrontregierung bleibt die öffentliche Meinung die große politische Macht in Frankreich, und zwar die Meinung des Volkes der Provinz.

Gelegentlich tritt das in unerwarteter Weise in die Erscheinung, so in der Frage der Weiterführung der Weltausstellung von 1937. Nachdem die Internationale Kommission ihre Zustimmung zur Weiterführung gegeben und die Regierung die nötigen Gesetzentwürfe eingebracht hatte, konnte niemand an der Wiederöffnung zweifeln, war doch das Ganze zu einer Prestigefrage für die Volksfrontregierung geworden. Aber schon damals las man da und dort an versteckten Stellen der Zeitungen, in kleinen Lettern, hier habe der radikalsozialistische Wahlausschuß und dort gar das Komitee des Departements im Namen der einheimischen Kaufleute protestiert. Das war vielsagend; denn die Radikalsozialisten sind eben keine Partei wie Sozialisten oder Kommunisten, die „auf des Meisters Worte schwor“, sondern die Zusammenballung des alt-

eingesessenen Bauern- und Burgertums der Provinz, das sich um Programme nicht kümmert. Und diese Bürger und Bauern vermögen letzten Endes eben doch ihren Willen gegen alle doktrinareren Eiferer oder gepflegten Schonredner durchzusetzen. So kam es, daß der Senat sich zum Wortführer dieser öffentlichen Meinung machte und der Vorlage ein schlichtes Begräbnis bereitete. Darob große Erleichterung; mit dem Abreißen wurde sofort begonnen.

Man denkt sich den französischen Senat gern als eine Versammlung engstirniger und eigensinniger Greise. Gewiß ist die Rolle der „Alten“ in Frankreich viel größer als bei uns, so daß man von einer „Gerontokratie“ gesprochen hat. Man kennt auch eine ganze Seite Frankreichs nicht, wenn man diese Greise nicht einmal beisammen sitzen gesehen hat, etwa an der Ehrentafel des Banketts einer gelehrten Gesellschaft: weißbartig, kahl, zahnlos, streng, unerbittlich, Hüter der hochheiligen Überlieferung, keineswegs gesonnen, vor dem Ungestum der unerfahrenen Jugend abzdanken, und so in ihrer Art „bose“. Aber gerade den Senat, in dem es solche Greise, wie den alten Caillaux, wohl auch gibt, kennzeichnet man besser als eine Versammlung von Provinzbürgermeistern, Landärzten und anderen Notabeln. Gambetta hat ihn den „Rat der französischen Gemeinden“ genannt.

Auch in den politischen Kämpfen der allerneuesten Zeit ist diese öffentliche Meinung immer gegenwärtig und die führenden Männer müssen ihr Rechnung tragen.

Im Januar des Jahres 1938 schien der politischen Opposition die Zeit reif, die Volksfront endgültig zu sprengen und ein Ministerium der „nationalen Einheit“ zu gründen, um so die immer dringender werdenden „Strukturänderungen“ nochmals hinauszuschieben. Aber gegen die öffentliche Meinung war nicht aufzukommen; sie hielt an der „Volksfront“ fest und weil die leitenden Männer das genau wußten — obwohl es nicht in den Zeitungen stand —, darum war der Ministerpräsident Camille Chautemps gezwungen, sich wiederum feierlich auf das Programm der Volksfront festzulegen.

Bei der Neubildung dieser Regierung hat sich nebenher in einer fast verbluffenden Weise erwiesen, wie das politische Schwerkgewicht in Frankreich in jenen Gebieten liegt, die von der alten ur-eingesessenen Bauernbevölkerung besiedelt sind, vor allem in den Provinzen, die rings um das Zentralmassiv herumliegen. Von 33 Ministern und Staatssekretären vertrat kein einziger den industriellen Norden, zwei das Pariser Becken (das zusammen mit dem

Norden zwei Drittel aller Steuern aufbringt), je einer den Osten und den Westen. Alle andern waren Vertreter des Landes südlich der Loire und der Gebirgsgegenden, wohin die fremden Eroberer nicht gedrungen sind. Ein kleines, armes, dünnbesiedeltes Département, das der Dordogne, die alte Provinz Périgord, stellte gleich zwei der einflußreichsten Minister, Bonnet und Delbos, und einen Staatssekretär. Diese Tatsache zeigt besser als langatmige Erörterungen, daß die alten jahrhundertlang unterdrückten Bauern wirklich die politischen Herren Frankreichs geworden sind.

Der Kampf zwischen der öffentlichen Meinung des französischen Volkes und der Hochfinanz, zwischen der Person Frankreich und Mammon, tritt nun in sein entscheidendes Stadium. Zahlenmäßig ist die Übermacht der Volksmeinung ungeheuer, aber die Hochfinanz verfügt über die große Presse und übt durch diese und schlechthin durch ihren Reichtum eine sehr große Macht aus. Trotzdem kann am Ausgang kaum ein Zweifel herrschen; denn die „Rechte“ bringt schon lange keine starken Persönlichkeiten mehr hervor. Und bisher haben alle ihre Versuche, eine Armee von Hilfstruppen aufzustellen, fehlgeschlagen. Die mit so großem Aufwand geschaffenen Ligen sind verschwunden, die „Freiheitsfront“ unter dem angeblichen „Volksmann“ Doriot, einem kommunistischen Überläufer, hat versagt, die Verschwörung der „Cagouards“ ist aufgedeckt worden.

Das finanzielle Problem ist unlösbar, wenn man dem liberalen Kapitalismus treu bleiben will. Soviel Geld, wie die Finanzierung der Rustungen erfordert, ist weder durch Anleihen noch durch Steuern aufzutreiben. Wenn sich nicht entschlossene Männer finden, die allen Widerständen zum Trotz, wenn nötig mit Gewalt, die unausweichlichen Reformen durchführen, wird die zunehmende Inflation zur Verarmung weiter Schichten führen. Freilich, das französische Volk widerstrebt aller Gewaltanwendung, und zugleich hängt es eben doch auch sehr an seinem Geldbesitz und will sich freiwillig nicht von ihm trennen. Wahrscheinlich gibt es kein anderes Mittel, die Herrschaft des Geldes zu brechen, als seine Wertlosmachung durch Inflation.

Der wahre Reichtum eines Landes liegt nicht in seinem Besitz an Wertzeichen, sondern in der Arbeits- und Erfindungskraft und dem Sparsinn seiner Bewohner. Das hat das neue Deutschland der Welt eindrucksvoll bewiesen. Dem französischen Volke fehlen diese Eigenschaften keineswegs; es hat auch zu allen

Zeiten seiner Geschichte eine erstaunliche Regenerationsfähigkeit gezeigt

Daher darf man annehmen, daß die scheinbare Verarmung an Geldbesitz, an Zinsertrag, starke Kräfte der Erneuerung auslösen wird. In Wahrheit werden diese Kräfte überall schon sichtbar, vor allem in der Jugend. Das heranwachsende Geschlecht ist ganz anders, als es die Jugend um die Wende des Jahrhunderts und bis zum Weltkrieg war, viel freier, mannlicher, unabhängiger. Der Sport fängt an, seinen Einfluß auszuüben. Unverkennbar ist die überall zutage tretende Neigung zur Disziplin, die nicht nur auf das italienische oder deutsche Beispiel zurückzuführen ist, sondern innere Gründe hat. Die Erkenntnis, die Paul Desjardins schon 1891 ausgesprochen hat, daß die Zeit des schrankenlosen Individualismus vorbei sei und eine neue Zeit gemeinschaftlicher Leistung heraufkomme, ähnlich der, die die Welt, und Frankreich am ausgeprägtesten, im Mittelalter gekannt hat, fängt an, Gemeingut weiter Kreise zu werden. Noch sind es, dem Volkscharakter entsprechend, mehr Geistes- und Verstandeskräfte, die sich regen, als Willenskräfte; aber die Jugend beginnt wieder den Reiz eines „gefährlichen“ Lebens zu verstehen, das nicht auf sicherem erbtem Besitz beruht, sondern auf Leistung.



Die im nachfolgenden veröffentlichten Zeugnisse französischen Geisteslebens sollen ein Bild von den vielfachen Kräften und Strömungen geben, die darin lebendig sind und wirken.

Eine überreiche Fülle bietet sich dem dar, der solche Zeugnisse sammelt, ein verwirrender Reichtum. Daraus eine Auswahl zu treffen, wird immer etwas Willkürliches an sich haben. Deshalb sollen kurz die Gesichtspunkte genannt werden, nach denen sie erfolgt ist.

Zunächst wurde der breit ausgedehnte Stoff auf beiden Seiten eingedämmt.

Auf der einen Seite mußte das eigentlich Politische — die Auswirkung von Ideen und Kräften auf der Bühne des parlamentarischen Lebens — wegbleiben. Es konnte keine Rede davon sein, politische Manifeste oder Programme abzudrucken, die im allgemeinen nur in sehr beschränktem Maße als unverfälschte Zeugnisse des

Geisteslebens gelten dürfen, sondern Tendenz- und Propagandaschriften sind. Auch dann, wenn sie, wie die Sirenengesänge der Kommunisten von der Versöhnung aller Franzosen, oder ihre Einladung an die gläubigen Katholiken zur Zusammenarbeit, Schlüsse darauf zulassen, wie der gemeine Mann in Frankreich beschaffen sein muß, damit die kommunistischen Führer sich von solchen Lockungen Erfolg versprechen. Was zum Verständnis der politischen Lage in Frankreich nötig schien, ist im vorstehenden gesagt worden.

Auf der andern Seite, im Gebiet des rein Geistigen, ist alles weggelassen, was nur Manner eines bestimmten Faches: Philosophen, Dogmatiker, Theoretiker jeder Art angeht.

Zwischen diesen beiden Grenzen ist die Auswahl durch Erwägungen verschiedener Art bedingt.

Zunächst durch Unparteilichkeit, wie sich von selbst verstehen sollte, soweit eben ein Mensch unparteilich zu sein vermag.

Sodann durch das Bestreben, nicht gerade das zu bringen, was schon in Literaturgeschichten und Handbüchern steht, sondern das, was weniger bekannt ist und dem vorhandenen gedruckten Stoff neue Lichter aufzusetzen vermag. Der Anstoß z. B., den ein Mann wie Paul Desjardins mit seiner kleinen Schrift „Le Devoir présent“ gegeben und der weit- und tiefgehende Einfluß, den er dann durch Jahrzehnte ausgeübt hat, sind noch fast unbekannt. Vermutlich weil Paul Desjardins noch lebt; nach seinem Tode wird man diesen weitverastelten Wirkungen mit Sorgfalt nachgehen. Ähnlich verhält es sich mit der Schrift von der sozialen Aufgabe des Offiziers, die der später berühmte gewordene Marschall Lyautey als ganzlich unbekannter Rittmeister veröffentlicht hat. Beide Schriften sind heute wieder von der allergrößten Aktualität.

Drittens: durch Verzicht darauf, irgend etwas beweisen zu wollen, außer der Tatsache, daß Frankreich noch immer ein höchst lebendiges Gesamtwesen ist, dem man nur irrtümlich Altersschwache nachsagt.

Viertens: durch Ausscheidung alles dessen, das keine dauernde Bedeutung gewonnen hat oder erhoffen kann. Sicher ist hier die Einschätzung am schwierigsten. Noch vor zwei Jahren hatte ein großer Abschnitt eines Buches, wie es das vorliegende ist, den verschiedenen Ligen und Kampfbünden gewidmet werden müssen, die sich damals anmaßten, die Zukunft Frankreichs entscheidend beeinflussen zu wollen, aber seitdem wie Spreu zer-

stoben sind und kaum in absehbarer Zeit zu neuem Leben erstehen werden

Endlich dadurch, daß der Herausgeber niemals vom Horensagen redet, sondern nur von Dingen, die er kennt. Er glaubt jedoch, daß ihm in fünf Jahren taglicher und genauer Beobachtung des französischen Lebens nichts Wesentliches entgangen ist

Dabei bleibt bestehen, daß jede Auswahl willkürlich ist, das liegt im Begriff selbst. Wer wählt, entscheidet sich für das, was seinem persönlichen Urteil das Wertvollste oder seinen Neigungen das Begehrteste erscheint. Man kann sich sehr wohl eine Zusammenstellung nach andern Gesichtspunkten denken.

Ein gewisses Maß von Vorurteilslosigkeit wird vom deutschen Leser erwartet. Wer auf Dinge stößt, die seiner Auffassung oder seinem Gefühl zuwider sind, wolle bedenken, daß die Franzosen ein sehr anderes Volk sind als wir, in ganz wesentlichen Grund-auffassungen von uns verschieden. Gewiß sind sie uns verwandt, und vielleicht stehen sie uns näher als viele denken, aber sie sind einen andern Weg der Entwicklung gegangen. Sie haben dabei manche Umwege vermieden, die uns aufgehalten haben, und sind so früher zur Einigung gelangt. Nur das von ihnen zeigen zu wollen, was unseren Neigungen und Überzeugungen entgegenkommt, würde das Bild verfälschen und zu unrichtigem Urteil verführen.

+

Der Stoff ist in drei Gruppen zusammengefaßt worden

Die erste Gruppe enthält Texte von Schriftstellern, die entscheidenden geistigen Einfluß auf die jetzt lebende Generation ausgeübt haben

Die zweite bringt Auszüge aus den Veröffentlichungen kleiner und größerer Kreise, die auf die Erneuerung des Lebens der Nation hinarbeiten. Hier sind auch die zahlreichen, von den verschiedensten Richtungen ausgearbeiteten Reformpläne kurz behandelt. Der Mangel an Raum verbot ihnen ein eigenes Kapitel zu widmen.

Die dritte und vierte Gruppe betreffen die Kräfte und Strömungen, die auf religiösem Gebiet am Werk sind, und zwar sowohl in der katholischen, wie der evangelischen Kirche

+

Im allgemeinen war es unmöglich, die Texte ungekürzt zu veröffentlichen. Zuviel ist darin enthalten, was dem deutschen Leser ohne langatmige Erklärungen unverständlich bliebe oder für ihn nebensächlich ist. Auch wäre der Umfang des Buches viel zu groß geworden. Das Bestreben einer solchen Zusammenstellung muß sein „viel“ zu bringen — „wer vieles bringt, wird jedem etwas bringen“ —, das geht nur durch Beschränkung auf das Wesentliche. Besonders schmerzlich war die Notwendigkeit der starken Kürzung der Abschnitte von Lyautey und Desjardins. Vielleicht wird es einmal möglich, diese beiden Männer, wie auch Barrès, Péguy, Alain, dem deutschen Leser in eigenen Büchern näherzubringen. Bei allen Zusammenziehungen ist versucht worden, den inneren Zusammenhang nicht zu zerreißen; der Sinn ist überall mit größter Sorgfalt geschont worden.

Vielleicht abgesehen von Duhamel ist keiner der veröffentlichten Texte bisher in Deutschland erschienen. Manches ist auch in Frankreich noch nicht gedruckt. Alles ist vom Herausgeber neu übersetzt worden.

Bei seiner Arbeit hat der Herausgeber auf allen Seiten die freundlichste Unterstützung erfahren. Viel schwer erhaltliches oder noch unveröffentlichtes Material ist ihm zur Verfügung gestellt worden. In den meisten Fällen war es ihm gegeben, zu den maßgebenden Persönlichkeiten vorzudringen und aus dem kompetentesten Munde Antwort und Aufklärung zu empfangen. Hierfür sei an dieser Stelle Dank gesagt.

+

Die Erfahrungen, die der Herausgeber mit seinem Buch „Lebendiges Frankreich“ gemacht hat, haben ihm Mut gemacht. Sie haben gezeigt, daß im deutschen Volk der Wunsch lebendig ist, Frankreich besser kennenzulernen und richtiger zu beurteilen, als es in der Vergangenheit geschehen ist. Das Entscheidende dabei ist immer, daß man einander nicht mit vorgefaßten Meinungen gegenübertritt — daß man einander gelten läßt.

Rittelhof, August 1938

Paul Distelbarth

PERSÖNLICHKEITEN

Gegen Ende der achtziger Jahre des vorigen Jahrhunderts fing Frankreich an, sich innerlich von dem tiefen Sturz der Niederlage von 1870/71 zu erholen. Das Mißlingen des Boulanger-Putsches schien darzutun, daß an eine Wiederherstellung der alten Ordnung in irgendeiner Form nicht mehr zu denken sei, die Dritte Republik war in ihrem Bestand gesichert. Die Besten aus den Kreisen, die bis dahin schmollend oder abwartend beiseite gestanden hatten, wandten sich entschlossen wieder dem öffentlichen Leben zu; insbesondere die Jugend wollte nicht mehr länger abseits stehen.

Zum Wortführer dieser Jugend machte sich ein junger Professor, Paul Desjardins, 1859 geboren, einer Gelehrtenfamilie entstammend, der von 1878 bis 1881 die berühmte Schule der Rue d'Ulm besucht hatte, die Ecole Normale Supérieure, eine Art Professorenseminar, und dort der Schuler Pasteurs, der Mitschüler von Jean Jaurès, Henri Bergson, Henri Baudrillart, Camille Jullian, Gustav Lanson, René Doumic gewesen war, lauter Männern, die in Politik, Wissenschaft, Literatur einmal eine große Rolle spielen sollten. Gleich nach seinem Abgang aus der Schule war er dank seiner glänzenden Begabung Literaturkritiker des „Journal des Débats“ geworden, das damals unbestritten die erste Zeitung war. Noch heute ist das Feuilleton des Journal des Débats „le premier feuilleton de France“. In dieser Zeitung, sodann im „Figaro“, in der „Revue Bleue“ veröffentlichte Desjardins in den nächsten Jahren Artikel, die der Begründung eines neuen Idealismus galten. Er wurde zum Sprecher einer nicht geringen Zahl von Franzosen der Oberklassen, die „sich von aller Dogmatik frei gemacht hatten, der fertigen Phrasen überdrüssig waren, denen das öffentliche Wohl am Herzen lag, und die vielleicht einen kleinen Buchergeschmack an sich trugen, aber anspruchsvoll waren“ (Jean Dietz). Ihr Ziel war, „gradlinig und selbständig zu denken“. Einer der begeistertsten Leser der Artikel von Paul Desjardins war ein ganz unbekannter Kavallerieoffizier in Versailles, der Rittmeister Hubert Lyautey, der später einer der

größten Namen der französischen Kolonialgeschichte wurde, sich aber damals im Gamaschendienst verzehrte

Hubert Lyautey veröffentlichte im März 1891 in der größten und angesehensten Zeitschrift Frankreichs, der „Revue des Deux Mondes“ einen Artikel mit dem Titel „Du rôle social de l'Officier dans le service universel“ (Über die soziale Aufgabe des Offiziers in der allgemeinen Dienstpflicht), der „sogleich großes Aufsehen erregte, in der Welt des Geistes sowohl, wie in der großen Presse und in Militärkreisen. Er wurde zum Gegenstand leidenschaftlicher Auseinandersetzungen. Schriftsteller ersten Ranges veröffentlichten Artikel darüber auf der ersten Seite der großen Zeitungen und die Provinzpresse druckte diese ab“ (General Weygand). Obwohl der Name nicht genannt war, wurde doch bald bekannt, wer der Verfasser war.

Zu Weihnachten desselben Jahres 1891 faßte Paul Desjardins seine Ansichten und Forderungen in einer kleinen Schrift zusammen „Le Devoir Présent“ (Die Pflicht der Stunde). Der „Larousse du XX Siècle“, das verbreitetste Konversationslexikon, sagt lakonisch darüber: „Petit livre qui a fait grand bruit“ (Kleines Buch, das großen Lärm gemacht hat). Die Wirkungen, die von diesem Buche ausgingen, kann man kaum hoch genug einschätzen.

Lyautey und Desjardins, die einander nicht persönlich gekannt hatten, verbanden sich in Freundschaft und gründeten mit dem Pastor Charles Wagner, den Professoren Raoul Allier und Gabriel Monod (alle drei Protestanten) dem Sozialpolitiker Arthur Fontaine, dem Diplomaten Anton de Margerie und einigen andern die „Union pour l'Action Morale“ (Vereinigung für sittliche Tat), aus der später die „Union pour la Vérité“ (Vereinigung für die Wahrheit) wurde. Desjardins hat einmal ausgesprochen: „Ich bin nicht töricht genug zu glauben, daß die Zahl der Anhänger, auf diesem Gebiet, ebenso wichtig ist wie ihr Wert.“ In Frankreich insbesondere wurden fünfzig eng verbundene, überzeugte und entschlossene Männer gefunden, die ganze sittliche Haltung (le moral) des Landes zu ändern: wer zweifelt daran?“

Die beiden erwähnten kleinen Schriften können wirklich als der Ausgangspunkt eines neuen Idealismus in Frankreich angesehen werden, der seitdem fortgewirkt hat und heute lebendiger wie je ist. Die meisten der Männer, die sich heute um die Erneuerung des französischen Lebens bemühen, sind entweder Schüler von Paul Desjardins gewesen, der viele Jahre lang eine fruchtbare Lehrtätigkeit entfaltet hat, oder haben sonst seinen Einfluß erfahren. Aus der

„Union pour l'Action Morale“ ist u. a. auch die beruht-beruchtigte „Action française“ hervorgegangen. Auch die Gründer der „Nouvelle Revue Française“ standen unter dem Einfluß Desjardins', und in neuester Zeit können Gruppen wie „Ordre Nouveau“ oder „Nouveaux Cahiers“, von denen wir Dokumente bringen, als geistige Nachfolger Desjardins' angesehen werden. In dem Kapitel „Gruppen“ wird von diesen Dingen weiterhin die Rede sein. Paul Desjardins lebt noch, hochbetagt, in der ihm gehörigen Zisterzienserabtei von Pontigny in Burgund und hört nicht auf, den lebhaftesten Anteil am Geschehen der Zeit zu nehmen.

Es verdient noch erwähnt zu werden, daß um dieselbe Zeit, zu der Desjardins und Lyautey hervortraten, die katholische Kirche ihre Stellungnahme zur republikanischen Staatsform änderte, indem Leo XIII die Gläubigen aufforderte, sich mit dieser abzufinden.

Paul Desjardins und seine Kampfgenossen bedienten sich zur Verbreitung ihrer Ideen der Lehre, sie wollten unmittelbar erzieherisch auf das Denken und die sittliche Haltung ihrer Mitbürger einwirken.

Andere verwendeten zu diesem Zweck das literarische Kunstwerk. Die beiden Männer, die auf diesem Wege zu Beginn des zwanzigsten Jahrhunderts den größten Einfluß ausgeübt haben, sind der Provençale Charles Maurras und der Lothringer Maurice Barrès. Jener verfocht vor allem den Königsgedanken, dieser einen leidenschaftlichen Nationalismus, der der Größe nicht entbehrt. Während Maurras ein durchaus lateinischer Geist ist, hatte Barrès eine ausgesprochen germanische Natur, in der es immer wühlte und garte, mit brennender Sehnsucht blickte er auf die lateinische Klarheit und Formvollendung und muhte sich darum. Eben darum hat Barrès alles Deutsche mit Inbrunst gehaßt. Zwar war er ein großer Verehrer Goethes, der in seinen Schriften viele Male zitiert wird, denn Goethe erschien ihm als eine überzeitliche und übernationale Persönlichkeit. Aber Luther, Kant, Fichte hat er mit Haß verfolgt. Gelegentlich hat er die Sorbonne oder die Ecole Normale Supérieure als die großen Verderber, weil Vertreter der Kantischen Philosophie angegriffen, oder die Zeitung „Le Temps“, weil sie von elsässischen Protestanten gegründet war und protestantischen Geist atme. Über seinen Deutschenhaß können wir Heutigen gelassen lächeln, weil er entweder über alles Maß hinausschießt oder Formen annimmt, die uns wirklich kindlich und lächerlich erscheinen.

Barrès hat nie seinen Frieden mit der Dritten Republik gemacht. Er hat in der Literatur als reicher und gestreicher Jungling begonnen.

damit, daß er den Kult des Ich predigte. Dann hat er auf dem Wege der Überlegung gefunden, daß der einzelne nichts ist ohne die Gemeinschaft, der er alles verdankt. Mehr und mehr erkannte er, daß das Einzel-Ich, soviel es sich dunkelt, doch nichts weiter ist, als der vergängliche Träger des Gesamt-Ichs. So trat bei ihm unter Schmerzen an die Stelle des selbstsuchtigen Kultus des eigenen Ich die Verehrung des großen Ich der Gemeinschaft, die Vaterlandsliebe. Immer auf dem Wege des Denkens kam Barrès weiter zur Erkenntnis, daß die Vaterlandsliebe sich auf zwei Dinge gründen müsse: den Boden und die Toten, *la terre et les morts*. Mit den Toten sind die Vorfahren gemeint. Der Sinn ändert sich nicht, wenn man dafür das „Blut“ setzt, wie auch Barrès selbst gelegentlich getan hat, er hat sogar ein ganzes Buch „Vom Blute“ geschrieben. Er hat von sich selbst gesagt: „Durch innere Meditation und durch Analyse habe ich erkannt, daß die Erde und die Toten, d. h. das Vaterland die Grundlage der Persönlichkeit ausmachen und unser Individuum nähren und formen.“ Man kann Barrès den Doktrinar des Patriotismus nennen. Das ist darum wichtig, weil in Frankreich, wo man dem Gefühl immer mißtraut, alle Dinge erst dann richtig anerkannt werden, wenn sie auch logisch begründet sind. Wie groß der Einfluß von Barrès auf die Jugend gewesen ist, wurde bei Kriegsausbruch deutlich. Damals „kam der Augenblick, wo Frankreich in überreicher Fülle die Gefühle hervorbrachte, die Barrès hartnäckig gesagt hatte“ (Thibaudet).

+

Von ganz anderer Art als die bisher Genannten ist Charles Péguy, ein Sohn des Volkes, 1873 in Orleans geboren. Als er achtzehn Monate alt war, starb sein Vater, und seine Mutter brachte sich und ihren Sohn mit Stuhlflicken durch (in Frankreich sind Stühle mit aus Stroh oder Rohr geflochtenen Sitzen noch allgemein verbreitet). In der Volksschule fällt der geweckte Knabe dem „Inspecteur de l'Académie“ auf, er bekommt eine Freistelle im Lyceum, ein Stipendium für Paris. Er besteht den sehr schweren Konkurs für die *Ecole Normale Supérieure*; eine Professorenstelle ist ihm sicher. Aber er verschmäht die sichere Laufbahn und wählt mit Bewußtsein ein hartes Leben. Zunächst Sozialist, fühlt er sich durch die mechanistischen Theorien des Marxismus und die Klassenkampflehre immer mehr abgestoßen. Er lebt kümmerlich von der Mitarbeit an Zeitschriften, von 1900 an

gibt er die höchst merkwürdigen „*Cahiers de la Quinzaine*“ heraus, die „Vierzehntagehefte“, die aber ganz unregelmäßig erscheinen, und sehr ungleich an Umfang und Wert sind. Er ist mit seiner Familie nie aus der Not herausgekommen, hat aber nie Konzessionen gemacht. Sein Wahlspruch war „Dienen, aber in niemands Dienste treten“. Die Krankheit eines Kindes erschütterte ihn so, daß er ein gottgläubiger Mensch wurde.

Von 1905 an sah er den Krieg voraus. Der Militärdienst erschien ihm als eine höhere Form des Lebens, die Gemeinschaft des Regiments als eine bessere Gesellschaft. Er fiel als Leutnant der Reserve in der Marneschlacht durch einen Schuß in die Stirn. Die Wirkung von Péguy ging etwa gleichlaufend mit der von Desjardins, war aber viel individualistischer; doch hat Péguy auch viele Berührungspunkte mit Barrès. Zu wirklicher Bedeutung ist er erst nach seinem Heldentod, durch diesen, gekommen. Seine ganze Lebensauffassung, seine ganze Lebensführung hat etwas Heldisches, nicht im Sinne des Rittertums, sondern in einem christlich-modernen Sinn. Unserm Wesen steht Péguy nahe, auch sein Stil, der im Französischen fremdartig wirkt und ein Hindernis seines Erfolgs zu seinen Lebzeiten war, läßt sich in deutscher Sprache gut wiedergeben. Eine Sonderstellung in der französischen Literatur hat Péguy auch dadurch eingenommen, daß er arm war, um die Wende des Jahrhunderts war die französische Literatur eine Art Pfrunde für reiche Burgersöhne geworden. Hat nicht Barrès gesagt: „Wer in seiner Jugend Geldsorgen gehabt hat, dem bleibt davon für immer ein leichter äußerer Schaden.“?



Auch Alain Chartier, 1868 geboren, der unter dem Namen Alain schreibt, ist ein Schuler der Ecole Normale Supérieure, wie Paul Desjardins, wie Charles Péguy. Auch er ist, wie Péguy, ein Einzelgänger, und zugleich einer der unabhängigsten Denker des zeitgenössischen Frankreich. Aber er hat, im Gegensatz zu Péguy, als Grundlage für sein äußeres Leben die gesicherte Laufbahn des Professors nicht verschmäht. Daneben war er als Mitarbeiter von Zeitungen tätig. Am bekanntesten ist er durch seine „*Propos de Politique*“ geworden, die er herausgab, je nachdem er Abonnenten dafür fand. In diesen „Einfällen“ findet eine sehr merkwürdige, durch und durch

die Frankreich die Redner und Politiker liefert Bauerliche Ahnen haben beide, wie es denn durchaus richtig ist, was Rudyard Kipling einmal behauptet hat daß alle bedeutenden Männer in Frankreich Lehm an den Stiefelsohlen trugen

An Duhamel bewundern wir die Kunst der Zergliederung, die die feinsten Seelenregungen ans Licht zieht und mit unerbittlicher Sachlichkeit und doch aus einem Herzen voll Liebe heraus darzustellen vermag Zugleich ist er erfüllt von jener ganz und gar unkirchlichen, dabei tiefen Frommigkeit, abseits aller Dogmatik, die so vielen Franzosen aller Schichten eigen ist Ihr Wesenszug ist die Ehrfurcht vor, und die brüderliche Liebe zu allem Seienden und Lebendigen Ohne Zweifel beruht sie auf den in der Vergangenheit aufgenommenen und seitdem ins Unterbewußtsein hinabgesunkenen christlichen Ideen Das französische Volk scheint uns das einzige zu sein, daß wirklich im ganzen und in seinem innersten Wesen durch die christliche Lehre verändert worden ist, überall sonst ist das Christentum kaum mehr als ein äußerer Lack geblieben, und nur die Einzelnen sind bis zu seinem Kern vorgedrungen Ein schönes Zeugnis dieser ganz irdischen und dresseitigen Frömmigkeit ist „La Possession du Monde“, „Besitzergreifung der Welt“ von Georges Duhamel, aus der wir ein Kapitel wiedergeben

Dem gegenüber erscheint Jules Romains mehr als Gehirnmensch, mit einem ungeheuer weiträumigen Gehirn, das alles und jedes kennen lernen, aufnehmen, bewältigen, sich einverleiben und dann fruchtbar machen will; folglich ein Meister der Sprache Zwar wird gerade seine Sprachkunst von den offiziellen Tempelhütern, die die Schriftsteller am liebsten auf die berühmten tausend Worte von Racine beschränken möchten, lebhaft angefochten, aber das beweist nichts Die warme Liebe, die einen Duhamel erfüllt, finden wir nicht bei seinem einstigen Kampfgenossen Jules Romains Das satirische Lustspiel „Knock“, oder „Der Triumph der Medizin“, das einen Welt-erfolg hatte, das über funftausendmal in allen Ländern und Sprachen aufgeführt und auch verfilmt worden ist, hat eine kalte Schärfe und Menschenverachtung, die wehtut, auch wenn man lacht Jules Romains ist in anderer Weise unerbittlich, als Georges Duhamel. Er ist auch der Begründer einer philosophischen Lehre vom „Unanimismus“, die sich mit der Philosophie der Gruppen-Ich berührt; gelegentlich hat er geschrieben. „Der Geist logiert sich ein, wo er will, bei Peter oder bei Paul, wie eine Armee, die Scheunnen requiriert.“ Wichtig ist vor allem sein riesiges Romanwerk „Die Menschen

guten Willens“, das unter diesem (im Grunde nicht bezeichnenden) Titel ein Gesamtgemälde des gesamten zeitgenössischen Frankreich gibt, nach dem Vorbilde Balzacs, aber doch viel strenger, sachlicher umfassender, wahrheitsgetreuer als Balzac, bei dem man nie weiß, was Wirklichkeit war und was seiner überquellenden Erfindungsgabe entsprungen ist. Dieser wahrhaftige „Stromroman“ ist mit den im Herbst 1937 erschienenen Bänden XIII und XIV an der Schwelle des Weltkrieges angelangt, es soll im ganzen auf achtundzwanzig Bände kommen. Wir bringen mit Erlaubnis des Rowohlt-Verlags, in dem die ganze Folge in deutscher Sprache erscheint, aus dem letzten Band ein „Gemälde Frankreichs“ bei Kriegsausbruch, das in seiner Art meisterhaft genannt werden darf.

Übrigens schreibt auch Georges Duhamel einen fortlaufenden Roman, die „Chronik der Pasquier“ und ein anderer moderner Schriftsteller, Roger Martin du Gard hat ein solches Romanwerk, die „Thibaud“ eben vorzeitig zum Abschluß gebracht. In diesen drei literarischen Großunternehmen (so muß man schon sagen) wird die Nachwelt ein Bild Frankreichs vom Anfang des neunzehnten Jahrhunderts erhalten, wie es noch nie und nirgend für eine Epoche gezeichnet worden ist.



Die Schriftsteller, von denen wir Zeugnisse veröffentlichen, gehören den verschiedensten Kreisen und Schichten an. Neben dem Sproß einer Gelehrtenfamilie, Paul Desjardins, der in einer Welt reiner und idealistischer Geistigkeit aufgewachsen ist, finden wir den einer alten Offizierfamilie, der später zu den höchsten Ehren aufstieg, Hubert Lyautey, den reichen und verwöhnten Bürger Maurice Barrès, der doch sein Leben lang unglücklich war und sich in Sehnsucht verzehrte. Wir finden Söhne des mittleren und kleinen Bürgertums mit bäuerlichen Ahnen und ein Kind des armen Volkes. Manche haben ausgeprägte germanische Wesenszüge an sich, wie Barrès und Duhamel, andere zeigen die Wesensart der ureingesessenen Steinzeitbauern, wie Alain und Jules Romains. Péguy, der sich als Bauer fühlt, ist doch von der germanischen Gedanken- und Gefühlswelt stark beeinflusst.

Damit ergibt sich ein Bild von der Vielfalt, die für das französische Geistesleben kennzeichnend ist. So sehr die Nation in Frank-

reich ein geschlossenes, ausgeprägtes großes Ich geworden ist, so fest die in Jahrhunderten ausgearbeiteten und immer vervollkommeneten Formen sind, in denen das äußere Leben verläuft, so frei und ungehemmt und reich, ja vielfach willkürlich äußert sich und spielt das geistige Leben. Eines bedingt ohne Zweifel das andere.

Die Franzosen sehen es nicht gern, wenn man in ihnen den Zugen der Grundrassen nachgeht, aus denen die Nation zusammengeschmolzen ist, sie halten das für eitel und selbst gefährlich, weil es nur verwirren und spalten könne. Sie sind Franzosen geworden, fühlen sich als Franzosen, als etwas Neues, Einheitliches, ein besonderer Typus Mensch von einer ihm eigenen geistigen Haltung. Mehr wollen sie nicht sein. Allenfalls schmerzt es ihnen, wenn man das „lateinische Erbe“ (das ja kein Bluterbe ist) aufsucht und ans Licht zieht — genau noch so, wie Ost- und Westgoten und Franken nichts sehnlicher wünschten, als das „Barbarenum“ abzulegen und als Römer zu gelten, sobald sie einmal die Macht erlangt hatten. Und doch kann man bei sehr vielen Franzosen noch ganz deutlich spüren, ob das Germanische oder das Urbäuerliche in ihnen den Ton angibt.

Uns Deutschen aber, denen das Französische oft als etwas fremdartig Schillerndes, Wesensfremdes, Unverständliches erscheint, wird es leichter, diese andere Art gelten zu lassen, wenn wir wissen, wie stark der germanische Anteil daran ist, stärker, als die Franzosen wahr haben möchten.

Mancher wird sich gewundert haben, daß in dieser Reihe von Persönlichkeiten keine Vertreter der jüngsten Generation zu finden sind. Das liegt daran, daß Persönlichkeiten immer erst eine gewisse Reife erlangt haben müssen, ehe man von ihnen mit Bestimmtheit sagen kann, ob sie nachhaltigen Einfluß ausüben und welchen. Zudem sehen wir in dieser Generation niemanden, der für diese Sammlung in Frage käme. Viele Namen, die eine Zeitlang in aller Munde waren, hort und liest man kaum mehr. Eine Persönlichkeit wie Bergery wäre gewiß interessant genug gewesen, ist aber ausschließlich politisch.

Zudem schien es uns wichtig, in dieser Gruppe von Persönlichkeiten einerseits die Vater der modernen Geistigkeit, anderseits möglichst verschiedene Seiten des französischen Menschen zu zeigen. Das Gegenwärtige wird in den folgenden Kapiteln genügend zu Worte kommen, insbesondere in dem Kapitel über die Gruppen. Das jeweils gegenwärtige Leben spielt sich in Frankreich überhaupt vorwiegend in Gruppen ab, und erst nachher wird erkennbar, wer denn nun

eigentlich in der Gruppe der Anreger oder Führer gewesen ist, wessen Name überlebt

Die Académie Française hat zwei der Männer, die hier zu Worte kommen, zu Mitgliedern gewählt. Ein Dritter, Lyautey, hat die höchsten militärischen Ehren und dauernden Ruhm erlangt. Die andern haben offizielle Ehren nicht gesucht und nicht erhalten. In Frankreich muß man sich im allgemeinen um solche bewerben, sonst wird angenommen, daß man sie nicht wünscht.

I.

HUBERT LYAUTEY

DIE SOZIALE ROLLE DES OFFIZIERS

I

Die Menschen, die ihr Beruf oder ihre Berufung in Berührung mit der gebildeten Jugend unserer Tage bringt, sind darin einig, festzustellen, daß in der Generation, die sich zum Eintritt in das öffentliche Leben anschickt, Strömungen gegen den Dilettantismus vorhanden sind, der ihre Vorgänger kennzeichnete. Angesichts der sozialen Umwandlung, die sich in immer größerem Umfange und unausweichlich vollzieht und die Beachtung selbst der widerstrebendsten Geister erzwingt, wird sich diese Jugend klar darüber, daß es für die geistig Bevorzugten vielleicht doch eine andere Haltung geben konnte, als die von analysierenden und experimentierenden Zuschauern, und daß es vielleicht Zeit wäre, die unfruchtbare Kritik und die abgeklärte Spekulation aufzugeben, um zur derben und fruchtbaren Handlung überzugehen.

Um nur einige Namen von Führern zu nennen, auf die die Jugend hört, so sehen wir drei Männer, sehr verschieden an Herkunft und Geist, aber durch viele edlen Züge einander nahegekommen, die diesen guten Willen erkannt haben, dieses Bedürfnis, sich zu gemeinsamer Handlung zusammenzuschließen, und die sich bemühen es fruchtbar zu machen: Albert de Mun, Melchior de Vogué, Ernest Lavisse.

Der erste, durchdrungen von der wachsenden Wichtigkeit der Arbeiterfrage und überzeugt, daß nur die Rückkehr zum Christentum sie lösen kann, sammelt um sich die überzeugten Katholiken unter den Jungen. Er wendet sich an die künftigen Ingenieure, Industriellen und Arbeitgeber, aber doch nur an die, die ein gemeinsamer Glaube eint, und das beschränkt die Auswahl seiner Anhänger notwendig auf die Schüler geistlicher Lehranstalten.

Der letzte übt seinen unbestrittenen Einfluß auf die zahlreiche Universitätsjugend aus; er hat in ihr das Gefühl der Solidarität entwickelt, der er eine feste Form in den Studentenvereinigungen gegeben hat. In ständiger Berührung mit der Jugend, lehrt er ihr tatige Vaterlandsliebe, hochherzige Einigung, soziale Pflicht, er wendet sich vor allem an die zukünftigen Professoren, durch die sein Einfluß in die Zukunft reichen wird.

Zwischen beiden steht Herr de Vogüé, der durch Name und Herkunft einerseits, durch seinen Ruf als Schriftsteller und sein starkes Empfinden für die Große unserer Zeit andererseits, Zutritt zu allen Lagern findet (da es ja leider verschiedene Lager gibt!) und sich eine starke Stellung geschaffen hat. Er hat sich von allen Parteien, die heute die Nation von der Wiege an spalten, von allen politischen Formeln, von allen Lehrmeinungen frei gemacht und sich auf den gemeinsamen Boden der sozialen Aktion gestellt. Denen, die durch Verstand, Erziehung, Vermögen bevorzugt sind, ruft er unaufhörlich ins Gedächtnis, daß ihre erste Pflicht die Pflicht gegen die Niedrigen und Enterbten ist, und er fordert in allen Parteien, allen Bekenntnissen, allen Weltanschauungen die Menschen guten Willens auf, sich in der gemeinsamen „Religion des menschlichen Leidens“ zusammenzufinden.

Alle drei haben in der Jugend den Sinn für das Handeln erweckt, alle haben an erster Stelle die soziale Pflicht gestellt, wenn sie diese vielleicht auch nicht auf gleiche Weise verstanden haben. Sie haben das große Ziel gezeigt, aber doch die Prüfungen auf dem Wege nicht verhüllt, die Vorurteile, die zu besiegen, die eingewurzelten Gewohnheiten, die zu brechen sind; auch nicht wie schwer es ist, bis zum Volke vorzudringen und es zu überzeugen, wenn man nicht sein Kleid trägt und seine Sprache spricht. So tief ist das Mißtrauen gegen das Wort der Leitenden, das den Arbeitenden der scheinbare Gegensatz ihrer materiellen Interessen einflößt.

Ohne Zweifel spüren wir da eine Bewegung, einen kraftigen Hauch von Hingabe und Hochherzigkeit. Es sieht aus, als käme diese Generation zum Bewußtsein der großen Rolle, die sie spielen konnte. Und was für eine Rolle! An die Stelle des haßerfüllten und heftigen Kampfes, der unfruchtbar die Kinder desselben Bodens trennt, des Hasses von Partei zu Partei, von Klasse zu Klasse, die friedfertige und fruchtbare gemeinsame Arbeit an den Problemen zu setzen, die die industrielle und wirtschaftliche Umwälzung unserer Zeit uns aufgibt: nicht mehr nur immer an Forderungen auf der einen Seite, an Unterdrückung mit der Faust auf der andern zu denken, sondern Hand in Hand auf dem breiten und edlen Weg sozialen Fortschritts vorwärtzuschreiten. Und man möge doch nicht einwenden, daß dies in neuer Form nur eine uralte Frage sei, so alt, wie die Menschheit! In ihrer Schärfe stammt sie erst von gestern und erst seit gestern haben uns Wissenschaft, Industrie in ihrer blitzartigen Entwicklung für ihre Lösung andere Mittel an die Hand gegeben als brandstiften und in die Luft sprengen.

Aber so zahlreich auch die jungen Menschen sein mögen, an die sich die Vorkämpfer der sozialen Pflicht wenden, alle die künftigen Ingenieure, Industriellen, Arbeitgeber, Professoren, ihre Wirkung wird doch immer auf einen engen Kreis beschränkt bleiben, und auch alle zusammengenommen, werden niemals die Gesamtheit der Arbeitenden erfassen können, weitgefehlt!

Gibt es denn nicht ein „Cadre“ im militärischen Wortsinn, das von Natur befähigt wäre, einen viel weitergehenden Einfluß auszuüben? Und wenn es das gibt, mußte man nicht dort den Hebel ansetzen und der Idee der sozialen Pflicht, als einer dringenden Notwendigkeit, zum Siege verhelfen?

Dieses „Cadre“ ist fix und fertig; ja, es ist seinem ganzen Wesen nach dazu bestimmt, eine Zeitlang nicht nur einen Teil, nicht nur die Mehrheit, sondern die Gesamtheit der französischen Jugend zu leiten: es ist das Korps der zwanzigtausend französischen Offiziere.

Seit der restlosen Durchführung der Dienstpflicht, also erst seit gestern, geht die ganze Nation, ohne Ausnahme, vom zwanzigsten bis zum dreißigsten Jahr durch ihre Hände; keiner schlüpft hindurch. Es handelt sich nicht mehr um diese oder jene Gruppe, alle, Arbeiter der Hand wie des Gedankens, Gelehrte und Unwissende, Besitzer und Tagelöhner, empfangen während eines Abschnitts ihres Lebens den Stempel eines Leutnants, eines Hauptmanns, eines Obersten.

Dieser ganz neuen Tatsache — revolutionär im wahren Sinne des Wortes — muß notwendig eine entsprechende Weiterentwicklung der Rolle des Offiziers entsprechen, der selbst, wie wir glauben sich dessen noch nicht bewußt ist; aber auch außerhalb der Armee hat man diese Tatsache noch nicht genügend beachtet

Seit zwanzig Jahren hat eine Folge von Übergangszuständen den jetzigen vorbereitet, aber zwischen dem letzten Kontingent einer Armee, wo jeder Bemittelte sich einen Ersatzmann kaufen konnte, und diesem Kontingent von 1890, das vom Akademiker bis zum Analphabeten alle Zwischenstufen umfaßt, hat sich die „Materie“ Soldat, wenn man sich so ausdrücken will, radikal geändert. Zu diesem neuen Soldaten gehört, logischerweise, ein neuer Offizier. Und dessen Aufgabe wollen wir versuchen zu zeichnen. Auf diesen Ausgangspunkt werden wir immer wieder zurückkommen müssen, um nicht irre zu werden, wenn der neue Typus Offizier vielleicht anders aussehen wird, als der derbe Typus, an den bisher der Name Offizier denken ließ und den man sich nicht anders als einen Schlagetot vorstellen konnte.

Niemandem gibt seine Stellung größere Möglichkeiten als dem Offizier, um auf seine Untergebenen nachhaltig einzuwirken. Immer in Berührung mit ihnen, teilt er alle ihre Beschäftigungen und Anstrengungen, und zieht doch keinerlei Nutzen daraus. Sein Gewinn hängt nicht, wie der des Industriellen, von der Muhsal seiner Leute ab. Die Interessen von Offizier und Mann sind nicht entgegengesetzt, sondern gleichartig. Die Autorität, mit der er ausgestattet ist, beruht auf dem Gesetz, sie erleidet weder Diskussion noch Kompromiß. Genaue Vorschriften bestimmen die Grenzen dessen, was er fordern darf. Alles kommt zusammen, um seine persönliche Unabhängigkeit und die Selbstlosigkeit seiner Handlungen zu erleichtern.

Er ist also der beste denkbare Vertreter sozialen Handelns. Er hätte, von unserm Standpunkt aus gesehen, das größte Interesse daran, mehr als jeder andere sich mit Liebe gegen seine Untergebenen zu erfüllen und sich von jenem neuen Pflichtgefühl durchdringen zu lassen, das für alle leitenden Personen des sozialen Lebens nötig ist. Seine Hauptaufgabe wäre die des Erziehers, und er brauchte ohne das Geringste am Buchstaben zu ändern, seine Tätigkeit nur mit einem neuen Geiste zu beleben.

Und doch ist er der Einzige, an den niemand denkt. Die, welche die Jugend auf die Wege der sozialen Betätigung drangen, sprechen seinen Namen nicht aus, es scheint, als konnte man sich das gar nicht vorstellen, diese mächtige Kraft nutzbar zu machen; man legt sich gar nicht die Frage vor, ob denn die Bewegung, von der die neue Generation erschüttert wird, nicht auf das militärische Gebiet ausgedehnt werden konnte

Warum dieses Vergessen?

Vielleicht ist es das alte Vorurteil der Männer des Geistes gegen die Männer des Degens, sagen wir gleich gegen alle die sich auf physischem Gebiet betätigen; denn der antike Sinn für das Gleichgewicht zwischen der Entwicklung des Körpers und der des Geistes ist uns verlorengegangen. Nicht daß uns unbekannt wäre, welcher Umschwung sich zugunsten der Körperübungen vollzogen hat, aber er ist noch zu neu, als daß nichts mehr von den alten Vorurteilen bestehen bliebe

Es ist auch jene Legende, die in gewissen Kreisen weiter verbreitet ist als man denkt, die aus jedem Offizier einen „Sabelschlepper“, einen „Soldner“ macht, der zu jeder höheren Auffassung auf geistigem und sittlichem Gebiet unfähig sei, eine Legende, die übrigens mit Feder und Bleistift sorgfältig lebendig erhalten wird und in der bekannten Figur des „Obersten Ramollot“ abscheulich personifiziert ist

Endlich aber legt man sich gar nicht Rechenschaft davon ab, daß sich seit zwanzig Jahren Zusammensetzung und Nachwuchs des Offizierskorps von der Wurzel aus verändert, insbesondere das geistige Niveau sich gehoben hat. Vor dem Kriege von 1870 war die Offizierslaufbahn, wir erkennen es an, mit Ausnahme einer Anzahl von Familien alter militärischer Tradition, eine Art letzter Ausweg. In den oberen Klassen waren es nicht gerade die hervorragenden Individuen, die sich ihr zuwandten; den feingebildeten Geistern bot jede Art öffentlicher Tätigkeit, die Diplomatie, der Staatsrat, die Rechtsprechung, die Verwaltung ein weites Feld der Betätigung. Die Armee war der Bereich derer, die es nach körperlicher Betätigung und nach Abenteuern gelustete, die nicht stillesitzen mochten, um zu studieren, und die den Umtrieb der Geistesarbeit vorzogen. Heute ist es umgekehrt. Die Abneigung der oberen Schichten gegen die Republik läßt viele in die Armee eintreten, die sich früher einer öffentlichen Laufbahn zugewendet hätten. Nicht wenige junge Leute auch, die weder Beruf noch Nei-

gung für das Waffenhandwerk empfinden, die aber ihre Dienstzeit lieber als Offiziere denn als einfache Soldaten ablegen wollen, treten in die Offizierschulen ein mit dem Hintergedanken, die Laufbahn nicht weiterzuverfolgen und bleiben dann doch dabei. Auf einer höheren Ebene hat die Überspannung der Vaterlandsliebe, nach dem Keulenschlag von 1870, und das Gefühl, daß es im nächsten Kriege um das Schicksal des Vaterlandes gehen wird, viele bestimmt, sich dem Militärdienst zu widmen, in Kreisen, die früher daran nicht gedacht hatten. Endlich hat die Ausdehnung des Generalstabs, der verhältnismaßig große Bedarf an Zöglingen der Kriegsakademie, überhaupt die sehr sichtbare Vermehrung der geistigen Arbeit in der Armee, viele dorthin gezogen, die solche Arbeit lieben und die früher die Abneigung gegen den praktischen Dienst, gegen das eintönige Einerlei abgehalten hatte.

Alle diese Einflüsse haben unstreitbar das Wesen des Offizierskorps einschneidend verändert; im ganzen ist es in mehr als einer Hinsicht dem früheren überlegen. Man sollte daher meinen, daß sein Einfluß auf die Soldaten, allein aus diesem Grunde, tiefer gehen mußte als früher, und daß man an den Menschen, die durch seine Hände gegangen sind, das Siegel dieses Fortschritts mußte erkennen können.

Aber ist das wirklich der Fall? Nach den Erkundigungen, die mit großer Sorgfalt an entgegengesetzten Punkten eingezogen wurden, bei Leuten, die nach Herkunft und Meinungen ganz verschieden sind, scheint es eher, daß nicht wenige junge Leute von ihrem Durchgang durch die Armee nichts anderes heimbringen, als ein vermindertes sittliches Gefühl, Mißachtung für das einfache und arbeitsame Leben, körperlich die Neigung zur Unmäßigkeit und ein vergiftetes Blut, das sie weitergeben. Wenn ein solches Ergebnis früher schon äußerst ernst war, wie wird es in Zukunft sein, da jetzt alle Welt ohne Ausnahme dienen muß? Das ist, nicht wahr, ein schmerzhaftes, ein schreckliches Problem.

Woher kann wohl dieser anscheinende Gegensatz kommen?

Davon, daß der Offizier seine Leute zu wenig kennt und sich zu wenig für ihre Person interessiert.

Alles scheint sich zu verbünden, um ihn davon abzuhalten. Die (gegen früher) kurze Dienstzeit zuerst, die zur Folge hat, daß die Kontingente viel größer sind als früher, und daß viel weniger Zeit ist, den Mannschaften nahezukommen. Früher, bei der langen Dienstzeit, entstand von selbst ein Zusammengehörigkeits-

gefühl Heute muß man es bewußt anstreben und Schwierigkeiten dabei überwinden, und dazu muß man die feste Überzeugung hegen, daß es sich hier um die allererste Pflicht handelt, und daß auch, ganz abgesehen von sozialen Erwägungen, rein vom Berufsstandpunkte aus eine Truppe, die vielleicht weniger ausgebildet ist, die man aber fest in der Hand hat, wertvoller ist als eine noch so gut ausgebildete Truppe, die man nicht in der Hand hat

Und dann darf man es wohl aussprechen diese sittliche Seite der Rolle des Offiziers ist sicher die, von der man ihm am wenigsten gesprochen hat. Denen, die von den Offizierschulen kommen, hat man von Strategie, Ballistik, Erdkunde gesprochen; man hat sich bemüht, ihren Soldatenverstand zu entwickeln, aber kaum ihr Soldatenherz; man hat ihnen beigebracht, wie die Mannschaft auszubilden ist, aber hat man in ihnen das Verstandnis erweckt, daß man zuallererst seine Leute lieben und ihre Zuneigung erwerben muß? Den Besten hat man als Ziel die Militarakademie, den Generalstab vor Augen gestellt, das heißt den Bürodienst, der in immer steigendem Maße die Elite der Armee an sich zieht. Ihnen erscheint der Dienst bei der Truppe ein Durchgangszustand, eine Last, die man eben auf sich nehmen muß, und während der man den äußern Dienst auf das Mindestmaß beschränkt, um Zeit zu behalten zur Vorbereitung für die hohe Bestimmung, von der man träumt. Die Ehrgeizigen und die Tüchtigen unter den andern, bei denen es zur Kriegsakademie nicht reicht, streben nach besonderen Aufträgen, nach Kommandos, nach „Druckposten“, wie der Offizier der Truppe es nennt. Die bei der Truppe bleiben, sehen, welche Hast die andern zeigen, sich zu drücken, und wie sie als Belohnung dafür Ehren und Vorteile einheimsen. Kann man wirklich von ihnen verlangen, daß gerade sie in ihrer Arbeit die höchste und wichtigste Mission ihres Berufes sehen? Die Offiziere endlich, die aus dem Unteroffizierstand hervorgehen, kennen vor allem die Praxis, in der sie geschult worden sind, wie man sie behandelt hat, so behandeln sie ihre Untergebenen, das ist nur natürlich. Manche endlich ahmen eine falsche Engländererei nach, die Mode geworden ist, und hüllen sich in einen eisigen Hochmut, eine undurchdringliche Gleichgültigkeit, was ja bestimmt nicht geeignet ist, ihnen das Vertrauen ihrer Untergebenen zu verschaffen.

Aus all diesen Betrachtungen geht hervor, daß ein Offizierkorps von hervorragenden Eigenschaften, eifrig, gewissenhaft in der Pflichterfüllung, auf den Geist der Armee doch nur einen mittelmäßigen Einfluß ausübt, weil ihm die Idee sozialer Pflicht abgeht

2.

Aber worin kann die soziale Aufgabe des Offiziers bestehen? Ist sie überhaupt etwas anderes als eine edelmütige Utopie, ein verführerischer Selbstbetrug? Unter welcher praktischen Form ist sie denkbar?

Wir hören schon von weitem die billigen Spasse über die Verwandlung des Offiziers in einen Apostel, der seinen Leuten Liebe und Frieden predigt, anstatt ihnen Schießen und Reiten beizubringen. Muß man ausdrücklich sagen, daß es sich um nichts derartiges handelt? Das, woran wir denken, hat mit Reden und Vortragen nichts zu tun; es ist der einfache, notwendige Ausdruck einer Geisteshaltung. Die Offiziere müssen nur von ihrer sozialen Pflicht erfüllt sein und sich diese bei der Ausübung ihres Berufes ständig vor Augen halten. Eine solche innere Beschäftigung wirkt wie ein Ferment und wird den Dienst von innen heraus umwandeln, ohne daß Anforderung oder Strenge im mindesten darunter leiden.

Übrigens sind das keineswegs neue Auffassungen: viele Offiziere haben ihre Aufgabe schon so begriffen, und es sind keineswegs die Geringsten, oder die am wenigsten Anspruchsvollen. Sie sind der lebendige Beweis dafür, wieviel Gutes erreicht werden konnte, wenn ihre persönlichen Erfahrungen zur Grundlage einer allgemeinen Lehre gemacht, als Regel gegeben und an den Anfang aller militärischen Erziehung gestellt wurde.

Davon wird man sich leicht überzeugen, wenn man auf die Einzelheiten bei der Anwendung dieses Grundsatzes eingeht.

Für die meisten, und durchaus nicht die schlechtesten, ist ihre Aufgabe zu Ende, sobald die Berufspflicht erfüllt und richtig erfüllt ist. Die beweglichste Truppe zu haben, die am besten in-stand gehaltene Kammer und Kaserne, die best zugerittenen Pferde, und als Lohn die beste Note des inspizierenden Generals, das scheint das höchste Ziel ihres Ehrgeizes zu sein. Und niemand

erwartet mehr von ihnen. Was die persönliche Kenntnis der Mannschaft betrifft, so beschränkt sie sich darauf, daß man sie bei Namen kennt (und nicht einmal immer), daß man über ihre Soldateneigenschaften Bescheid weiß — wenigstens ob sie gute, mittelmäßige oder schlechte Soldaten sind — höchstens noch ihren Zivilberuf kennt, weil manche Generale darauf Wert legen; das ist aber auch alles.

Ihr Charakter, ihre Persönlichkeit, ihre Herkunft, die Umgebung, aus der sie stammen — alles Dinge, deren Kenntnis den Schlüssel zum Verständnis dieser meist verschlossenen Naturen bildet und es so sehr erleichtert, sie dazu bringen, daß sie ihre volle Kraft einsetzen —, das ist die letzte der Sorgen. Man hält sich an die Schale und zieht aus ihr, was sich für den Dienst verwenden läßt, aber bis zum Saft, der dem so in Betrieb gesetzten Mechanismus erst Leben gibt, ist man nicht vorgedrungen. Das Handwerkszeug hat man aufs sorgfältigste studiert: die Kanone, das Gewehr, das Pferd; aber den Mann, durch dessen Tätigkeit das Werkzeug erst seinen Wert bekommt, den läßt man außer Betracht. Das ist so wahr, daß es in der Kavallerie z. B. für tötschick gilt, seine Pferde viel besser zu kennen, als die Reiter, wir konnten zahlreiche junge Offiziere nennen, die ihren Stolz darein setzen (und das ist nur lobenswert), die funfunddreißig Pferde, die ihnen unterstehen, bis auf den Grund zu kennen, die kleinsten Besonderheiten ihrer Natur, ihres Temperaments, ihrer Herkunft, ihres Charakters, und die ganz stolz hinzufügen: „Ach meine Leute! Schrecklich! Ich bring's nicht dazu, mir ihre Namen zu merken! Diese Art Gedächtnis geht mir völlig ab!“ Und wenn sich's nur um die Namen handelte! Bitte, fragen Sie einmal, was sie sonst über den oder jenen Mann, der vor ihnen steht, wissen, ganz abgesehen vom Namen, und Sie werden sehen, daß sie nicht den zehnten Teil von dem wissen, was ihnen über ihre Pferde ganz gelaufig ist, wenn sie nicht einfach alles abschneiden mit den Worten: „Ach! die rohen Kerle!“

Nein! Es sind keine rohen Kerle, aber es sind häufig schüchterne oder mißtrauische Menschen: Freundlichkeit schließt ihr Herz auf, Grobheit schließt es zu. Sie lieben den, der sie liebt. Es genügt durch die Macht der Umstände einmal mit diesen tüchtigen Menschen in nahe Berührung gekommen zu sein, bei den großen Manövern, im Biwak, um zu wissen, wieviel Fähigkeit zur Hingabe in ihnen steckt, welche Zuneigung sie dem Offizier entgegenbringen,

der ihr Vertrauen erworben hat, wie dankbar sie sich zeigen, nicht in Worten, aber in Blicken und Handlungen, wenn sie sehen, daß er an ihren Entbehrungen und Strapazen teilnimmt, ohne sich zu schonen

Dieses Ergebnis kann schon im Garnisonsleben erreicht werden

Wenn der Offizier seinen Leuten die Gewißheit einflößt, daß er sich persönlich für sie interessiert, nicht durch Reden natürlich, sondern dadurch, daß er ihnen zeigt, wieviel er über sie weiß, dann erwirbt er unfehlbar ihre Zuneigung und ihr Vertrauen. Außerdem ist das die beste Vorbereitung für die Ausübung der Strafgewalt. Wieviel Murren, wieviel Groll, wieviel schwere Fehltritte, die das ganze Leben lang nachwirken, kommen von einer ersten Bestrafung, die ungerecht oder leichthin verhängt wurde, und meistens aus ungenügender Kenntnis des Betroffenen!

Mehr noch als Inhaber der Strafgewalt, ist der Offizier ein Schiedsrichter. Schiedsrichter zwischen dem Soldaten und dem Unteroffizier. Der gemeine Mann kennt ja im allgemeinen den Offizier kaum: er sieht ihn von ferne, von unten, und liebt ihn an sich weder, noch haßt er ihn. Aber was er taglich am eigenen Leibe erfährt, das ist die Tätigkeit des Unteroffiziers. In Frankreich sind die Unteroffiziere mit größeren Befugnissen ausgestattet als sonst irgendwo, und um die Ausübung dieser Befugnisse richtig zu beurteilen, zu maßigen, zu regeln, dazu braucht der Offizier die Kenntnis seiner Leute. Er darf sie nicht bloß mit den Augen der Unteroffiziere sehen und einfach ihr Urteil sich zu eigen machen, ohne es nachzuprüfen.

3

Die Zweckmäßigkeit und die Art dieser sozialen Einwirkung zugegeben, wie soll man es anfangen, um das Offizierkorps mit dieser Idee zu durchdringen?

Von unten herauf, glauben wir, viel eher als von oben herunter. Durch Einwirkung auf die künftigen Offiziere und Soldaten, in den militärischen Bildungsanstalten und in den Schulen, viel mehr als durch Werbung von Anhängern unter den jetzigen Offizieren.

Das bedeutet nicht, daß es unter ihnen, auf allen Rangstufen, nicht viele einzelne gäbe, die für den Gedanken gewonnen sind: wir kennen solche und nicht wenige. Aber sie bilden natürlich

nicht die Mehrheit und viele davon werden durch Gewohnheiten, durch Schuchternheit, durch tausend Bande davon abgehalten, einen neuen Weg einzuschlagen. Und in einem Beruf mit so alten Traditionen wird immer gleich von „Dekadenz“ gesprochen, wo es sich um Fortentwicklung handelt, weil die Fachausdrücke, die Uniform, die Routine sich gleich geblieben sind, denkt man, es habe sich nichts geändert, und sieht die großen Veränderungen nicht, die sich vollzogen haben. Und die alten Offiziere, die vor dreißig Jahren in die Armee eingetreten sind, ihnen war und ist der Krieg die Hauptsache. Davon reden, daß die Rolle des Offiziers im Frieden größer ist als im Krieg, das ist in ihren Augen alles nur „Literatur“. Von dort ist nichts zu erwarten.

Aber auf dem Gebiet der Erziehung bleibt noch fast alles zu tun.

Zuallererst mußte die Auswahl der Offiziere, die als Lehrer in die militärischen Bildungsanstalten berufen werden, aus einem ganz neuen Geiste heraus erfolgen. Es müssen Männer sein, die innerlich überzeugt sind und zu überzeugen vermögen — erschrecken wir nicht vor dem Wort. es mußten Apostel sein, die imstande sind, in den jungen Seelen das „heilige Feuer“ zu entzünden, in diesen Zwanzigjährigen, deren Seelen jedem tiefen Eindruck offen sind, die ein Funke für das ganze Leben begeistern und die Skeptik der ersten Chefs für immer abkühlen kann. Es ist eine in der Armee bekannte Tatsache, daß der Offizier sein ganzes Leben unverwischbar das Siegel seiner ersten militärischen Lehrmeister behält und daß man auf jeder Rangstufe erkennt, wer von dem und wer von jenem geformt worden ist.

Und wenn man sich von den Lehrmeistern niederer Grade zu den Chefs der hohen Schulen wendet, um wieviel mehr mußte ihre Auswahl von dem neuen Geiste bedingt sein! Aber richtig auswählen allein genügt nicht, man mußte ihrer Einwirkung zugleich Dauer verleihen. Wenn sie zur Belohnung für ihre Dienste befördert werden, werden sie versetzt. Warum kann man sie nicht, sobald ihre Befähigung einmal erkannt ist, in ihrer Dienststelle befördern und bis zum höchsten Rang aufsteigen lassen? Gibt es jemanden, der auf die Seele des Heeres eine tiefere, wenn auch vielleicht verborgene Wirkung ausübt, als den, der jedes Jahr die Hunderte von Offizieren bildet, die heutzutage nötig sind?

Aber wie sehr wäre die Aufgabe der soldatischen Lehrmeister erleichtert, wenn die Idee des sozialen Auftrags des Offiziers

schon vor dem Dienstantritt, außerhalb der Armee, durch die Erziehung den jungen Menschen eingepflanzt würde!

Wir kommen hier an unsern Ausgangspunkt zurück und unser Wunsch wäre, daß Eltern und Lehrer in die ganze Erziehung eine neue Idee einfuhrten. die, daß der gesetzlichen Verpflichtung zum Militärdienst die moralische Verpflichtung entspricht, aus ihm die heilsamsten Folgen in sozialer Hinsicht zu ziehen . . .

Jeder Gymnasialprofessor hat heute die Gewißheit, daß unter seinen Schülern nicht notwendigerweise künftige Ingenieure oder Ärzte zu sein brauchen, daß aber sicher künftige Offiziere und künftige Unteroffiziere dabei sind und daß alle Soldaten sein werden. Er wird also bestimmt keine unnütze Arbeit leisten, wenn er alle Gelegenheiten wahrnimmt, um den jungen Seelen den Soldatengeist, so wie wir ihn hier gezeigt haben, einzupflanzen. Uns handelt es sich nicht um Schülerbataillone, weit entfernt! Wir halten es für den verhängnisvollsten Irrtum zu glauben, es sei zu irgend etwas nützlich, das Waffenhandwerk schon vor der Dienstzeit zu erlernen; das ist eine Verwechslung zwischen dem Buchstaben und dem Geist des Berufs, so wie wir ihn verstanden wissen möchten. Als J. J. Weiß vor einigen Jahren eine deutsche Kadettenschule besuchte, fiel ihm auf, wie genau man dort zwischen beiden unterschied. „Die eigentliche Aufgabe dieser Schule“, schreibt er in seinem Werk „Au pays du Rhin“, „ist keineswegs, wie man bei uns vielleicht glaubt, den Kadetten die Technik des Soldatenhandwerks beizubringen, sondern es ist die Zivilerziehung, die man ihnen gibt, und den allgemeinen geistes- und naturwissenschaftlichen Unterricht, den sie empfangen, mit dem Gedanken zu durchtränken, daß sie die Ehre haben werden, ihr Leben unter den Waffen im Dienste des Vaterlandes zuzubringen. So entwickelt man in ihnen beides schrittweise zu gleicher Zeit und nach den gleichen Methoden: den Soldatengeist und den Offiziersgeist wie die Geisteskultur.“

Bei uns gibt es nichts, was den Kadettenschulen entspräche; jede höhere Schule ist in gewisser Hinsicht eine solche, und jeder Schulmeister hätte Nutzen davon, die so anziehende und so überzeugende Figur des Hauptmanns Baron von D. zum Vorbild zu nehmen, die uns Weiß in seinem Buch zeichnet.

Gibt es in dieser Zeit und in diesem Lande, die beide innerlich uneins sind, nicht wenigstens ein weites Gebiet, wo ohne Unterschied der Bekenntnisse, der Weltanschauungen, der politischen Parteien alle die zusammenarbeiten können, die die gleiche Sorge um unser Schicksal erfüllt, die das gleiche Gefühl haben, daß ihnen der Vorzug höherer Bildung eine soziale Pflicht auferlegt, und die gleicherweise der Formeln überdrüssig sind?

Wir glauben es fest, und wir wunschten nichts sehnlicher als die Leser dieser bescheidenen Studie überzeugt zu haben, die sich im Grunde auf einige wenige Punkte zurückführen laßt.

Die allgemeine Dienstpflicht hat in ihrer strengen Durchführung zur Folge, daß die gesamte Nation durch die Hände der Offiziere geht, deren erzieherische Rolle dadurch in weitestem Maße vergrößert ist

Die Vorbereitung des Offizierkorps für diese Rolle, seine sittliche Formung, gehen also die ganze Nation an.

Das Offizierkorps ist durch Herkunft und Bildung vollkommen geeignet, eine solche Rolle zu erfüllen.

Es erfüllt sie nur unvollkommen, weil es, obwohl befähigt, nicht darauf vorbereitet ist und weil die Idee seines sozialen Auftrags weder in seiner Erziehung noch in der Ausübung seines Berufes einen nennenswerten Platz einnimmt.

Diese Idee zu verbreiten, ist ein dringendes Bedürfnis, und zwar zuallererst bei den natürlichen Leitern der Jugend, bei allen Erziehern von Beruf, damit sie die kommenden Geschlechter ganz damit durchtränken

Wie eine Barre an der Mündung eines Stromes, so legt sich der Militärdienst quer vor die Jugend beim Eintritt in das Leben. Wird er eine Gefahr sein, an der Leib, Herz und Geist scheitern, oder wird er eine stärkende Prüfung sein, aus der die Jugend gestählt hervorgeht? — Dies ist die ganze Frage¹.

¹ Anmerkung des Herausgebers: Dem unbekannten Rittmeister Lyautey ist es später gegeben worden, seine Meinungen und Grundsätze in den höchsten Dienststellen zu verwirklichen; das ist ein Glück und zugleich eine Erprobung, die wenigen Menschen zuteil wird. Lyautey ist sich bis an sein Lebensende treu geblieben. Nach dem Zeugnisse derer, die durch seine Hände gegangen sind, hat nie ein Vorgesetzter einen stärkeren persönlichen Einfluß auf seine Untergebenen ausgeübt als er. Aber doch mußte ein Menschenalter vergehen und erst der Krieg kommen, bis diese Ideen in die Vorschriften eindrangen. Erst das neue Reglement für die Disziplin in der französischen Armee sagt:

„Die Disziplin wird um so leichter aufrechterhalten, je größer der Einfluß ist, den die Führer auf ihre Truppe gewonnen haben. durch das Beispiel, das sie ihr geben, das Vertrauen, das ihr Charakter einflößt, und die Zuneigung, die ihnen die ständige Sorge um das leibliche und seelische Wohl ihrer Untergebenen verschafft. Die Führer dürfen nicht vergessen, daß Befehle niemals besser ausgeführt werden, als wenn die, die sie empfangen, ihr Ziel und ihre Tragweite begriffen haben“

„Nachdem der Chef durch seinen persönlichen Wert und das Beispiel, das er bei jeder Gelegenheit gibt, seinen Untergebenen Respekt und Hochachtung abgenötigt hat, wird er ihr Vertrauen gewinnen, wenn er sich für die Einzelheiten ihres Lebens interessiert und sie mit Wohlwollen anhört, so oft die Regeln der Disziplin dem nicht entgegenstehen; indem er ihnen beweist, daß nächst dem Dienst das Wohlbefinden der Truppe die Hauptsorge des Befehlshabers ist. So gibt er dem Lande, nach vollendeter aktiver Dienstzeit, Männer zurück, die nicht nur in ihren Berufspflichten ausgebildet sind, sondern außerdem durchdrungen von der Größe der Rolle, die sie im Schicksal des Vaterlandes zu erfüllen haben“

Das ist genau das, was der Rittmeister Lyautey verlangt hatte

Lyautey, Le Rôle Social de l'Officier, Paris, Librairie Plon.

II.

PAUL DESJARDINS

DIE PFLICHT DER STUNDE

Wir sind mehrere, die unseren persönlichen Kummer, so groß er sein mag, vergessen haben, als uns die sittliche Not der Seelen rings um uns zum Bewußtsein kam und als wir nach einem möglichen Mittel gegen dieses allgemeine Übel suchten. Manche bleiben unbekümmert vor solchem Schauspiel. Sie finden sich ab mit dem unausweichlichen Bösen und dem unentwirrbaren Zweifel; sie betrachten kalten Blutes, was ist. Andere, wie der, der hier spricht, sind entschiedener in ihrer Meinung, weil leidenschaftlicher, verwundbarer, sie können weder vergessen, noch sich in Geduld fassen, noch stumpf verzweifeln. Was sie bekümmert, ist weniger das, was ist, als das, was nottut, ja sie wenden sich mit Entschiedenheit dem zu, was nottut, dem Heile zu, das ihr Herz er-

sehnt Es ist ihre Schwache, daß sie sich nicht lange für etwas interessieren können, was nicht in irgendeiner Weise die Gestalt einer Pflicht annimmt, die sie unmittelbar angeht Mag es meinetwegen als Schwache gelten, wenn man nicht imstande ist, kalten Blutes körperliches oder geistiges Leiden zu betrachten! Ihnen ist es unmöglich, dem Sterben untätig zuzusehen, selbst wenn ihr Tun mußig erscheint, müssen sie bis zur letzten Stunde im Dunkel ihrer Kammer nach Heilmitteln suchen, um die Angst ihres Herzens zu beschwichtigen.



Wir leben im Kriegszustande. Es wäre feige, wollten wir unsere innerste Überzeugung verschweigen, nur um unsere Ruhe zu haben. Denn das, woran wir glauben, wird angegriffen und bestritten Wir dürfen uns nicht selbst belügen und einen faulen Frieden schließen, indem wir Ideen unwidersprochen lassen und ihnen die Tore öffnen, die unserer Überzeugung zuwiderlaufen Wir müssen uns im Gegenteil gürten und stark machen. Es besteht heute zwischen uns und vielen unserer Zeitgenossen ein unüberbrückbarer Widerstreit, an dem man nicht vorbeisehen kann, ein großes Ringen, an dem jeder teilnehmen muß

Und um dies geht der Kampf, soweit ich es erkennen kann:

Ist die Unterwerfung unter den tierischen Instinkt, sind Selbstsucht, Lüge letzten Endes wirklich das Böse an sich? Oder sind es nur kleine Verfehlungen gegen den Anstand, die heute wohl schlecht im Kurs stehen, die uns aber schließlich ganz gut zusagen konnten, wollte man sie nur schon herausputzen und mit Grazie ausstatten? die uns dann innerlich zufriedenstellen könnten, so daß es möglich wäre auf dieser Grundlage ein Leben zu führen, das schließlich ebensoviel wert wäre, wie das Leben der Weisen und der Heiligen? Gibt es einen sicheren Beweis, daß dies besser ist als jenes? Gerechtigkeit und Liebe, sind sie wirklich das sichere Gute, das sichere Gesetz, der rettende Hafen — oder sind sie vielleicht nur Illusion und wahrscheinlich eitel? Haben wir eine Bestimmung, haben wir ein Ideal, eine Pflicht, oder ruhen wir uns ohne Ursache und ohne Ziel, weil das einem boshaften Gott Spaß macht, der uns erschaffen hat, oder einfach, weil die sinnlose Laune des großen Pan es so will? Dies ist die Frage, die die Gewissen scheidet

Eine schwere Entscheidung gewiß, wichtiger als der Streit um die Gottheit Christi oder sogar um die Existenz eines lebendigen Gottes oder irgendeine andere spekulative Frage. Dringender vor allem, weil sie Auswirkungen hat, die mich erschrecken, jeden Tag, den Gott gibt, mich, einen Mann, der gezwungen ist zu leben, von der Stunde an, wo ich zum Licht erwache, bis zu der, wo ich einschlafe. Und je nach der Antwort, die ich mir selber gebe, werde ich meinen kleinen Garten in ganz anderem Geiste bebauen.

Ich für meine Person habe Partei ergriffen, nach reiflicher Überlegung, gegründet auf meine Erfahrung. Ich bekenne in voller Gewißheit, daß die Menschheit eine Bestimmung hat und daß wir nicht umsonst leben. Aber was ist das, genau besehen, für ein Begriff, die Menschheit? Im Grunde weiß ich nichts darüber. Es ist ein unbestimmtes Etwas, das noch nicht existiert, aber im Werden ist, auf dem Wege zum Sein und das mich angeht, mich, der ich schon bin.

Und was soll man unter dem Wort Bestimmung verstehen? Davon weiß ich nicht viel mehr. Was ich davon kenne, sind Traume, kaum mehr, Träume, aus einer tiefen Liebe geboren, die nicht mittelbar ist und die nur eine gleiche Liebe verstehen könnte. Mein Gewissen ist nicht rein genug, als daß es mir eine größere Gewißheit hätte schenken können. Aber dessen bin ich sicher, daß diese Bestimmung der Menschheit, wenn wir sie kennten, so beschaffen sein mußte, daß alle Menschen, auch die Unwissenden und Einfältigen, daran teil hätten. Daher kann sie nur durch guten Willen erreicht werden, das einzige Werkzeug, das zu unserer Verfügung steht. Es ist immerhin schon etwas, dies zu wissen. Ich sehe wenigstens den Weg, der in die Zukunft führt, wenn er auch nur für Augenblicke wie durch Blitze erhellt wird, und ihn gehe ich. So lebe ich, wie einer, der in einem steilen und finsternen Walde emporklimmt, nach der Richtung, von wo es hell schimmert. Daß dort das Licht ist, daran kann kein Zweifel sein, wenn auch das Astgewirr es noch verbirgt. Und was mich dem Lichte näher bringt, ist nicht, ob ich mir richtige oder falsche Gedanken über seine Natur mache, sondern daß ich darauf losgehe. Ich will damit sagen: es kommt darauf an, in allen und in mir den Willen zum Guten zu stärken.

Nicht wenige junge Menschen führt heute ihr Weg in der gleichen Richtung, und sie würden an sich ganz gerne den Glauben teilen, den ich bekenne. Aber sie zögern. Ihre Erziehung (diese noch ganz

griechisch-römische Erziehung) zieht sie in einem fort nach anderen Richtungen, zu der Pseudo-Wissenschaft, die nur das Dingliche gelten läßt, zum schönen Stil, zu den Literaten, die hohe Worte machen. Sie können sich nicht entschließen, diese künstliche Erziehung einfach über Bord zu werfen, wie ich es habe tun müssen unter dem Zwange der Not der heutigen Gesellschaft, die gewendet werden muß. Und auf der andern Seite steht das Christentum, das verborgen in ihrem Marke lebt, vielleicht ohne daß es ihnen zum Bewußtsein kommt. Und so wenden sie sich zwar uns zu, aber unentschlossen bleiben sie auf halbem Wege stehen.

Endlich gibt es Zeitgenossen, die ganz klar das Gegenteil von dem denken, was ich gesagt habe. Sie glauben nicht an eine höhere Bestimmung des Menschen, nicht, daß es für uns ein Werden, eine Pflicht gebe.

Wir haben also auf der einen Seite unentschiedene und laue Verbündete, auf der anderen offene Gegner; es bleibt uns nichts übrig als den Kampf aufzunehmen. Und diese Notwendigkeit wird sich Tag für Tag klarer abzeichnen. Eduard Rod nennt es den Gegensatz zwischen den Positiven und den Negativen, zwischen denen, die zerstören und denen, die aufbauen wollen. Man kann andere Worte dafür finden, aber die Idee ist vollkommen klar.



Die Menschen unserer Zeit sind also negativ oder positiv, je nachdem auf welche Seite sie sich stellen.

Aber sie müssen sich auf eine der beiden Seiten stellen; sie können dem nicht entgehen. Die Frage, die uns trennt, die Frage, ob wir umsonst leben, stellt sich jedem von uns sofort, wenn er nur den Mund auftut oder den kleinen Finger rührt, jedem bewußten Wesen, das atmet. Daß diese oder jene nie davon sprechen, daß sie nicht einmal daran denken, mag sein; aber das Leben antwortet an ihrer Stelle und legt ein lautes Zeugnis davon ab.

Ich gestehe, daß auf den ersten Blick in der Gegenwart die „Negativen“ zahlreicher zu sein scheinen. Sie umfassen viele Gruppen, die ich hier nicht alle aufzählen kann. Vor allem das große Heer derer, denen das Gesetz der Vollendung des Menschen durch das Gute albern und schemenhaft erscheint, einfach, weil sie in einer Art leben, die diesem Gesetz ins Gesicht schlägt. Es

ist die ungeheure Menge derer, die nur so dahin leben. Vielleicht sind sie nicht einmal ohne Gute oder Zartgefühl, aber sie sind es doch nur aus Laune, oder weil sie das für schick halten, oder aus Herzenstragheit, jedenfalls leben sie in volliger sittlicher Unempfindlichkeit

Auf der Seite der „Positiven“ sehen wir die Christen, die es mit ihrer Religion ernst meinen, die Philosophen und Dichter, die ein sittliches Ideal predigen oder besingen: die neuen Schüler Platons, der Stoiker, Kants. Dazu kommen alle die, beruhmt und unberuhmt, die durch ihr tätiges Leben, abseits aller Spekulation, Zeugnis davon ablegen, daß das Gute möglich ist und sich selber genügt. Die Handlungen dieser Männer und Frauen, die sich selbst ein Leben innerer Freiheit schaffen, als echte Menschen, sind so viel wert, wie eine Lehre, das kann niemand leugnen. Sie arbeiten und schuften, jeder in seiner Wabe, da und dort, jeder bestrebt, das was gut an ihm ist, in den Dienst des Guten zu stellen. Sie haben ihre Kraft in den Dienst von etwas gestellt, das außerhalb ihrer besteht: Heimat, Religion, Nächstenliebe, Gerechtigkeit, selbst „Wahrheit“ oder „Schönheit“ in religiösem Sinne verstanden — mögen sie nun Soldaten oder Forscher sein, die Afrika durchqueren, in immer größerer Zahl bereit, ihr Leben zu opfern; oder Lehrer der Jugend, die diese zusammenzufassen suchen, um des nationalen Wiederaufstiegs willen oder des sozialen Friedens; oder irgendwelche, die ersten besten, ohne Namen, ohne Amt, die sich irgendwo aufopfern und verzehren, Helden des Alltags, deren Leben Zeugnis ablegt: „Für uns gibt es keinen Zweifel, wie wir unsere Kräfte verwenden müssen, keine Wahl: wir müssen einfach.“ Alle diese, will mir scheinen, bilden eine große Kirche, deren Verkünder die Dichter der Pflicht, deren Gläubige die Helden der Pflicht sind. Sie alle kann man „Positive“ nennen.

Manche sind nun der Ansicht, daß seit etwa zehn Jahren in Frankreich die Positiven an Zahl zunehmen, die Negativen aber abnehmen. Männer, deren Zeugnis gilt, haben diese Meinung vertreten; heute ist sie herrschend geworden . . .

Aber ob nun die Sache der Positiven sich endlich als stärker oder schwächer erweisen wird, sie ist und bleibt die unsere. Nicht des Erfolges wegen haben wir sie zur unsern gemacht, sondern weil sie in Wirklichkeit die Wahrheit vertritt. Wir können also jetzt schon sehr laut sagen, was wir wollen, welches Ziel wir für unser eigenes Leben und für die Menschheit aufgestellt haben. Das kann nur

Klarheit schaffen · uns selbst gegenüber, unsern unbewußten Verbundeten und den Gegnern

+

Sittliche Ideen sind vor allem Aufgaben, die zu erfüllen sind, Programme solcher Aufgaben Ihre Vollendung besteht darin, daß man sie aus dem Reich des Gedankens in die Wirklichkeit überträgt Das wird nur möglich, wenn sie unser innerstes Gefühl und unsern Willen beherrschen, sie müssen für uns Gegenstand inbrünstiger Liebe sein Eine schöne Folge untadelhafter logischer Formeln genügt also nicht, um Zeugnis von der sittlichen Höhe einer Zeit abzulegen Sonst würden alle Zeiten einander ungefähr gleichwertig sein; denn die anerkannten Morallehren sind sich seit unvordenklichen Zeiten ungefähr gleich geblieben Im großen und ganzen leben wir alle noch unter dem Gesetz der Zehn Gebote Was aber in der ungleichen Menschheit von Zeitalter zu Zeitalter wechselt, das ist die Kraft, mit der die Sittenlehre verkundet wird, die Opfer, die man bereit ist, ihr zu bringen Auf diese Kraft allein kommt es an, wenn es auch schwer ist, sie zu messen Sittliche Ideen sind vor allem Kräfte, genauer, sie sind eine Kraft, die Kraft, die Kraft des Wachstums, die in der Seele lebt, so wie in der Eichel die Kraft, die sie treibt und befähigt, ein Eichbaum zu werden Die Intensität dieser Kraft mußte man bei den heutigen Menschen messen können

Ob man sie Flamme, Hauch oder Seele nennt, diese Kraft, die uns treibt, uns nach unserem Ideal zu formen, sie ist es, auf die es allein ankommt, vielmehr als auf unsere moralischen Anschauungen Ein aufrechter und beredter Mann, Ernst Havet, hat gezeigt, an wie zahllosen Stellen sich die Lehren des Christentums mit denen der antiken Philosophen decken Aber wenn es ihm auch gelänge, das ganze Christentum, Zug um Zug aus Plato und den orphischen Mysterien abzuleiten, er hatte damit noch nicht den ungeheuren seelischen Unterschied verwischt, der zwischen beiden besteht und den jeder in sich selbst spüren kann, vermöge eines geheimen, aber unwiderleglichen Sinnes

Im tiefsten Innern weiß jeder von uns sehr wohl, was denn diese Seele ist Der Einfaltigste erlebt Augenblicke, wo er spürt, wie er über sich hinauswächst, über seine Erbarmlichkeit, über das in seiner Nacktheit enthüllte animalische Wesen Opfermut erwacht

in ihm, das heißt Befreiung vom Selbst . . . Aber am nächsten Tage beginnt der graue, schwunglose Alltag wieder, die Selbstzufriedenheit. Von Zeit zu Zeit kommen solche erhabenen Augenblicke wieder; jedesmal wenn wir uns selbst überwunden, ein Opfer gebracht haben. Auf einmal fühlen wir uns des Bösen ledig, zum Bösen unfähig. Zu andern Zeiten lebt man tage- und wochenlang in untadelhafter Ehrbarkeit; aber alles bleibt kalt im Innern: der Schwung der Seele fehlt. Sich des Bösen enthalten, ist keine Erlösung. Nur der ist ganz und gar gerettet, den Heldenmut erfüllt und in dem die Liebe wach ist. Gewiß, all dies ist Wunder und Geheimnis, das ich nicht zu erklären vermag. Ich weiß auch nicht, wie solches gehobenes Sein in uns zustande kommt. Aber jeder von uns hat es erlebt und so viele Dichter und Denker haben es beschrieben: Sokrates und Plato und Plotin, Epiktet und Marc Aurel, Paulus und Augustinus, Tauler, Shelley, Emerson, Tolstoi. Und ich weiß, daß dieser innere Zustand, den jeder von uns durch Erfahrung kennenlernen kann, allein den Namen wirklicher sittlicher Größe verdient. Wer nicht ganz Liebe ist, kann sehr wohl ein ehrenwerter Mann sein, aber wesentlich und im Innersten ist er nicht sittlich.

Nun, und die Geschichte bezeugt uns, daß, was für unsere Person wahr ist, auch von menschlichen Gemeinschaften gilt. Auch sie durchleben Zeiten gesteigerter sittlicher Kraft, wo es ist, als strömten die Quellen der Seele aus dem vollen. An den sittlichen Vorschriften hat sich darum nichts geändert und wird sich auch dadurch nichts ändern: aber auf einmal sind sie von neuem Geist, von neuem Odem erfüllt.

Ich möchte nur ein oder zwei Beispiele unserer eigenen Geschichte anführen: das große zwölfte und dreizehnte Jahrhundert. Die Kreuzzüge wurden damals unternommen, die ein überwältigender Sieg einer ganzen Gesellschaft über die Selbstsucht waren, viel mehr als über die Sarazenen. „Es schien, sagt Ruteboeuf, als sei Gott gekommen, die Seinen anzufordern.“ Man zog hinaus, von einem großen Abscheu gegen sein kleines erbärmliches Ich erfüllt, zum Sterben bereit; der Tod schien begehrenswerter, als die Rückkehr zu seinem Besitz: „erat desiderium mori priusquam ad propria reverterentur.“ Und gleichzeitig unternahm man den Bau unvollendbarer Dome, ohne Rücksicht auf Kosten und Mühe, die bis in den Himmel hinauf sorgsam aus Stein gehauen wurden, für Gott allein, Werk namenloser Künstler. Auch jene Heldengedichte

sind namenlos, die damals entstanden und die, wenn sie vielleicht zu ihrer Zeit nicht viel mehr bedeuteten als heute die Romane unter dem Strich, doch nichts Niedriges enthielten, außer um es zu geißeln, und die ganz unbekümmert das Heldische mit dem Alltäglichen vermischten. Echte Dichtung ist im Grunde nichts anderes als Ausdruck von Heldentum; sie erblüht von selbst, wenn die Seelen von Kraft erfüllt sind. Mir fällt die Geschichte jenes alten Wilhelm, des Marchalks, ein, der 1219 auf seinem Sterbebette eine so große Lust zu singen hat, und da er selbst es nicht mehr vermag, seine beiden Töchter singen heißt, um sich für den Übergang zu stärken und die Seele darauf abzustimmen. Es war eine wahrhaft große Zeit, nach der ich noch das kurze Erwachen im fünfzehnten Jahrhundert nennen möchte, durch Jeanne d'Arc, oder die Begeisterung der Freiwilligen von 1792 oder jene Novissima Verba Lamartines, wo der Dichter ruft: „Ich verzehre mich, weil das Göttliche mich ganz erfüllt und ich keine Worte finde, ihm Namen zu geben.“ Alles das hebt und trägt sich untereinander. Es waren Höhepunkte im Leben Frankreichs (nicht die einzigen), Zeiten, wo es mehr besaß, als nur Tüchtigkeit oder Großmut — eine Seele.

Haben wir irgendwelche Aussicht, solche Zeiten wieder erscheinen zu sehen? Ich antworte unerschütterlich, daß ich es glaube.

Zuerst wird man den Kopf schütteln.

Wie kann man glauben, daß diese verderbte Gesellschaft sich selbst aus dem Sumpf ziehen könnte? Allerdings gibt es unterhalb der „Gesellschaft“ die Leute des „Volkes“, wie man noch immer sagt, die Tag um Tag vom Ertrag ihrer Arbeit leben und das große Reservoir bilden (auf sie rechne ich) — aber weiß man eigentlich so recht, wer sie sind? Und sind nicht auch sie vom Bürgertum angesteckt und verderbt? Durch die Wettleidenschaft bei den Pferderennen, durch die sittenlose Presse, durch die verhaßte demagogische Verdummung, dadurch daß man alles Heilige und alles Ernste lächerlich macht? Es ist wohl nicht allzuviel von dort zu erwarten.

Trotzdem habe ich Vertrauen. Ich sage voraus, daß das Positive demnächst den Sieg erringt. Und mein bestes Argument, das einzige, auf das ich mich hier berufen möchte, ist: daß es aus sittlichen und logischen Gründen so sein muß.

Wenn wir die großen Zeiten unserer Geschichte etwas näher betrachten, so finden wir, daß, was sie ankündigte und was sie auszeichnete, ein starkes Gemeinschaftsgefühl war. Die Befreiung des heiligen Grabes, die Vertreibung der Engländer, das waren die Ziele, nach denen man trachtete, teils wirkliche, teils Märchen und Trugbilder. Aber diese Ziele waren Ursachen zum Handeln und immer lebte die Hoffnung, ohne die die Menschheit nicht sein kann. Sobald es hohe Ziele sind, die man erstrebt, die den Einsatz aller Kräfte erfordern, dann wird die Hoffnung ein sittlicher Faktor. Im Grunde handelt es sich immer darum, über sich hinauszuwachsen, mehr zu werden, und hinter der Vision des Heiligen Grabes oder der Universalrepublik steht immer das Verlangen, zu höherem Werte aufzusteigen, das die Menschheit anstachelt; sobald aber nichts mehr da ist, was sie emporzieht, erlahmt ihre Kraft. Und zur Hoffnung gesellt sich das Gefühl der Gemeinburgschaft, des innigen Verbundenseins, das alle guten Regungen des Herzens begleitet. Sobald ein Mensch Gutes tut, fühlt er sich nicht mehr einsam. Jeder aufs Hohe gerichtete Wille wird zum Feldzeichen, um das sich verwandte Seelen sammeln. Umgekehrt bedarf jede Gemeinschaft, die selbstlose Ziele verfolgt, eines Glaubensbekenntnisses, um zu leben, das vielleicht nicht immer in klare Worte gefaßt, aber darum nicht minder stark ist.

Daran aber, daß Hoffnung und Gemeinschaftsgefühl in Frankreich ihre Auferstehung feiern, ist kein Zweifel erlaubt. Was uns seit 1840 verderbt hatte, war gerade der Mangel jeder höheren Sendung gewesen, für die einzelnen, wie für das Volksganze. Der unbeschäftigte Wille zerfiel und alles andere folgte ihm auf diesem Wege. Würde, Verantwortungsgefühl, Gerechtigkeit, Liebe. Unter dem zweiten Kaiserreich flammte das Strohfeuer des Ruhmes noch ein paarmal auf, aber seit 1870 waren wir im Bann einer nationalen Demütigung, die uns darauf beschränkte, nur eben unser Dasein zu fristen, ohne Aussichten, ohne Hoffnung, ohne Ideal. So tief unten sind wir jetzt nicht mehr, Gott sei Dank! Ich meine hier nicht einmal unsere Lage in Europa, obwohl auch sie ohne Zweifel weit besser geworden ist, aber unser Übergreifen auf andere Erdteile ist ein Ereignis von unendlicher Tragweite. Bald wird es in Frankreich keinen jungen Mann mehr geben, der verzagen mußte, weil es für ihn nichts zu tun gabe. Was zum Stillstand gekommen ist, wird sich wieder in Bewegung setzen. Der französisch-englische Vertrag vom 5. August 1890, der uns ein ungeheures Gebiet in

Afrika zuweist, unter der Bedingung, daß wir Besitz davon ergreifen, wird von allergrößtem Einfluß auf die Seelen sein

Hoffnung ist es, die man uns wiedergeschenkt hat, nicht mehr, aber auch nicht weniger

Das nationale Leben erwacht also wieder, besonders seit zwei Jahren und dadurch verdichtet sich die Hoffnung. Das sittliche und religiöse Leben wird seinerseits erwachen, unfehlbar, denn eins zieht das andere nach sich. Wir haben wieder ein Ziel, ein Ideal geht vor uns her, dem wir folgen, ohne es zu erreichen: es ist die Gallionsfigur unseres Schiffes. Seht, wie sich die Segel schwellen! Alles ist nicht mehr so schlimm; die Feinde der Republik finden sich mit ihr ab, mit den neuen Gesetzen, mit der sozialen Gefahr, und ein jeder mit sich selbst und seinen Unvollkommenheiten. Warum auch nicht? Wir halten fest zusammen, mag die Zukunft voller Drohungen sein; die Hilfe von oben wird nicht ausbleiben, sie bleibt nie aus, wenn man entschlossen ist. Tausend Aufgaben lacheln uns zu. Nie hat man soviel von Jugend, von Zukunft, vom nächsten Jahrhundert geredet. Man lernt wieder die guten Seiten an den Dingen sehen, in dem Maße, wie sie die Form von Pflichten annehmen. Und sonderbar, die Prüfungen schrecken nicht; angesichts der Gefahr schwindet alle innere Unruhe.

Gleichzeitig mit der Hoffnung erwacht überall ein neues Gemeinschaftsgefühl. Niemand kann das leugnen, denn es springt in die Augen. Es ist wie eine Geheimbotschaft, die sich ausbreitet: daß die Zeit des Individuums vorbei ist; daß das selbstische Trachten nach persönlichem Glück Unglück sät. So schwer es fällt, man wendet sich davon ab. Denn die großen Enttäuschungen, die wir erlebt haben, waren Folgen der Selbstsucht und jenes verhängnisvollen Durstes nach Lust, der nie gestillt, der immer betrogen wird. Die Kraft zur Entsagung ist wieder auf den Plan getreten, Wurzel und Seele aller großen Gemeinschaften. Angeekelt von der Pflege des Ich, trachtet man seine Kräfte im Dienst einer Sache einzusetzen, die größer ist als das Ich. So muß es sein, es ist die einzige Lösung. Man schließt sich mit andern zusammen, um einen weniger dürftigen Grund zum Leben zu haben, als sein eigenes Wohl. Niemals seit Gründung der Monchsorden hat die Welt einen solchen Eifer gesehen: überall werden Genossenschaften, Gewerkschaften, Ligen gegründet, um nicht zu sagen Kirchen. Warum? Weil man nicht mehr allein sein will, weil man Verlangen nach Gemeinschaftsgefühl hat, nach Einmütigkeit.

Kann ich mich mit dir verständigen? Ja? Dann ist alles gut! Bleib bei mir! Solange wir beisammen sind, hat die Finsternis ihre Macht verloren! Und umgekehrt, wo immer sich Menschen dauernd zusammenschließen, entsteht eine gemeinsame Seele. Die Selbstsucht kann nur Zwietracht stiften.

+

Wenn man erst erkannt hat, daß die Stunde nahe ist, wo sich die Menschheit wieder ermannen und in Marsch setzen wird, dann kann man nichts Besseres tun, als dieses Herannahen aus allen Kräften zu beschleunigen und sich mit der Sonne zu erheben, um zu arbeiten. Denn wir können uns die Zukunft nicht als ein Geschenk vorstellen, das uns zufällt, sondern als etwas, das wir erobern müssen. Sie wird so sein, wie unser Wille gewesen sein wird. Und wenn ich versuche, mir klar zu machen, wie sie sein wird, ist es nicht, als ob sie da schon aus dem Schattenreiche emporstiege, als ob sie schon da wäre?

Und ist man einmal soweit, dann wird die Arbeit süß. Man braucht gar nichts weiter zu tun, als immer geradeaus vorwärts zu schreiten, erfüllt von schöpferischer Freude. Ja, es ist eine himmlische Freude, die mich durchdringt, wenn ich daran denke, und ich kann und will sie nicht unterdrücken. .

Paul Desjardins, Le Devoir Présent; Paris, Armand Colin

III.

MAURICE BARRÈS

ALLERSEELEN IN LOTHRINGEN

Die Tage der Toten sind der Gipfel des Jahres. Von hier aus umfaßt unser Blick den weitesten Raum. Und wie stark wird erst unsere Erschütterung, wenn der Besuch bei den Dahingeschiedenen zugleich eine Rückkehr in unsere eigene Kindheit ist! Eine Land-

schaft, die sich immer selbst gleichgeblieben ist, gewinnt magische Gewalt über die Seele, die sich in Sehnsucht verzehrte. Wenn am zweiten November in Lothringen in meiner Vaterstadt alle Glocken lauten, wenn von allen Gräbern ein Gedenken emporsteigt, dann stürzen die Gedanken auf mich herein, mit denen ich ringe, um das Leben an den Tod anzuknüpfen; der Winterhimmel ist von ihnen erfüllt. Wie eintönig die Litanei auch sei, wie trocken ihre Formeln: ihr Klang fuhr unsern Geist dorthin, wo seine Selbstsicherheit erschuttert wird, wo er ins Wanken kommt und in die Tiefen hinabsinkt. So mögen denn noch einmal die Gedanken der Besinnung durch unsere Hände gleiten, wie die Perlen eines Rosenkranzes.

Manche Menschen meinen, sie seien zu desto höherer Bildung aufgestiegen, je mehr sie in sich die Stimme des Blutes und den Ruf der Erde erstickt haben. Sie behaupten, man könne seinem Leben selbst einen Sinn geben und es nach selbstgewählten Gesetzen regeln. Aber so logisch diese Gesetze sein mögen, in Wahrheit hemmen sie unsere tiefsten Kräfte an der Entfaltung. Wir aber, wir wollen uns aus unfruchtbarer Anarchie erlösen und unser Leben binden, an unsere Scholle und an unsere Toten.

Das ist ein Weg, dessen Wahrheit ich nicht allezeit klar erkannt habe. Ich war ein forscher Individualist und sprach ungescheut aus, warum. Ich habe den Kultus des Ich gepredigt und geglaubt, man könne und müsse seine Persönlichkeit durch gewisse Methoden und geistige Disziplinen, durch Versenkung und Selbstzerghederung entwickeln. Aber je tiefer ich mich Tag um Tag selbst erfüllte, endlich kam der Augenblick, wo ich gezwungen wurde, anzuerkennen, daß das Ich nichts ist ohne die Gemeinschaft, die es trägt und gänzlich ernährt. Ein Napoleon selbst, was wäre er ohne die Fülle unzähliger Ereignisse und Menschen, die ihn recht eigentlich ausmachen? Und mein Großvater, unbekannter Soldat der Großen Armee, ich erkenne klar, wie er ein Baustein ist Napoleons des Kaisers und Königs. Nachdem ich lange die Idee des Ich nach der Weise der Dichter und den Methoden der Mystiker durchforscht hatte, durch innere Schau, kam ich endlich durch alle Schichten aufgehäuften losen Sandes hindurch auf den Grund und fand dort die Gemeinschaft, die alles trägt. Die Etappen dieses langen Weges, ich habe sie allein zurückgelegt, in innerer Einsamkeit. Ganz allmählich, nach und nach, hat sich in mir ein neues Bewußtsein gebildet, und ich habe seinem Werden zugeschaut. Die Schule hat mir

nicht dabei geholfen. Ich verdanke alles einer höheren, inneren Weisheit, der Weisheit des Baumes, der das Licht sucht und der ganz und ruckhaltlos aus der inneren Notwendigkeit heraus lebt. Ich erkannte, daß als innigstes und edelstes Element für den Aufbau der Gemeinschaft der lebendige Gemeinsinn nötig ist. Und wenn ich vermochte, ihn in mir zu entwickeln und ihn mir zu eigen zu machen, so bekenne ich, daß es nur deshalb möglich war, weil sich das selbstische Ich verflüchtigt, sobald man ihm ernsthaft zu Leibe geht und weil nur die Gemeinschaft übrig bleibt, deren vergängliches Produkt jenes ist.

Es ist ein harter Schlag für unsern individuellen Stolz, zu sehen, wie das Ich unter unserm forschenden Blick zerfließt, noch erschreckender, weil uns dabei die Erkenntnis aufgeht, in wie hohem Grade wir bloße Automaten sind. Wir sind nur die Nutznießer von etwas Ewigem, das hinter uns, in uns, durch uns hindurch weiterlebt: unsere Ahnen. Und sie, die Toten, sind es, die unser Leben bestimmen und den Gebrauch regeln, den wir davon machen. Alle die Meister und Lehrer, die vor uns gekommen sind und die ich so geliebt habe, die Victor Hugo und Michelet, und auch die Nachfolger, die den Übergang zu uns bilden: die Taine und Renan, glaubten an eine unabhängige Vernunft, die in jedem von uns da sei und uns gestatte, der Wahrheit nahezukommen. Das Individuum, sein Verstand, seine Befähigung, die Gesetze des Alls zu begreifen! Wie uns das hob! Wir müssen mit weniger zufrieden sein. Wir sind nicht die Herren der Gedanken, die in uns entstehen. Es hängt nicht von unserm Willen ab, wie wir auf die Welt reagieren, sondern von uralter, körperlicher Veranlagung. Je nach der Umgebung, in die wir hineingeboren sind, kommen unsere Urteile, unsere Überlegungen zustande. Es gibt keine Ideen, die uns persönlich zu eigen wären. Selbst die seltensten Gedanken, die abgezogensten Urteile, die ausgeklügeltsten Spitzfindigkeiten sind aus einem gemeinsamen Becken geschöpft und treten notwendig in allen denen zutage, die gleicher Art, gleichen Ursprungs, von gleichen Gedankenbildern bewohnt sind. Unsere Vernunft ist ein König in Ketten, gezwungen seine Füße genau in die Stapfen seiner Vorgänger zu setzen.

Ein Übermaß von Demütigung für unsern individuellen Stolz! Aber sobald wir wirklich im Herzen erfaßt haben und nicht nur mit den Lippen nachplappern, sondern es uns fühlbar vorstellen können, daß wir nur die Verlängerung und Fortsetzung unserer

Väter und Mütter sind, dann erfahren wir einen unendlich zarten und erhabenen Trost, der uns zuredet, die Unterwerfung hinzunehmen

Es genügt nicht, wenn wir denken und sagen die Toten denken und reden durch uns Nein, es ist mehr die lange Kette der aufeinander Folgenden bilden zusammen nur ein Wesen, dessen letztes Glied wir sind Gewiß, dieses Wesen kann je nach Umständen bald einfacher, bald zusammengesetzter erscheinen, aber deshalb ändert es seine Natur nicht! Auch die Technik des Bauens vervollkommt sich im Laufe einer Epoche, aber darum bleibt ihr Stil doch derselbe Es ist, wie wenn man in einem Hause die Verwendung der Zimmer änderte: nicht nur bleibt das Haus auf denselben Grundmauern stehen, sondern auch am Baumaterial ändert sich nichts es ist nach wie vor dasselbe Haus Wer sich einmal mit dieser Gewißheit durchdrungen hat, läßt den törichten Anspruch fahren, als denke er besser, empfinde besser, wolle besser als sein Vater und seine Mutter; er sagt sich: „Ich bin sie selber“

Wenn ihm dies zum Bewußtsein gekommen ist, was für Folgerungen aller Art ergeben sich dann daraus! Wie lernt er sich unterwerfen! Wie in einem süßen Taumel zerfällt das Individuum, um sich danach wieder zu finden in der Familie, in der Rasse, in der Nation, in einem tausendjährigen Leben, über das der Tod keine Gewalt hat.

Aber die ungeheure Erbschaft, die sich in den Seelen der Vorfahren angesammelt hat, empfangen wir nur dann unverkürzt, wenn wir dem Boden treu bleiben. Nur wenn unser Blick taglich den Horizont umfaßt, der ihre Arbeit, ihre Glückseligkeit, ihre Vergänglichkeit begrenzte, nur dann verstehen wir ihre Stimme: dann wissen wir am besten, was uns erlaubt und was uns verboten ist Aus dem Boden steigt zu allen Jahreszeiten der Sang der Toten empor Ein leichter Wind trägt ihn dahin und verstreut ihn wie einen zarten Duft Glücklich, wer ihn vernimmt! Vogelschrei und Vogelflug, Tausendfalt der Grashalme, Geäst der Bäume, wechselnde Töne des Himmels und das schwere Schweigen des unendlichen Raumes erwecken wohl überall in uns das Gefühl unserer Vergänglichkeit, aber in unserer Heimat ist das alles ganz anders es spricht anders zu uns, enthüllt uns unser Schicksal, weist uns den Weg, zwingt uns, Not und Unzulänglichkeit in Kauf zu nehmen, uns einer Zucht zu unterwerfen Daß die Toten uns das Leben geschenkt haben, wäre zu wenig, wenn uns nicht die Stimme

der Erde, darin sie ihr Grab gefunden, die Gesetze des Lebens lehrte.

Jede Handlung, die im Widerspruch steht mit dem Gebot der Erde und der Toten, führt zu einer Lüge, die uns unfruchtbar macht. Wie könnte es anders sein? In ihnen lebe ich seit dem Anbeginn des Seins, und die Kräfte, die dieses dunkle Leben durch die Jahrhunderte nährten, die mir eine Bestimmung schufen, wissen besser, was nützt und heilsam ist, als die kümmerliche Erfahrung, die ich in dreißig Jahren ansammeln konnte, wie es Zufall und Laune eben ergaben.

+

In dem Lande, darin die Meinen gedauert haben, erscheint mir das Tal der Mosel noch zu volkreich, noch zu sehr von Vorübergehenden verhüllt, als daß ich dort die Lehren der Heimat deutlich vernehmen könnte. Besser ist es, ich steige die sanften Hänge hinauf, die es begleiten. Lieber durchschweife ich, weitab von menschlichen Behausungen, die endlose Hochfläche des alten Lothringen, den alten Gau des Xaintois, aus dem der Berg von Sion-Vaudémont aufsteigt.

Wenn ich von Charmes an der Mosel herkomme, die Steige von Grippont herauf, auf die Höhe, wo die alte Römerstraße den Weg kreuzt, dann schlägt mir dort oben auf einmal das Geheimnis von Lothringen ins Gesicht wie ein Windstoß. Weithin dehnen sich vor mir uralte Äcker und aus ihnen steigt in den kalten Himmel jäh und nach allen Seiten frei jene Klippe empor, die der schlanke Glockenturm von Sion zu einer Stätte des Geistes macht. Welch Entzücken vor meinen Augen! Wie wogt die Luft! Wie füllt Verehrung mein Herz! Heiliger Hügel! Altar guten Rates! Zu allen Jahreszeiten erteilst du uns Lehren der Weisheit, wie einst Delphi es tat, mahnst uns, nicht zu vergessen, daß die Lebenden immer nur eine Minderheit sind, weil die Vorfahren mitzählen. Aber im November, wenn in die Wolken, die dich einhüllen, der Wind den Klang von hundert unsichtbaren Dorfglocken hineinwirft, dann bist du mir das rettende Heiligtum, das die Jahrhunderte überdauert und das aufbewahrt, was aus dem Zusammenbruch Lothringens dem Tode entrann.

Mein französisches Denken hat drei Gipfel, drei Zufluchtstätten: Sion-Vaudémont, Sankt Odilien und den Puy de Dôme. Der Puy de

Dôme herrschte über die Arverner; er war der Gott und Herr des Landes, wo ich meinen Familiennamen hergeholt habe. Sankt Odilien im Elsaß und Sion in Lothringen thronen über jener Doppel-landschaft, die mein Leben umgrenzt, in die ich es einschließen will: sie sind Symbole des lateinischen Widerstandes gegen die germanische Gedankenwelt. Wenn man dem Zwiegespräch der drei Gottheiten lauschen könnte! Wie das Zentralmassiv den Bastionen des Ostens Mut zuspricht und sie nicht aus den Augen laßt!¹ Aber am 2. November ist meine Pflicht enger begrenzt. Die Verehrung, die ich meinen Toten schulde, gebietet, daß ich mich ganz in die Wahrheiten versenke, die aus dem Boden aufsteigen, in dem sie langsam herangereift sind.

Der freistehende Hügel von Sion-Vaudémont überragt das Land um zweihundert Meter, und man sieht ihn auf zwanzig Meilen in der Runde von jeder kleinen Erhebung aus. Er hat die Form eines Hufeisens. Der südliche Teil trug die zerstörte Burg der Grafen von Vaudémont, aus denen das Haus Lothringen hervorging, das über Östreich herrschte, die nördliche Spitze das Kloster und die Kirche von Sion. Über den alten lothringischen Kornspeicher hebt dieser Hügel eine doppelte Erinnerung empor: eine religiöse und eine soldatische, die in dem Bewußtsein eines jeden von uns leben.

Er war der Mittelpunkt unseres Lothringertums. Zu allen Zeiten wallfahrtete man dorthin. Er hat das Herzogtum überlebt, aber er war schon lange vorher da, denn als die Römer ins Land kamen, fanden sie schon einen Gott vor, der dort verehrt wurde. Er ist in unserer Heimat der Ausdruck ewiger Dauer.

Das weite bebaute Land ringsumher ist abseits vom Strome der Zivilisation geblieben. Der Ackerbau mit seinem sich ewig gleichbleibenden Zwange hat seit Jahrhunderten die Bewohner in seine Zucht genommen. Große, geschichtliche Erschütterungen haben das Land wohl gezeichnet, aber an dem eigentlichen Leben hat sich nichts geändert. Durch seine eigene Arbeit ist das Land zu dem geworden, was es ist.

+

Das ist nun Lothringen und sein Himmel: der weite, zerwühlte Novemberhimmel, die breite Ebene mit ihren Buckeln und hundert

¹ *Anm. d. Herausg.:* Das Buch ist vor dem Krieg geschrieben, als das Elsaß deutsch war.

Dörfern, in denen das Mißtrauen wohnt O mein Heimatland! Sie sagen, deine Gestalt sei nur armlich — aber für mich bist du voller Poesie! Und auf deinem weiten Feld sehe ich Waffen liegen; sie warten, daß ein starker Arm sie ergreife

Was du dem neugierigen Fremden gilst, ist meine letzte Sorge Wenn die Herbststürme die Millionen Blätter unserer Wälder davonwirbelten, bis ans Meer, und wenn es so viele wären, daß ihre schonen Wolken den Himmel verdunkelten — dem Meere wäre es nichts, denn es kennt unsere Berge nicht, sein Atemzug würde nicht stärker gehen, sein Herz nicht höher schlagen, aber uns ist ein kleiner lothringischer Obstgarten, im Juni prangend, im November kahl und bloß, genug, um die ganze Reihe der Ahnen in uns auferstehen zu lassen

Im Angesichte dieses Bodens, den der Pflug gleichsam sauber gekammt hat mit lauter Furchen, vor diesen zahllosen Äckern und Ackerchen, die sich herauswölben wie Brustpanzer, spreche ich fromm den alten Spruch „Salve magna parens frugum“ — Gegrüßet seist du, fruchtbare Erde, Mutter der Menschen!

Welche Einsamkeit! Aber warum soll ich es nicht aussprechen? Es ist eine feindselige Einsamkeit! Im Jahre 1698 lobte der Pater Vincent Sion weil es eine Einsamkeit sei, die „den Geist und das Auge befriedigt“. Aber was wir von der hohen Terrasse erblicken, ist nicht angetan, unsern Geist zu befriedigen; es erfüllt uns mit Schmerz Vézelize, einst die Hauptstadt des Landes, verbirgt sich in einer Geländefalte Und all die Burgen von Etrevail, Frenelle-la Grande, Ormes, Mazerot, Germiny, Thélod, Frolors-Puligny sind gebrochen und zerfallen; das Geschlecht der Beauvau lebt nicht mehr in Haroué Die Brauerei von Tantonville zieht meinen Blick an, wo der große Pasteur seinen Forschungen der Garung oblag, aber das hat mit Lothringen nichts zu tun Nirgends, scheint es, bewahrt diese Ebene das Bewußtsein vergangenen Schicksals

Diese Schwermut der Landschaft von Sion, kommt sie vielleicht, wie manche meinen, daher, daß man nirgends Wasser sieht? Denn die Bäche sind alle in Schluchten verborgen Nein, es ist nicht nur das, die menschlichen Behausungen sind es, die gar nicht so vertrauensvoll ins Grune gebettet sind und es beleben, wie im Elsaß Wie fröhlich ist dessen reiche Ebene! In der Grafschaft Vaudémont schließt sich jedes Dorf fest in sich zusammen, bietet Trutz dem Winter, Trutz dem Eindringling.

Zu oft hat uns die fremde Flut ganz zugedeckt, als wollte sie uns verschlingen, zu oft ist alles zerstampft, alles zerstört worden! Aber unerschöpflich war die Geduld dieses guten Bodens

Unendlich zerstückelt ist das Ackerland. Die Parzellen bilden geometrische Zeichnungen. bald sind sie Seite an Seite hingelegt, bald sternförmig angeordnet. lauter kleine Teppiche, langer als breit, in den verschiedensten Größen, in allen Abstufungen von Rostbraun. Gebetsteppiche, auf deren jedem seit Jahrhunderten eine Familie das demütige Gebet verrichtet: Unser täglich Brot gib uns heute!

Die fremden Besucher, denen es auf malerische Abwechslung ankommt, sagen angesichts dieser ungeheuren Emlgearbeit, es komme ihnen vor, als haben sie nicht sowohl die weite Natur vor sich, als vielmehr ein Kataster, ein Grundbuch. Aber was für ein ausgezeichnetes Buch ist das Grundbuch! Ein Freund von mir verwendete lange seine Mußestunden darauf, den „Bottin“ der Provinzen zu lesen, der alle Angaben über alle Siedlungen, bis zu den kleinsten, enthält, den Namen des Schullehrers, des Schloßherrn, des Fabrikanten. Man lachte ihn aus, aber er war ein Weiser, der wußte warum. In dem Bottin „wurden“ ihm die Menschen lebendig, die in unsern kleinen Städten und Dörfern leben. Die scheinbar langweilige Lektüre brachte ihm die Vielfalt und den Reichtum des lebendigen Lebens zum Bewußtsein. Später, wenn er in ein Städtchen kam, kannte er es schon, seine Feste, seine Industrie, seinen Broterwerb, selbst die Namen einzelner Bürger. Er hat aus diesem Buch, das nicht dazu bestimmt ist, Kenntnisse gezogen, die in keinem Spezialwerk stehen, eine lebendige Anschauung. Und wenn wir daran gehen, unsere Heimat wie ein Grundbuch zu lesen, wenn wir dem nachspüren, wie die Güter aufgeteilt wurden, wie die Eigentümer wechselten, wie der Besitz sich immer wieder anders gruppierte, wie der Wert des Bodens zu verschiedenen Zeiten eingeschätzt wurde, dann können wir unendlich viel lernen und werden besser verstehen, wer und wie wir geworden sind.

Die Ackerscholle, die aussieht, als hätte sie kein Leben und keine Seele, ist in Wahrheit gedrängt voll mit Vergangenheit. Und das Zeugnis, das sie ablegt, bringt alle Saiten in unserm Innern zum Klingen. Früher lebte ich des Glaubens, ich könnte nichts inbrünstiger lieben, als das Museum der französischen Baukunst im Trocadéro, die Mauern und Sumpfe von Aigues-

Mortes, von Ravenna, von Venedig, die Landschaft von Toledo und von Sparta, aber allen diesen berühmten Landschaften, die das Herz ohne Trost lassen, ziehe ich jetzt einen bescheidenen lothringischen Friedhof vor, in dem mein innerer Blick bis zu den tiefsten Tiefen der Erkenntnis vordringt

Dieser Hugel, die römischen Legionen haben ihn erstürmt, als Casar den Gau des Xaintois eroberte, der schon damals reich an Korn und an Kriegern war. Dann diente er der römischen Zivilisation durch vier Jahrhunderte als Schutzwall gegen die barbarischen Wogen Germaniens. Was für Götter mögen die gallo-römischen Ansiedler und ihre bauerlichen Sklaven auf dem Gipfel von Sion angebetet haben? Was hat es für eine Bewandnis mit jenem seltsamen „Mercur“, dessen Gemahlin eine geheimnisvolle Rosmerte war? Und war nicht Wodan vor ihnen da, dessen Namen in Vaudémont fortlebt, Wodansberg? Aber das Christentum verjagte die unreinen Idole und weihte den Berg der Jungfrau Maria. Aus allen den Dörfern, die zu meinen Füßen liegen, aus Saxon, Chaouilley, aus Praye zogen die Männer zu Fuß hinaus zum ersten Kreuzzug, im Gefolge des Grafen von Vaudémont, der allein beritten war.

Später haben wir Lothringer uns zu sehr auf uns selbst verlassen; wir schlugen uns bald mit Deutschen, bald mit Franzosen herum, aber endlich, weil wir zu schwach waren, mußten wir uns darein fügen, uns der großen französischen Familie anzuschließen

Dann sehe ich im Geiste Horden von Plünderern aus Vézelize zu den Höhen von Sion aufsteigen: es ist 1793, und die Ideen, die aus Paris kamen, sind in diesen Bauernhaufen gefahren... Und jetzt stellt Lothringen Regimenter aus Stahl, die Frankreich Germanien entgegensetzt. So sind die Männer dieser Landschaft, die einst schon für das Römerreich gegen die östlichen Barbaren kämpften, von neuem der Schutzwall der römischen Zivilisation gegen Osten geworden. Sieh dort im Südosten die Reihe der Vogesenkuppen und im Westen die Forts von Toul! Wie es unsere Väter waren, sind wir Vorposten, Späher. Was ist der Sinn dieser Gegend? Sie ist eine Folge von Verteidigungswerken, die die Rheinlinie begleitet.

Heute noch, wenn die großen Wallfahrtstage Menschenmengen auf die uralte Hochfläche heraufführen, dann erkenne ich in aller Vielfalt, in allen menschlichen und politischen Abstufungen dieser Menge das Ewige, das in allen lebt. Ach! und ich ermesse

auch, wie sehr Jahrhunderte nutzlos vergeudeter Kraft mein altes Xaintois ärmer gemacht haben. . . .

+

Man sagt, die Jungfrau von Sion heile die Schmerzen der Seele. Ich kann es bezeugen. Nie habe ich den einsamen Hugel erklommen, ohne Frieden dort oben zu finden. Auf einmal verstand ich mein Land und meine Rasse, ich sah den Posten, auf den ich gestellt bin, das Ziel meiner Mühe, meine Vorherbestimmung. Niemals habe ich dort oben geträumt, ohne daß das ewige Lothringen meine niedergeschlagene Seele wieder aufrichtete und mit Hoffnung schwellte. Aber November ist der rechte, der vollkommene Augenblick für eine innere Vorbereitung, die das ganze Jahr vorhalten muß.

Maurice Barrès, Amori et Dolori Sacrum; Paris, Librairie Plon

IV.

CHARLES PÉGUY

ÜBER DIE ARBEIT UND ZWEI EPOCHEN DES ARBEITERLEBENS

Sollte man es für möglich halten? Wir sind in einem fröhlichen Volk groß geworden. In jener Zeit war ein Werkplatz eine irdische Stätte, wo die Menschen glücklich waren. Heute ist ein Werkplatz eine irdische Stätte, wo die Menschen schimpfen, Handel miteinander haben, sich prügeln, sich totschiagen.

Zu meiner Zeit sang alles bei der Arbeit (mich ausgenommen, der ich schon damals unwürdig war, dieser Zeit noch anzugehören). In allen Werkstätten sang man. Heute bruttelt man. In jener Zeit verdiente man sozusagen nichts. Die Löhne waren so nieder, daß man sich heute keine Vorstellung mehr davon machen kann. Und doch hatte alles genug zu futtern. Selbst in den bescheidensten

Hausständen herrschte eine Art Wohlstand, wovon heute sogar die Erinnerung verlorengegangen ist. Im Grunde rechnete keiner. Und man brauchte auch gar nicht zu rechnen. Es reichte, um seine Kinder groß zu ziehen. Und man zog auch welche groß. Jene abscheuliche Art wirtschaftlicher Drosselung war noch nicht erfunden, die einem heute die Schraube von Jahr zu Jahr fester anzieht. Man verdiente zwar nichts. Aber man gab auch nichts aus. Und alle Welt lebte.

Nein, es gab nicht diese wirtschaftliche Drosselung von heutzutage, diese wissenschaftliche, eiskalte, rechtwinklige, regelmäßige, saubere, klare Drosselung, makellos, unerbittlich, allgemein, bequem, brav wie eine Tugend, gegen die rein nichts einzuwenden ist und wo der, den sie erwürgt, so offenkundig im Unrecht ist.

Man wird niemals ermessen, wie groß der Anstand dieses Volkes war, wie richtig seine Seele empfand; eine solche innere Feinheit, eine solche tiefe Bildung wird man nie mehr wieder finden. Noch eine solche feine und abwagende Ausdrucksweise. Jene Leute waren rot geworden bei Ausdrücken, die heute zum besten Ton gehören, dem bürgerlichen Ton. Heute ist ja die ganze Welt verbürgerlicht.

Wird man uns glauben, und das kommt noch aufs gleiche hinaus, wir haben Arbeiter gekannt, die Lust zum Arbeiten hatten. Man dachte an nichts anderes, als zu arbeiten. Wir haben Arbeiter gekannt, die schon am frühen Morgen nur an ihre Arbeit dachten. Sie standen morgens auf, und zu welcher frühen Stunde, und sie sangen beim Gedanken daran, jetzt wurde die Arbeit anfangen. Um elf Uhr sangen sie, wenn es zur Suppe ging. Arbeiten war ihnen Freude an sich, ihr Wesen wurzelte in der Arbeit. Arbeit war ihre Daseinsberechtigung. Der Arbeit wohnte eine unglaubliche Ehre inne, die schönste aller Ehren, die christlichste, die einzige, die Stich hält. Deswegen z. B. sage ich, daß ein Freidenker jener Zeit christlicher war, als ein Frommling von heute. Weil ein Frommling von heute notwendigerweise ein Bürger ist. Heute ist alles verbürgerlicht.

Wir haben eine Ehre der Arbeit gekannt, genau jener gleich, die im Mittelalter das Gesetz für Herz und Hand war. Es war dieselbe, unversehrt erhalten in den unteren Schichten. Wir haben jene Sorgfalt gekannt, die bis zur Vollendung gesteigert wurde, immer sich gleichbleibend im Gesamtwerk, wie in der kleinsten Einzelheit. Eine Frömmigkeit der sauberen Arbeit, die die höchsten Forderungen an sich stellte und sich auf dieser

Höhe erhielt. Während meiner ganzen Kindheit habe ich zugeschaut, wie für Stühle ein neuer Strohsitz geflochten wurde. Es geschah genau in demselben Geist, mit derselben Hingabe, mit derselben geschickten Hand, mit denen dieses selbe Volk im Mittelalter die Kathedralen aus dem Stein gehauen hatte

Was bleibt heute von alledem zurück? Wie hat man es angefangen, aus dem arbeitsamsten Volk, und vielleicht dem einzigen wahrhaft arbeitsamen Volk der Erde, und vielleicht dem einzigen Volk der Erde, das die Arbeit um ihrer selbst willen liebt, um der Ehre willen, die sie verleiht, wie hat man es angefangen, daraus dieses Volk von Pfuschern zu machen, dieses Volk von Leuten, die auf einem Werkplatz allen Scharfsinn aufbieten, wie sie es anfangen können, keinen Finger zu rühren? Das wird in der Geschichte einer der größten Siege sein, und vielleicht der einzige, den die intellektualistische, bürgerliche Demagogie davongetragen hat. Aber man muß gestehen: ein Sieg, der zahlt.

Es hat eine Revolution des Christentums gegeben und eine moderne Revolution. Die beiden einzigen, auf die es ankommt. Ein Handwerker meiner Zeit war ein Arbeiter, der irgendeiner christlichen Epoche hätte angehören können, zeitlos. Vielleicht sogar irgendeiner antiken Epoche. Aber ein Handwerker von heute ist kein Handwerker mehr.

In dieser schonen Ehre des Handwerks fanden sich alle die schönsten, alle die edelsten Gefühle zusammen. Eine Würde, ein Stolz. „Nie jemanden um etwas bitten“, sagten sie. Das sind die Anschauungen, in denen wir erzogen wurden. Denn nach Arbeit fragen, heißt nicht bitten. Nach Arbeit fragen, war die allerselbstverständlichste, die allernatürlichste Forderung von der Welt, nicht einmal eine Forderung. Du nimmst einfach deinen Platz in der Werkstatt ein. Du stelltest dich in dem großen, arbeitsamen Gemeinwesen einfach an den Arbeitsplatz, der dich erwartete. Ein Arbeiter jener Zeit wußte nicht, was bitten heißt, betteln. Das Bürgertum ist es, das immer die Hand hinhält und heischt. Das Bürgertum hat sie gelehrt, die Hand auszustrecken und zu heischen, indem es sie verbürgerlichte. Heute noch, in all dieser Unverschämtheit sogar, in all dieser Roheit, in der zusammenhanglosen Art, wie sie ihre Forderungen vorbringen, kann man unschwer die dumpfe Schande spüren, die sie darüber empfinden, daß man sie gezwungen hat, zu heischen, daß sie durch den Gang der Wirtschaftsgeschichte dazu gebracht worden sind,

zu betteln. Ach ja! Heutzutage muß man nur verlangen, alles mögliche, von allen möglichen Leuten Sie verlangen sogar alles von allen. Und auch ihr Fordern ist im Grunde nur ein Betteln, eine Folge der Sklaverei.

Jene Arbeiter zu meiner Zeit waren nicht dienstbar. Sie arbeiteten. Sie hatten ein Gefühl der Ehre ihrer Arbeit, einer unbedingten Ehre, wie Ehre sein muß. Ein Stuhlbein mußte richtig gemacht sein. Das verstand sich von selbst, es war eine Voraussetzung. Nicht deswegen mußte es gut gemacht sein, weil dafür bezahlt wurde oder je nachdem, wieviel dafür bezahlt wurde. Es mußte nicht gut gemacht sein, wegen des Meisters, oder um einen Kenner zu befriedigen, oder wegen der Kundschaft. Es mußte gut gemacht sein um seiner selbst willen, gut in sich selbst, in seinem inneren Wesen. Ein überliefertes Gefühl, hergekommen, emporgestiegen aus dem tiefsten Grunde der Rasse, der Geschichte, ein Unbedingtes, die Ehre, sie verlangten, daß dieses Stuhlbein richtig gemacht sei. Jeder Einzelteil an dem Stuhl, ob er ins Auge fiel oder nicht, mußte in seiner Art vollkommen sein. Genau wie im Mittelalter bei den Kathedralen.

Nur ich hole das so weit her, ich, der Entartete. Für sie, in ihnen war keine Spur der Überlegung vorhanden. Da war die Arbeit. Man arbeitete und arbeitete gut. Einerlei, ob man gesehen wurde oder nicht. Es lag im Wesen der Arbeit selbst, daß sie eben gut gemacht sein mußte, es gab keine Wahl.

Und ein unglaublich tiefes Gefühl lebte in ihnen für das, was wir heute die „sportliche“ Ehre nennen. Was heute nur im Sport gilt, lebte damals auf allen Gebieten, allgemein verbreitet. Und nicht allein der Gedanke, Höchstleistungen zu erzielen, sondern zugleich der Gedanke, im Bereich des Guten, des Besten, das meiste zu leisten. Es war wie ein schöner, ein unaufhörlicher Sport, nicht nur, wer das Schönste zuwege brächte, sondern zugleich das meiste. Davon war das ganze Leben durchtränkt. Gewoben war es daraus. Ein bodenloser Abscheu vor aller schlecht getanen Arbeit, eine Verachtung für den Pfuscher, tiefer als sie ein hoher Herr zur Schau trägt. Aber das kam kaum je vor; daran dachte gar niemand.

Alle Ehren flossen in dieser einen Ehre zusammen. Der Anstand, die Feinheit der Sprache. Die Ehrfurcht vor der Heiligkeit des häuslichen Herdes. Der Sinn für Ehrfurcht überhaupt, für jede Art von Ehrfurcht, vor dem Wesen selbst der Ehrfurcht. Man

möchte sagen: eine beständige Feierlichkeit des Lebens Häufig waren Heim und Werkstatt miteinander verschmolzen Die Ehre des Hauses und die Ehre der Werkstatt waren eine und dieselbe Ehre Es war die Ehre des gleichen Ortes. Es war die Ehre der gleichen Flamme Was ist aus dem allem geworden?

Das ganze Leben war rhythmisch geordnet, durch Bräuche geregelt, von feierlichen Handlungen begleitet, vom frühen Aufstehen an Alles wurde so zum bedeutungsvollen Ereignis; geheiligt wurde es. Alles war Überlieferung, war Lehre, alles war überkommen, ererbt, alles war heilige Gewohnheit. Alles war Erbauung, verinnerlicht, Gebet, der ganze Tag, Schlaf und Wachen, die Suppe und das Siedfleisch, Haus und Garten, Pforte und Gasse, Hof und Türschwelle, und die Teller auf dem Tisch. Alles war voll tiefer Bedeutung

Sie sagten lachend, und um den Pfarrer zu ärgern, wenn sie am Feiertag arbeiteten: Arbeiten sei Beten; sie wußten nicht, wie wahr sie sprachen

Alle ihre Arbeit war ein Gebet, und die Werkstatt eine Gebetszelle. Der ganze Tag war die Erfüllung eines schönen Ritus.

Sie wären höchst erstaunt gewesen, diese Arbeiter, und wie groß wäre ihr Abscheu, nein nicht einmal: ihr unglaubliches Staunen gewesen, so wie wenn man ihnen einen Schwindel hätte aufbinden wollen — wenn ihnen jemand erzählt hätte, ein paar Jahre später würden dieselben Arbeiter, würde die Gesellschaft auf dem Werkplatz an nichts anderes denken, als so wenig wie möglich zu arbeiten, die Zeit totzuschlagen, und daß man das für eine große Errungenschaft halten würde. Die bloße Idee von so etwas, vorausgesetzt daß sie sie hätten erfassen können, wäre ihnen vorgekommen wie ein Angriff gegen sie selber, gegen ihr Wesen; das hätte geschienen, als zweifelte man an ihrem Können, so als rechnete man von vornherein damit, daß sie nicht alles leisteten, was sie vermöchten. So, wie wenn man von einem Soldaten von vornherein annähme, er werde besiegt werden.

Ihr ganzes Leben war ja ein beständiger Sieg, freilich eine ganz andere Art von Sieg. Anders und doch Sieg Ein täglicher und stündlicher Sieg. Eine Ehre, die sich mit jeder Soldatenehre messen kann. Ein stolzes Ehrgefühl wie in einer kaiserlichen Garde. Und als Folge davon und zu gleicher Zeit alle die schönen Empfindungen, die damit zusammenhängen, alle die schönen Empfindungen, die daraus abgeleitet und geboren sind. Ehrfurcht vor

den Greisen, vor den Eltern, der Verwandtschaft Eine wunder-
volle Ehrfurcht vor den Kindern Und natürlich Ehrfurcht vor
den Frauen (und es muß ausgesprochen werden, weil es gerade das
ist, was heute fehlt) · Ehrfurcht vor der Frau um ihrer selbst willen,
vor der Heiligkeit des Weiblichen Ehrfurcht vor der Familie, vor
dem heiligen Herdfeuer Ehrfürchtige Gesinnung um ihrer selbst
willen Ehrfurcht vor dem Werkzeug und vor der Hand, dem
höchsten Werkzeug Der Gedanke, man konnte ein Werkzeug ab-
sichtlich verderben, wäre ihnen vorgekommen, nun, nicht einmal
als die schlimmste der Schändungen, nicht einmal als die schlimmste
der Tollheiten, nicht einmal als ungeheuerlich, nein, als etwas ganz
Abenteuerliches und Unglaubhaftes, so wie wenn man ihnen nahe-
gelegt hatte, sich die Hand abzuhacken Das Werkzeug war doch nur
eine verlangerte Hand, langer oder harter (mit stahlernen Finger-
nägeln); oder mit besonderer Bestimmung, eine Hand, die man sich zu
seiner eigenen obendrein noch für dies oder für jenes zugelegt hatte.

Ein Arbeiter sein Werkzeug absichtlich verderben, für sie
wäre das gewesen, wie wenn im Krieg ein Dienstpflichtiger sich
den Daumen abschneidet.

Man verdiente nichts, man lebte von nichts, man war glücklich
Es handelt sich nicht darum, darüber soziologische Betrachtungen
anzustellen Sondern um eine einfache Tatsache, eine der seltenen
Tatsachen, die wir kennen, die wir zu erfassen vermögen, eine der
seltenen Tatsachen, von denen wir aus eigener Anschauung Zeugnis
ablegen können; eine der seltenen Tatsachen, die unbestreitbar
sind

Bildet man sich ein, es machte den Arbeitern heute wirklich
Spaß, an der Arbeitsstelle nichts zu arbeiten? Sie würden doch viel
lieber arbeiten! Nicht umsonst sind sie aus dieser arbeitsamen
Rasse entsprungen Sie hören in sich den Ruf der Rasse; die
Hände juckt es, sie haben Lust zur Arbeit Der Arm, dem es lang-
weilig wird, nichts zu tun Das Blut, das durch die Adern rollt.
Der Kopf, in dem die Gedanken arbeiten und der durch eine Art
Begierde im voraus, durch eine Art Verlangen, durch eine wirkliche
Vorwegnahme sich im voraus der zu leistenden Arbeit bemächtigt.
Wie ihre Väter vernehmen sie den dunklen Ruf der Arbeit, die
getan sein will Und im Grund ekelt es sie selber, das Werkzeug zu
verderben. Aber siehe da! Ganz noble Herren, Gelehrte, Bürger
haben ihnen erklärt, das sei der Sozialismus, das sei die Revolution.

(Cahiers de la Quinzaine XIV, 6, 16/2/1913)

ÜBER DIE FREUNDSCHAFT

Und da es sehr hell um mich war, so benutzte ich diese große Klarheit um mich herum, um mit dem gleichen Blick zu erkennen, daß man niemals Freunde hat oder erwirbt, daß man sich niemals Freunde erwerben kann, als solche, die aus der gleichen Zeit, dem gleichen Geschlecht stammen wie man selber, zeitgenössische Freunde; Freunde also derselben Zeit, desselben Zeitalters, „aequales“, Freunde derselben Brotgemeinschaft, derselben Formung, derselben Bildung, derselben Gesellschaft, derselben Welt. Freunde der gleichen Berufung, des einmaligen und gleichen Aufgebots, der einzigen und gleichen Aushebung. Freunde eines einzigen Males, einzige Freunde Und ich gewährte, daß man niemals wieder von vorn anfangen kann, wenn man das einzige Mal verpaßt hat Geborene Freunde, miteinander geformt, die einzig wahren Freunde Freunde der Kindheit, Freunde der Sippe, Schulfreunde, Kinderschulfreunde, Volksschulfreunde; Lyceumsfreunde; Regimentsfreunde, zusammen die einzigen, die wirklich Freunde zu sein vermögen, buchstäblich; die einzigen, auf die der Name zutrifft, für die er genau ist Die einzigen, denen dieser Name jemals wie auf den Leib gemessen paßt Die andern verstehen nicht Die gleich hinter uns drein kommen, verstehen uns schon nicht mehr und werden uns niemals verstehen. Der ganze Rest ist höchst ehrenwert, alles was danach kommt, und nützlich und oft schön Es werden sogar „Schüler“ dabei sein, leider! Und man braucht sogar welche All das aber hat nichts mit Freundschaft zu tun. Freundschaft schließen ist eine körperliche Handlung, die sich einmal vollzieht, einmal im Leben Und die man nicht wiederholen kann Ich will sagen, daß es eine dem Wesen nach diessertige Handlung ist, die zu einem bestimmten Zeitpunkt geschieht, etwas Zeitliches, das sich einmal, auf einem bestimmten Boden, an einem bestimmten Datum des Lebenslaufes vollzieht Es ist eine der Handlungen, die der Mensch nicht nach Belieben wiederholen kann, das ist ihm nicht gegeben, nichts, wo man nachahmen kann, vortäuschen, sich vorlügen, zusammenschustern, tun „als ob“. Es ist eine jener entscheidenden Handlungen, die im Leben des Menschen, in der Laufbahn des Menschen, einen einmaligen Wert darstellen, einen Preis, den man nicht in etwas umwandeln, gegen den man nichts eintauschen kann, einen einzigen Preis, einen unabschätzbaren Preis, ohne Vergleichsmöglichkeiten, ohne Gegenstück, man möchte sagen:

einen Preis ohne Preis. Es ist eine Handlung, die zur Gattung Wiege gehört, Familie, Rasse, Vaterland, Zeit, Datum, zu dieser ganzen zeitlichen Ordnung, von einmaliger Wichtigkeit, durch nichts zu ersetzen, eine Handlung, die immer nur ein einziges Mal möglich ist

Denn damit sie zustande kommt, ist ein Überschneiden, eine Kreuzung nötig: zwischen der aufsteigenden senkrechten Linie des Lebens und der waagrechten Linie der Zeit.

Alle Freundschaft, für jeden Menschen, ist eine Art Beförderung. Sie wird erlangt, indem sich ein bestimmtes Blut, eine bestimmte Lebensgeschichte, die aufsteigen, mit einem bestimmten Datum kreuzt, das den Weg versperrt.

Und wenn man die Gelegenheit verpaßt, und in dem Maße, wie man sie verpaßt (und irgendwie verfehlt man sie immer, wie jede menschliche Handlung), kann man trotzdem nicht von neuem anfangen Vorbei. Gespielt ist gespielt, das gilt; man hat nur das eine Mal.

Daß ein Mensch sein Seelenheil erwerben kann, wird jedem mehrere Male geschenkt, weil dies weder dem Wesen nach, noch in der Auswirkung, noch nach seinem Ursprung etwas Diesseitiges und Fleischliches, Zeitliches und Irdisches ist. An diesem Unterschiede kann man am besten erkennen, wenn man sich nur ein bißchen in diesen Dingen auskennt, daß es sich um grundverschiedene Dinge handelt. Aber alles was zeitlich bedingt ist, alles was einmal Geschichte wird, alles, was unter ein Datum fällt, an einen Ort gebunden ist, kann nicht noch einmal neu angefangen werden, oder nachträglich umgewandelt, nichts davon ist auswechselbar. Es ist dem Menschen eben nicht gegeben, das Zeitliche nach seinem Willen zu beginnen oder zu verändern. Nichts von der Zeit, nichts vom Ort kann woandershin versetzt werden. Die Freundschaft ist eine einmalige Handlung. Alles Zeitliche ist einmalige Handlung. Erfinden und Erdenken gilt da nicht. Hier kann man nichts wieder gut machen. Keine Erleuchtung, keine Gnade kann uns da retten. Die genialste Begabung kann nicht an die Stelle jener Wiege treten, in der man gelegen, jenes Vaterlandes, das man gehabt hat, jener Rasse, aus der man hervorgegangen ist. Das allergrößte Genie der Welt kann auch nichts dazu beitragen oder etwas daran ändern, daß man an diesem Tage, an diesem Orte diese Freundschaft schließen konnte, daß man diese Freundschaft gefunden hat, diese Wiege der Freundschaft. Jeder Mensch hat durch seine zeitliche Geburt, durch seine zeitliche Lage, durch seine Stellung im

Raum und in der Zeit eine gewisse Freundschaftszone, in der er arbeiten kann, wo die Umstände arbeiten, für ihn oder gegen ihn, eine schmale Zone, einen gewissen Querschnitt. Es ist dem Menschen nicht gegeben, sich Freundschaft zu schaffen, Freundschaft abzuschließen, außer in dieser einzigen Zone, in keiner andern, in einer einzigen Generation, in einer einzigen Promotion. Alles außerhalb ist ganz anderer Art, dorthin hat er keinen Zugang. Es ist dem Menschen nicht gegeben, sich künstlich eine andere Wiege zu machen oder die alte neu zu machen, um gleichsam ein zweites Mal anzufangen, noch auch über Gebühr die Zeit auszudehnen, die er in diesem Weidenkorbe zubringt.

Daher kommt es auch, daß die Auslichtung, die der Tod in den Reihen der Freunde vornimmt, einen solchen Charakter unwider-ruflicher Erleuchtung des eigenen Weges, der Ankündigung des eigenen Todes trägt. Es sind nicht bloß Auslichtungen, wie man sie im Walde vornimmt. Durchforstungen, bald dunkler, bald heller; denn diese wachsen wieder nach, die Wurzeln schlagen wieder aus. Ganz im Gegensatz zu allen andern Gebieten, zum Gebiet des Lebens, zur Pflanzenwelt, zum Reich der wuchernden Fruchtbarkeit, sind im Bereich der Freundschaft die Verschwundenen für immer verschwunden; wir brauchen ihnen keinen Platz freizuhalten. Niemand kommt, um die zu ersetzen, die fehlen. Es ist nicht wie im Kriege, wo in der Schlacht hinter den altgedienten Soldaten die Rekruten kommen, wo man nur dichter aufzuschließen braucht, um die Lücken zu schließen, wo hinter den Linienregimentern und den Marschdivisionen die Ersatzbataillone stehen. Hier ist es unwiderruflich vorbei und die Nacht macht nichts wieder gut.

(Cahiers de la Quinzaine X, 13, 20/6/1909)

GESPRÄCH MIT EINEM FREUNDE

Sie sind ein Doktrinär, Halévy, ich meine der Rasse nach sind Sie ein Doktrinär. Und ich? Ich? Das wissen Sie. Ach was! Natürlich wissen Sie es. Alle Welt weiß es.

Ich — Sie wissen es gut! —: Zähe Vorfahren, Bauern, Wein-gärtner, die Alten von Vennecy und von Saint-Jean-de-Braye, und von Chécy und Bou und Mardié. Die geduldigen Vorfahren, die den Bäumen und den Büschen des Waldes von Orléans und den

Sandbanken der Loire soundsoviel Morgen gute Weinberge abgewonnen haben. Sie haben nicht lange gebraucht, als es darum ging, auch dem Bürgertum Land abzugewinnen, der bürgerlichen Gesellschaft mich, den nichtswürdigen Enkel, der Wasser trinkt, in Flaschen abgefülltes Wasser. Die Ahnen, die fest auf ihren Füßen standen, die Manner voller Knoten wie ein Weinstock, eingerollt wie die Kletterranken des Weinstocks und doch fein wie das Rebholz und wie dieses wieder zu Asche geworden. Und die Frauen am Waschplatz mit ihren Waschebergen, die sie auf dem Schubkarren herfahren, die Frauen, die die Wasche am Bach wuschen. Meine Großmutter, die die Kuhe hutete, die nicht lesen und schreiben konnte, oder wie man auf der Volksschule sagt die weder lesen noch schreiben konnte, der ich alles verdanke, von der ich alles erhielt, was ich bin. Meine Großmutter konnte eineweg rechnen. Sie rechnete, wie man auf dem Markt rechnet, sie rechnete im Kopf, mit dem Herzen. Wie sie es zustande brachte, weiß ich nicht, die wackere Frau (so darf man sie mit Recht nennen), sie hat es aber wohl nie weiter gebracht, als mit Einsern zu rechnen.

Sie wissen, daß ich lange Zeit gedacht habe, ich könnte es schaffen. Der Mensch ist feige. Und von mir war es Verrat. Ja, hier bin ich zum Verräter geworden, ich habe meine Ahnen verraten . . ., nur auf diesem Gebiet. Die Ecole Normale, die Sorbonne, der Umgang mit den Professoren hatten mich soweit gebracht, daß ich lange Zeit hoffte, glaubte hoffen zu dürfen, auch ich wurde es schaffen, wurde einer ihresgleichen werden. Auch ich wurde diesen akademischen Schliff erreichen, erlangen, den einzig wahren. Den einzig wohlgeleiteten. Sie kennen mich von Grund auf. Meine geheimsten Hoffnungen sind Ihnen nicht verborgen geblieben. Die Traume meiner Traume sind Ihnen nicht entgangen. Nun ja, ja, ich gebe es zu; ich gehe bis ans Ende dieser Beichte. Zumal Sie es ja überhaupt wissen. Nun ja, ja, auch ich hoffte, ich wurde eines Tages diese höchste Vornehmheit besitzen, diese Feinheit, diese auserlesene Distinguirtheit eines Marcel Mauß, seine Art zu sprechen, diese strenge, diese untadelige, unerbittliche Aussprache, das ganze Wissen eines „Zettelkastens“. An diesem Ausdruck, an diesem groben und gewöhnlichen Schimpfnamen, an dieser Plumpheit können Sie erkennen, daß ich die Waffen gestreckt habe. Vierzig Jahre sind ein schreckliches Alter! Ich setzte mich auch dagegen zur Wehr, daß ich zum Volk gehorte, daß ich nach Volk „aussah“, ich muß es sagen, aus einem guten Grunde. Man muß

alles sagen, selbst das Gute; davon gibt es nicht so viel Nun gut, ich setzte mich zur Wehr, weil ich, von Natur zum Volk gehorig, nichts so widerlich finde, als wenn jemand sich „volkstümlich“ gibt, und weil mir niemand widerwartiger ist, als die Leute, die in „Popularität“ machen Die in „Volk“ machen Und selbst in „Demokratie“. Ich habe einen Abscheu vor dieser Art Pose Ich fürchtete also, es würde auch bei mir nach Pose aussehen Man wurde nicht glauben, daß ich wirklich zum Volk gehöre und es für Pose nehmen Aber ich muß die Waffen strecken Wenn man bald vierzig ist, hat man keine Hoffnung mehr Ich muß den Kampf aufgeben. Ich muß kapitulieren Diese Eleganz von dem Maß. Ihnen kann man ja nichts verheimlichen Sie war der Traum meiner schlaflosen Nächte, die Phantasie meiner Fiebernächte. Diese Maßfische Eleganz, daran darf ich nicht mehr denken Diese Maßfische Feinheit, darauf muß ich verzichten Dieses Feine vom Feinen, dieses noble Profil, dieser edlen Blick, gefestigt, moralisch, geläutert, diese blütenreiche Sprache, diese schon gezogenen Lippen, dieser demokratische Anzug, aber fein dabei, demokratisch aber geschmackvoll, demokratisch aber sittenstreng, dieser gelockte Bart von strahlendem Blond, fließend funkelnd, fließend rotlich glühend, schön geschnitten, viereckig auf die Brust fallend, im Fallen schmaler werdend, gleichsam rieselnd, dieser Schnurrbart, nicht geradezu erobernd, nicht auf vulgare, nicht auf grobe Weise erobernd, sondern königlich triumphierend, fast von gleicher Farbe, diese lange soziologische Hose, diese republikanischen Manschetten, diese feine senkrechte Falte der Hose, ohne Überheblichkeit, voll wohlberechneten Gleichheitsgefühls, diese feine „hochdeutsche“ Sprache, diese Haut wie Lilien und Rosen — ich muß darauf verzichten. Diese Weste, so keusch und dabei so wolüstig. Vierzig Jahre sind ein schreckliches Alter Denn jetzt gibt es keine Täuschung mehr. Dem kann man nichts mehr erzählen, nichts mehr vormachen Es will nicht, es duldet nicht, daß man ihm etwas vormacht Es verheimlicht nichts, und man kann ihm nichts mehr verheimlichen. Nichts mehr verbirgt es vor uns, alles wird enthüllt, alles wird entschleiert Alles verrät sich Vierzig Jahre sind ein unverzeihliches Alter, und in der Sprache des Volkes heißt das: es verzeiht nichts. Denn es ist das Alter, wo wir werden, was wir sind. Und was ich bin, Halévy, es genügt, mich anzusehen, es genügt, mich zu betrachten, nur einen Augenblick, und man weiß Bescheid. Ein Kind sieht das von weitem. Ich könnte machen, was

ich wollte, ich konnte mich zur Wehre setzen, soviel ich wollte. In mir, rings um mich, über mir, ohne daß man mich fragt, hat sich alles verschworen, vereinigt sich alles, um zu zeigen, daß ich nur ein Bauer bin, ein ganz gewöhnlicher Bauer aus dem Tal der Loire, ein Holzfäller aus einem Walde, der nicht einmal der unsterbliche Wald von Gastine ist, nur der vergängliche Wald von Orleans, ein Weingärtner von den Abhängen und Sandbanken der Loire. Früher ging ich noch hie und da in ein paar befreundete Salons, jetzt weiß ich schon gar nicht mehr, was ich dort reden soll, wie ich mich dort benehmen soll. Mich richtig in einen Lehnstuhl zu setzen, habe ich niemals fertig gebracht, nicht weil es mir weichlich erschien, nein, ich kann es nicht, ich bin zu steif dazu. Ich brauche einen Stuhl oder einen guten Hocker. Lieber einen Stuhl, wegen des Kreuzes, den Hocker, solange ich jung war. Die Alten sind pfiffig, die Alten sind zäh. Die Alten werden mit mir fertig.

Zuviel Alte habe ich hinter mir, die sich gebückt haben, die sich ihr ganzes Leben lang niedergebeugt haben, um die Reben anzuheften. Mit den zarten, rotbraunen Weiden, wie man sie auf dem Markte verkauft, die an den Ufern der Loire geschnitten sind, an den Altwässern, auf den langen Sandinseln, auf den Dünen, an den Sumpfrändern, an toten Rinnsalen, an toten Wässern. Diese schmiegsamen Weiden, am Anfang ein bißchen holziger, am Ende ganz geschmeidig, deren Farbe gegen das Ende zu immer heller wird, voll Saft, durch und durch biegsam, innerlich ganz durchfeuchtet, noch voll Saft, voll Bachwasser. Arbeitsames Volk. Ich habe zuviel Ahnen hinter mir, ich komme nicht los von ihnen. Daher habe ich auch diese Arbeitswut in mir. Ja, wenn ich schreiben könnte, in dem Tempo, wie sie die Ranken anhefteten¹. Und dann zuweilen ernten, wie sie ernteten, wie sie lasen in guten Jahren. Konnte ich nur schreiben, wie sie sprachen, ich wäre schon zufrieden. Zuviel Alte, Männer und Frauen, haben im Weinberg gelebt, über die zarten Ranken gebeugt, wie über ein Kind, immer gebückt, ihr ganzes Leben lang. Manche sind ganz krumm davon geworden, obwohl sie es doch gewohnt waren, gebeugt, gekrümmt, eingeknickt, in der Mitte „entzwei gebrochen“, wie meine Großmutter sagte. Immer schneiden, hacken, Ruten biegen, anheften, felgen, ausgrasen, pflegen, verwöhnen, nachsehen (sich überzeugen, wie es wächst, wie es treibt, wie es reift, als könnte man es damit vorwärtstreiben, als könnte man ihm mit Blicken Mut machen, es ermuntern) und dann Weinlese halten, aus undankbaren Wein-

bergen wie aus solchen, die die Mühe belohnen. Sie sagten immer nur: „Ich geh' Wengert schaffen“, für alle Arbeit hatten sie dasselbe Wort, bloß bei der Lese, da sagten sie: Weinlese halten. Denn die Lese ist die Belohnung und der Gewinn. Das nannten sie „faire la vendange“. Und obwohl einem das Kreuz dabei schön weh tut, wurde das nicht als Arbeit angesehen. Es war für sie das größte Fest im Ablauf des kirchlichen wie des bürgerlichen Jahres .

Und denken Sie an Jeanne d'Arc, Halévy! Ist es nicht aufregend zu denken, daß ihr Vater und ihre Mutter, ihr Onkel Durand Lassois, ihre drei Brüder, ihre große Schwester, ihre Freundinnen Mengette, Hauviette, Madame Gervaise, daß das lauter solche Leute waren, wie wir so viele kannten, als wir klein waren, wie wir selber geworden waren, daß das genau solche Leute waren, wie alle die, unter denen wir als Kleine gelebt haben. Und daß diese ganze ungeheure Geschichte aus solchen Ursprüngen hervorgegangen ist . .

(Cahiers de la Quinzaine XII, 1, 23/10/1910)

V.

ALAIN

POLITISCHE EINFÄLLE

Es gibt keinen Menschen, von dem nicht jeden Augenblick Werte wie geistige Botschaften ausstrahlen. Daß ein Sprichwort richtig angewendet wird, daß auch ein Eitler oder ein Aufschneider ein treffendes Urteil fällt, ist keineswegs etwas Seltenes; nicht zu reden von dem gesunden Menschenverstand in aller Berufsarbeit, der bescheiden macht. Noch allgemeiner verbreitet sind überall lebendige, echte, treue Gefühle; und die Tugenden des Mutes, der Geduld, der schweigenden Entsagung sind allerorten an der Arbeit. Montaigne bewunderte die Bauern rings um sich, die zu lieben, zu leiden, zu sterben wußten, schlichter und besser als er selbst. Gewiß sind dieselben Menschen oft von Leidenschaften

geblendet und unterliegen den tierischen Trieben. Aber die Leidenschaften sind bei allen dieselben, und jeder hat davon die bittere Erfahrung gemacht. Also? Also. je besser man die Dinge kennenlernt, desto leichter wird es einem, sich der allgemeinen Meinung zu unterwerfen. Die Schwierigkeit liegt darin, diese Meinung wirklich zu kennen und sich nicht durch die Reden der Scharlatane beirren zu lassen.



Eine Idee, die ich für falsch halte, obwohl oft die entgegengesetztesten Parteien ihr große Bedeutung beimessen, ist die, als ob man viel an den Einrichtungen und sogar den Menschen ändern müsse, um zu leidlichen Zuständen zu kommen. Dabei kommen nur die auf ihre Rechnung, die allen Reformen abhold sind; Sie erregen Schrecken, indem sie eine vollige Umwälzung voraussagen; infolgedessen ändert man nichts, weil man nicht alles aufs Spiel setzen will. Die Revolutionäre begehen denselben Fehler, indem sie ihre Freunde voll Verachtung von „halben Maßregeln“ abhalten. In Wirklichkeit leben wir von halben Maßregeln.

Zwischen einem Menschen, der einen Schal um den Hals wickelt und einem andern, der sich ungeschützt der Kälte aussetzt, ist kein großer Unterschied; trotzdem können die Folgen sehr weittragend sein. In einem angegriffenen oder beleidigten Menschen wird leicht die Bestie lebendig; dann vergißt er das Gebot: Du sollst nicht toten, das er im übrigen billigt. Aber haltet den Beleidiger und den Beleidigten nur einen Meter auseinander, und der Friede wird nicht gestört werden. Wir sehen Männer im Frieden leben und sich sogar wohlfühlen, die tapfere Kriegsmänner abgegeben wurden, sobald sie sich darauf eingestellt hätten. Die Helden des letzten Schlachtens waren Männer ruhiger Gemütsart, nicht anders als die, die wir jetzt ihren Geschäften nachgehen sehen, die sorgsam vermeiden, an jemanden anzurennen, und die stehen bleiben, wenn sie ein weinendes Kind sehen. Fast alle menschlichen Übel kommen davon, daß man sich fortreißen läßt. Die finsternen Instinkte von Herrschsucht und Mord, die man aus den Wirkungen ableitet, sind scholastische Fiktionen. In den meisten Menschen ist weiter keine Wildheit, nur eben, daß dieses starke System aus Knochen, Muskeln und Nerven sich selbst so leicht in Zorn versetzt. Krieg und Frieden haben keine andern Beweggründe.

Ebenso verhält es sich mit den großen Körpern, die man Nationen nennt, und zwar noch viel augenscheinlicher. Denn schließlich kann man noch mit einiger Berechtigung von bösen oder brutalen Menschen reden. Aber wer wollte im Ernst sagen, es gebe böse oder brutale Nationen? Wer mit andern Völkern Umgang gehabt oder ihre Gastfreundschaft genossen hat, wird sagen, daß er überall denselben Frieden und dasselbe Recht gefunden, solange keine Furcht herrscht. Sobald dagegen die Furcht glaubt, man müsse kämpfen, gibt es keine sanften Völker mehr, und die Allerfriedlichsten können dann die Gefährlichsten werden. Man darf doch nicht glauben, daß die Bösen für den Krieg sind, während die Guten mit Abscheu zusehen. Dieselben Männer führen Krieg und lieben den Frieden. Und die Friedenstugenden, wie Verzicht, Gehorsam, Hingebung kommen gerade im Krieg an den Tag. Zwischen dem einen Regime und einem andern ist der Unterschied nicht so groß, wenn man genau hinsieht. Mit Kleinigkeiten kann man den Frieden für ein Jahr retten, und noch für eines, und das kann endlos so weitergehen. In derselben Weise kann ein Funke zehn Häuser in Brand setzen; umgekehrt gibt es, wie einmal ein Fachmann sagte, keine Feuersbrunst, die sich nicht am Anfang mit einem Eimer Wasser löschen ließe.

Wenn ich diesen Gedankengängen folge, sehe ich mühelos eine bessere Gesellschaft, die gar nicht sehr von der alten verschieden ist. Bestehend aus den gleichen Menschen, jawohl, den gleichen Barbaren, ich meine Gehirne, Herzen, Muskeln wie sie vor zehntausend Jahren waren und immer sein werden; eine Gesellschaft mit Märkten, mit Geld, mit Tempeln, Schulen, Führern, Reichen, Ehrgeizigen, Faulen, Rohlingen, wie man sie immer gesehen hat. Fast alle unwissend, alle eitel, dabei mit der beweglichen Erfindungsgabe, die sie dazu bringt, alles zu glauben, alles zu fürchten; naiv und aufbrausend wie in der Steinzeit, so wie man es im Jahre des Unheils 1914 gesehen hat. Und ich glaube, daß man daraus mit unmerklichen Veränderungen eine friedfertige, gerechte und weise Gesellschaft machen kann, freilich nicht absolut, aber weit über das hinausgehend, was die Erfinder von Systemen uns vorgaukeln.

Alle Gewalt wird böse, wenn man sie gewähren läßt; alle Gewalt ist weise, sobald die fühlt, daß die öffentliche Meinung urteilt und richtet. Wenn diese wußte, wieviel sie vermag, hätten wir lauter „Könige von Yvetot“. Vielleicht kommt alles Übel

nur daher, daß der Bürger, wenn er die schwerfällige und dickhäutige öffentliche Gewalt mit den kaum spurbaren Urteilen der Meinung vergleicht, sich sagt und glaubt, daß man nur mit gewaltsamen Mitteln etwas dagegen ausrichten kann. Und weil er diese Mittel ebenso fürchtet wie das Übel selbst, so verbietet er sich, zu reden und zu denken. Solcher Pessimismus behält schließlich recht, weil er die Übel, die er fürchtet, selbst erzeugt.



Man muß immer hören, was der Gegner sagt, und sich den stärksten Denker aussuchen. Sonst bekommt man Gedanken-erweichung. Ich finde bei Joseph de Maistre folgenden Gedanken. „Die Fehler der Regierungen sind immer die Fehler der Völker.“ Woraus ich schließe, daß alle Regierungen gut sind, wofern der Durchschnittsbürger nicht vergißt, gradlinig zu denken und zu sprechen. Es ist unbestreitbar, daß der Generalstab heute aufrichtig von Frieden redet. Das beweist, daß es heute auf dem Grund der öffentlichen Meinung etwas gibt, dessen Gemurmel vernehmbar ist. Ich möchte nur, daß der Bürger sich Rechenschaft von seiner Macht ablegt und daß aus dem Gemurmel klare Worte werden. Sonst läuft man Gefahr zu sagen: „Ach, was für einen guten König haben wir!“ und darauf zu bauen. Aber es gibt keinen „guten König“ und gesunden Menschenverstand sucht man dort oben vergebens. Schon die Abgeordneten, und wieviel mehr die Minister, sind immer ein bißchen im Fieber. Das gehört zu ihnen und liegt daran, daß dort oben alle Wichtigtuer zusammenkommen. Diese Gattung kennt weder rechts noch links, und man muß sie unaufhörlich besänftigen, indem man mit gesundem Menschenverstand rauchert.

Wie soll man mit den „Gewalten“ reden? Ich erfinde eine Rede des Bürgers. An wen? An jeden, der aufzusteigen beginnt und, wie man sagt, sich aufzublahen, ein herrlicher Ausdruck, der von den Luftballons genommen ist. In dem Augenblick, wo er nun anfängt, wie ein Ballon an den Seilen zu zerren, mußte man ihm die wahren Grundsätze der Regierungskunst ins Gedächtnis rufen, die die Herrschenden leicht vergessen. Zum Beispiel sagen. „Meine Herren Ballons, wenn auch wir es sind, die die Hülle, das Gas und das Zubehör bezahlen, so schreiben wir Ihnen gewiß

nicht vor, was Sie dort oben zu sehen haben. Jedem sein Amt. Wir fragen auch nicht nach den Gründen des Verkehrspolizisten, sondern gehorchen. Indessen, da wir die Wirkung sehr wohl zu beurteilen vermögen und außerdem die Scherben bezahlen müssen, so ist es uns vielleicht erlaubt, zu sagen, warum wir Sie da hinauf schicken. Ihnen obliegt die Verantwortung für unsere Sicherheit. Gerade wollten Sie es selbst sagen, nicht wahr? und Sie sagen es ja auch oft. Aber mir ist aufgefallen, daß Sie darunter etwas anderes verstehen als wir.

Über den inneren Frieden und die Ordnung auf den Straßen sind wir wohl im groben einig. Wenn es sich darum handelt, Aufruhr, Plunderung, Prügeln, Mord, Diebstahl, Cholera zu vermeiden, da tun Sie Ihr Bestes, und wir haben da auch volles Vertrauen zu Ihnen. Wir sagen nichts, wenn Sie sich in den Mitteln irren, wofern Sie sich nur über das Ziel nicht tauschen. Deshalb sehen Sie uns folgsam, und was mich betrifft, so wünsche ich, daß der Polizeioffizier nur einen Kreidestrich zu ziehen braucht und niemand ihn überschreite. Hören Sie also bitte auf, immer vom Gehorsam als der Vorbedingung der Ordnung zu reden; denn das haben wir begriffen und haben es unter Umständen bewiesen, die lebensgefährlich für uns waren.

Worauf ich abziele, das ist der Krieg, und ich bitte Sie, Ihre Bemühungen bis zu den Kriegsgefahren zu erstrecken. Es ist wie mit dem weißen Stab des Verkehrspolizisten. Wenn Sie die Reihen der Wagen anhalten, dann geschieht es, um Zusammenstöße und Unglück zu vermeiden. Sie wachen besser über unsere Glieder, als wir selber es konnten. Das ist ausgezeichnet. Jetzt, bitte, geben Sie ein bißchen Achtung auf die möglichen Zusammenstöße zwischen Völkern. Denn Ihr Zweck, meine Herren Ballons, die Sie die Dinge von oben und von weitem sehen, ist, sie zu verhindern. Aber manchmal möchte man glauben, Sie arbeiten, um sie herbeizuführen. Und sagen Sie, bitte, nicht, Sie bereiten sich darauf vor, weil Sie sie kommen sehen! Ein Polizeipräfekt sagt doch auch nicht. Mögen sich die Reisenden darauf vorbereiten, zerrissen, zerquetscht, überfahren, zerhackt, verbrannt zu werden, denn ich sehe große Verkehrsstörungen kommen. Darüber wurde jeder lachen, denn das Amt der Polizei ist, zu verhindern, daß die Störungen sich ereignen. In der gleichen Weise müssen Sie sich in den Kopf hämmern, daß Ihr Amt als Führer es ist, uns den Frieden zu bewahren. Sie wollen immer uns die Verantwortung

zuschieben, wir sollen über die Mittel entscheiden. Aber das ist nicht unseres Amtes. Sie müssen die Mittel nach dem Zweck wählen und uns nicht wie Gribouille nach vier Jahren Massaker sagen: Bürger, Eure Sicherheit war gefährdet; Euch drohte Verstümmelung, Tod, Untergang. Nun! ich habe Maßregeln ergriffen, Euer Vertrauen ist nicht enttäuscht worden. Da seht Ihr die Ruinen, die Gräber zu Tausenden und Tausenden, die Holzbeine, die entstellten Gesichter, die Blinden, Waisen, ungerechnet, daß der Frank nur noch vier Sou gilt. Ich habe versprochen, über Eure Sicherheit zu wachen, Ihr seht, ich habe mein Versprechen gehalten.“



Die Gutergemeinschaft ist eine natürliche Ordnung, die wir alle gekannt haben, denn es ist die Ordnung in der Familie. Keinem gehört etwas zu eigen und jeder empfängt nach seinen Bedürfnissen. Selbst die Macht ist darin ungeteilt. In der väterlichen Gewalt erkennt der Sohn seine eigene Gewalt an. Der Vater ist unbeschränkt in allem, was zu seiner Funktion gehört, es sind die äußeren Arbeiten und der Austausch, der sich daran knüpft. Auch die Mutter ist in ihren eigenen Funktionen unbeschränkt; es sind die hauslichen Arbeiten und alle Arten von Handel, die damit zusammenhängen. Die Befugnisse sind oft geteilt, ohne jedes geschriebene Gesetz und ohne beschworene Verfassung. Der Vater sagt zum Sohne: „Hast du gehört, was die Mutter sagt?“ und die Mutter, in einem andern Fall: „Vergiß nicht, was der Vater dir befohlen hat!“ Das vermittelnde Einschreiten der Mutter ist etwas Großes, das mit Recht in die volkstümliche Mythologie eingegangen ist. Alles geht ganz gut, ohne jede Charte. Tyrannei, Anmaßung, Aufruhr sind Ausnahmen und wider die Natur. Aber warum? Weil die Gefühle von der Lebensgemeinschaft getragen werden. Da gibt es kein „Recht“, und sein „Recht“ zu fordern, hat etwas Beleidigendes. Unter Brüdern zum Beispiel, wenn die Familie schon aufgelöst ist, hat es etwas Aufreizendes, nach dem „Recht“ zu teilen; weil man im Herzen die glückliche Zeit beklagt, wo das Gefühl alles ordnete. Aristoteles hat gesagt: das Gefühl ist Freund des Geschenks und Feind des Austausches.

Daher stammt die ewige Idee, in die politische Gesellschaft die schönen Bande der aufgeklärten Gewalt, des liebenden Gehorsams,

der gegenseitigen Rücksichtnahme zu übertragen. Aber solche Vergleiche ändern nichts an den Tatsachen. Man sagt: alle Menschen sind Brüder, aber es stimmt eben nicht. Die Blutgemeinschaft, das Leben, das am Anfang durch die anerkannte und geliebte doppelte Gewalt der Eltern geschützt war, sie sind es gerade, die fehlen in den Beziehungen zwischen zwei Menschen, die nicht den gleichen Vater und die gleiche Mutter haben. Man kann wohl das brüderliche Gefühl nachahmen und das ist ein schönes Bestreben in der Freundschaft zum Beispiel, in der Nachbarschaft, als allgemeine Menschenliebe; aber der Rohstoff fehlt, den nur die Natur liefern und den nichts ersetzen kann. Übrigens ist es schon zwischen zwei leiblichen Brüdern selten, daß die Liebe stark genug ist für jene schöne Art des Teilens, die ein volliges und gegenseitiges Geschenk ist.

Ein guter König ist der Vater seiner Untertanen. Auch ein schöner Vergleich; aber auch er stimmt nicht. Der König sollte wie ein Vater regieren, aber er ist kein Vater. Das Band der Natur fehlt. Der Stolz und der Zorn werden nicht genug im Zaume gehalten durch die Liebe, vor allem durch die Liebe der Ehegatten zueinander, die am Anfang so mächtig auf die Vaterliebe einwirkt. Die Königin kann man wohl die Mutter des Volkes nennen, aber auch sie ist es nicht wirklich. Die tief mystische Liebe, die aus einem Leben herkommt, das am Anfang, solange das Kleine nur ein Teil des mütterlichen Organismus war, wirklich gemeinsam war, kann durch die Vernunft nicht nachgeahmt werden. Soviel vermag der Geist nicht. Daher wird die Vermittlung der Königin niemals so sein, wie die der Mutter. Deshalb wollen die Untertanen eine Charte und Bürgschaften, darin haben sie nicht unrecht. Auf der andern Seite kann der König nicht darauf rechnen, daß seine Untertanen ihn wie einen Vater lieben werden; natürliche Gefühle lassen sich nicht übertragen. Die Bande von Fleisch und Blut sind tierisch, meinetwegen; aber es sind eben doch Bande von Fleisch und Blut. August Comte bemerkt, daß die reinsten Gefühle immer die kraftlosesten sind. So arbeiten wir vergeblich, wenn wir auf eine Brüderlichkeit ohne die natürlichen Wurzeln, oder ein Vater-tum ohne die Wurzeln, eine metaphorische Familie aufbauen wollen, die Menschen umfassen würde, die wir niemals mit Augen sehen werden und die vielleicht noch ungeboren sind. Deshalb erfordert die Weisheit im Gegenteil, alle Vorsichtsmaßregeln des Rechtes zu achten, die ein erhabenes, aber im Grunde blutleeres

Gefühl unterstützen. Gerechtigkeit ist nicht Liebe, aber sie kommt der Liebe zu Hilfe, wenn diese schwach ist, und tritt an ihre Stelle, wenn sie fehlt.

+

Leviathan hat einen seltsamen Körperbau. Ich sehe an ihm einen riesigen und athletischen Körper, gleich geeignet für große Kraftleistungen, wie für knifflige Arbeiten; schwielige Hände, dabei fähig zu schnitzen und zu malen; und in dem großen Körper einen vortrefflich geregelten Umlauf von Nahrung und Abfällen. Weil nämlich dieser große Körper aus Menschen aller Berufe besteht; Erdarbeiter, Straßenkehrer, Chemiker, Physiker, die alle Arbeiten, ihre Arbeiten genau kennen, das, was sie wissen, auch richtig wissen und meistens sogar wissen, was sie sagen.

Über diesem mächtigen und ausgeglichenen Körper bemerke ich einen ganz kleinen Kopf, der fortwährend über alles redet und niemals etwas sagt. Er redet von Finanzen: der Bankier lacht darüber. Er spricht von Verträgen und Abkommen zwischen den Nationen, und der Kaufmann, der die ganze Zeit nichts anderes tut, als mit Menschen jeder Sprache und jedes Klimas zu verhandeln, Versprechen zu tauschen, auszuführen, lacht darüber. Derselbe kleine Kopf redet von Polizei und öffentlicher Ordnung, in einer Weise, daß selbst der Nachtwächter sich lustig macht. Er spricht von Bauen und Produzieren: da muß nun der Unternehmer hell auflachen. Glaubet ja nicht, daß dieser kleine Kopf gar nichts wußte und konnte; etwas gibt es, das er ausgezeichnet versteht: reden und dabei essen. Eine entzuckende Kunst, hinter der man noch das Tier wahrnimmt. Aber im großen ganzen gehen die Dinge nicht schlecht, weil der große Körper gesund ist und weil dieser kleine Kopf in Wirklichkeit auf den Ablauf der Dinge und Arbeiten nur eine kaum merkbare Handlung ausübt. Und im Grunde lebt jeder Mensch ja seiner Natur gemäß: denn seine Meinungen ändern nichts an seiner Weise zu atmen, zu verdauen, zu gehen oder zu rennen, seine Liebe und seine Laune auch nicht. Und doch, welches Verhältnis zwischen Kopf und Körper des Einzelwesens! Welch standiger Austausch! Und wie die Meinungen durch das Arbeiten gemäßigt werden!

Bei Leviathan ist der Kopf im Verhältnis zum riesigen Körper viel kleiner, und er ist auch weiter von ihm entfernt, wie auf einem

Storchenhals Hoch droben also und mit klappernden Worten gefüllt Man zieht den Hut vor ihm, man verweigert diesem Chef, der niemals entscheidet, keineswegs die Achtung

Ja, alles geht gut, bis zu dem Tag, wo Leviathan sich im ganzen gegen einen andern Leviathan aufrappeln muß Die kleinen Köpfe streiten sich erst eine Weile untereinander in der Weise, wie sie alles handhaben ohne zu wissen, wovon sie reden Dann wird dem großen Körper der Befehl erteilt, in Zorn zu geraten, von dem kleinen Kopf, vor dem sich nicht einmal ein Kind fürchten wurde. Und sobald in Leviathan der Zorn erwacht, ist es wunderbar, zu sehen, wie er auf den kleinen Kopf blickt Wie denn sonst? Die Leidenschaften haben das an sich, daß sie schwachen Gedanken Wichtigkeit geben Und weil der große Körper großartig die abstrakten Befehle ausführt, indem jeder nach seinem Beruf entweder den Sprengstoff handhabt, die Maschine, die Spitzhacke, oder die Waffe, sieht man, als Folge der Verordnungen des kleinen Kopfes, schreckliche Wirkungen, von denen der kleine Kopf keinerlei Vorstellung hatte noch hat „Nicht einen Fußbreit zuruckweichen Das verlorene Gelände um jeden Preis zurucknehmen Die Verantwortlichen finden und bestrafen“ Das sind Befehle, ins Blaue hinein erteilt, abstrakt, unmöglich; der kleine Kopf hutet sich auch wohl, naher hinzusehen, was nun vor sich geht, er bleibt an irgendeinem friedlichen Ort, wo er seine bevorzugte Kunst ausüben kann. immer zu reden und dabei zu essen Aber die Männer der Arbeit packen jeder sein Werkzeug fester und schuften aus Leibeskräften, so daß aus den unmöglichen Befehlen eine grauenvolle Wirklichkeit wird, die der kleine Kopf niemals zu sehen bekommt „Man muß funfundzwanzigtausend Mann opfern“ sagt der kleine Kopf Und der Mann der Arbeit, elendiglich verkrochen unter Trummern, oder bemüht in zwei Fuß tiefem Kot zu waten, versucht willigen Herzens das Opfer seiner selbst zu bringen und findet, daß das hart ist Er braucht alle Anspannung, um seine Kräfte und seinen Mut zusammenzuraffen für einen Sprung von zwei Meter Und man fragt sich, warum ein solches Regime einmal ein Ende nehmen sollte Werden es die Menschen denn je dahin bringen, dem gefährlichen kleinen Kopf zu mißtrauen?

+

In einem fest verschlossenen Schrank, weit vom Lärm der Welt tagte der Höhere Rat der Kehrbesen Diese Herren fallen von

weitem dadurch auf, daß sie dicke Köpfe auf mageren Leibern tragen und auf dem Scheitel mehr oder weniger Haare, die alle gen Himmel dräuen. In vollkommen berechtigter Steifheit Alle diese hervorragenden Besen waren in der Höheren Schule für Kehrbesen ausgebildet worden, deren edlen Wahlspruch man kennt: Nur dienen

Der Präsident der Besen hütete sich wohl, eine andere Idee als eben diese zu entwickeln. Was anders, fragte er, darf der Gedanke eines Besens sein, als der Gedanke an die Handlung selbst, für die er ausersehen, der er kraft seiner Form geweiht ist? Von da kam der Präsident auf die Bewunderung für die Ähnlichkeit aller Kehrbesen untereinander zu sprechen und auf jene innere Übereinstimmung oder besser jene Bruderlichkeit der Gedanken. Und als Ergebnis wovon? Einer Funktion, die immer war und immer sein wird. „Unter Nero, meine Herren, und unter Helio-gabal gab es noch andere Dinge als die blutigen Greuel, bei denen sich die oberflächlichen Geister aufhalten. Seien Sie sicher, es gab zu jenen Zeiten in den Besenschränken höhere Besen, die schwuren, sich selber treu zu bleiben, als Besen, und nur an kehren zu denken. Die Ordnung ist, wenn ich so sagen darf, die Substanz selbst der Unordnung, und der Gedanke einer Funktion, zur Höhe der Pflicht erhoben durch den vollkommenen Einklang zwischen Handlung und der Form des Handelnden, das ist es, was der Gesellschaft Dauer verleiht, oder besser, was macht, daß dieselbe Gesellschaft hinter dem Schein der Revolutionen dauert. Und was ist im Grunde die wahre Aristokratie anders als die unerschütterliche Korporation derer, die sich selbst als tadellose Werkzeuge für eine notwendige Arbeit kennen? Mögen die Götter verhüten, daß ich die Verführungen der Einbildungskraft verkenne. Man wirft uns manchmal vor, uns mangle die Einbildungskraft. Das kommt daher, daß in uns die Einbildungskraft durch die Handlung kontrolliert wird und so in jedem von uns tiefe und gleichförmige Spuren einzeichnet, immer im Einklang mit der Vernunft. Gewiß, die Zeit der Abnutzung kommt auch für die Kehrbesen, wie für alle Dinge. Aber ich möchte sagen, eine lange Praxis, die gewissermaßen nach konstanten Prinzipien handelt, vermag viele Jahre hindurch auf eine seltene und nützliche Art und Weise das Altern hinauszuschieben. Indem ich das Wort eines Alten aufnehme, schließe ich damit, daß ein alter Besen immer noch am besten kehrt.“

Die Besen klapperten Die Stockwerke regten sich auf, und mehr als ein Nichtstuer glaubte, die Stunde des Erwachens habe geschlagen Aber alles blieb still Der Gedanke selbst der Handlung braucht seine Zeit der Muße, die Traumerei, den Beifall Nachdem der Archivar-Besen eine Geschichte der Besen von den ältesten Dokumenten an vorgelesen hatte, wendete ein Besen-Moralist sein mageres Antlitz nach rechts und links, als suche er irgendeine Maxime oder einen Wahlspruch, der geeignet ware, nicht etwa die Besen aufzurichten, denn ein Besen beugt sich nie, aber doch sie zu erfreuen und mit sich selber zufrieden zu machen „Gewiß, Marc Aurel hat ungefähr gesagt oder konnte gesagt haben: Wenn ich eine Nachtigall ware, würde ich singen, da ich ein Kehrbesen bin, so tue ich, was mir zukommt und wofür ich gemacht bin Demselben Geist gemäß mochte ich, meine Herren, dem Besen folgenden Rat geben Was kummert dich der Staub und was kummert dich der Kehrende? Sie wechseln wie die Wolken des Himmels Du aber, zwischen beiden, du bist das unveränderliche Mittel und die ewige Idee “ Da man aber eine kurze Maxime brauchte, um sie ins Jahrbuch der großen, mittleren und kleinen Kehrbesen einzuschreiben, so einigte man sich auf drei Worte, die gleichmäßig die Physiologie des wahren Besens und das regelnde Prinzip aller Gedanken des wahren Besens ausdrückte: „Unbeugsam im Gehorsam “ Und der Beifall war so lebhaft, daß der Hausknecht Anatole, der in der Nähe schlief und mit dem Erwachen kämpfte, eine Weile glauben oder träumen konnte, die Besen würden gleich von alleine kehren

Vergebliche Hoffnungen und frivole Gedanken! Der Milchmann erschuttert die Straße Anatole schüttelt den Schlaf ab, singt vor sich hin, schickt tausend Gedanken und tausend Pläne zum Teufel, öffnet den Schrank und packt ohne Federlesen den Präsidenten der Besen Wie schrecklich, er hält ihn mit dem Kopf nach unten. Entweihung! Aber die irdische Gewalt denkt nicht einmal an so etwas. Und schließlich: gibt es ein besseres Werkzeug und ein nützlicheres, als einen verehrenden Kopf?

Alain, Propos de Politique, Les Editions Rieder, Paris.

GEORGES DUHAMEL

DIE ZUKUNFT DES GLÜCKS

Ich mußte über die Mitte des Alters hinauskommen, um die Gewißheit zu erlangen, daß das Glück das Ziel meines Lebens ist, wie es das Ziel der ganzen Menschheit, das Ziel der ganzen lebenden Welt ist.

Auf den ersten Blick scheint die Frage von vornherein entschieden. Indessen habe ich viele Male meine Freunde, meine Verwandten, die Gefährten, mit denen mich das Leben zusammenführte, gefragt und die widersprechendsten Antworten erhalten.

Viele waren auf die Frage nicht vorbereitet. Seufzend unter ihrer Burde, sorgten sie sich nicht darum, ein Endziel zu suchen, sie verfolgten das Glück, ohne seinen Namen zu nennen. Andere, im erregenden Spiel von Rede und Gegenrede, glaubten als Ziel mancherlei Zustände oder Daseinsarten zu erkennen, die nur Wege zum Glück sind, gute oder schlechte Mittel, es zu suchen, wie den Umtrieb der Bewegung oder volligen Gleichmut oder das Gebet. Wieder andere verwechselten Ende und Ziel und nannten den Tod. Es gab auch solche, die von ihrem Elend verwirrt voll Bitterkeit meinten, Leiden sei die wahre Bestimmung des Menschen; aber diese verwechselten das Hindernis mit dem Endziel. Manche endlich gaben dem Glück einfach andere Namen, wie sie ihnen ihre Sehnsucht, ihre Kultur, ihr Sprachgebrauch eingaben, und nannten es Gott oder ewiges Leben oder Seelenheil.

Nun bin ich endlich dennoch so weit, daß ich sicher bin: Das Glück ist das Ziel des Lebens. Diese Gewißheit ist mir vor allem aus meinem Innern gekommen, nicht von den Ereignissen her und nicht vom Schauspiel, das die andern Menschen bieten. Wie alle inneren Gewißheiten ist sie hartnäckig, unzerstörbar, sogar angriffslustig. Alle Einwürfe scheinen bestimmt, sie zu bestärken. Sie herrscht. Und es gelingt mir nicht, mir vorzustellen, daß eine neue Gewißheit kommen könnte, diese zu entkräften und zu ersetzen.

Bei genauem Nachdenken finde ich, daß Weg und Ziel zusammenfließen. Das Glück ist nicht nur das Endziel und der Sinn des Lebens, es ist auch seine bewegende Kraft, sein Ausdruck, sein eigentliches Wesen. Es ist das Leben selbst



Man konnte daran zweifeln. Eben jetzt stoßt die ganze Menschheit einen herzerreißenden Schrei der Verzweiflung aus. Sie stöhnt wie ein verwundetes Lasttier, das nicht versteht, was ihm zugestoßen ist¹

Alle Überzeugungen, alle Gewißheiten haben sich an der Kehle gepackt und mochten sich gegenseitig erwürgen. Wie soll man sie noch auseinanderkennen, mit dem verstörten Blick, den sie haben, mit dem Blut, das sie besudelt und entstellt? Der Orkan reißt die Meinungen aus dem Boden, darin sie wurzelten, daß sie verdorren. Wie Distelköpfe im Herbst, vertrocknete Distelköpfe, an denen man sich doch noch reißt, rollen sie umher. Nur eines wissen die Menschen noch: daß sie leiden, ein unübersteigbares Leiden ohne Maß und ohne Ziel. Sie stöhnen und wollen verbunden sein. Wird ein Jahrhundert zarter und frommer Pflege genügen, die ungeheure Wunde zu waschen, zu heilen, zu schließen?

Und dennoch darf man nicht daran zweifeln, daß die Menschheit selbst in dieser schrecklichen Stunde nichts anderes sucht, als ihr Glück. Sie stürzt sich dahin, instinktiv, wie die Wildherde, die das Salz und die Quelle wittert. Eher ersticken sie einander, als daß nicht alle gleichzeitig und sofort zum Genuß gelangen.

Das Glück! Mein Gott! Wer hat ihnen diese kümmerliche und lachhafte Idee eingegeben? Was machten denn die Priester, die Gelehrten und die Leute, die Bücher schrieben? Was hat man diesen Menschen, die wie Kinder sind, gelehrt, daß sie glauben konnten, der Krieg werde irgend jemanden glücklich machen? Sie sollen vortreten, die, die den Armen im Geist versichert haben, ihr Glück läge am Besitz einer Provinz, einer Eisengrube oder eines Meeresarmes, der zwischen zwei fernen Kontinenten schäumt!

¹ *Anm. d. Herausg.* Das Buch ist gegen Ende des Krieges geschrieben, den Duhamel als Arzt mitmachte.

So sind sie denn ausgezogen, um das Glück zu erobern, weil dies ihre Bestimmung ist, und man hat ihnen alle Waffen in die Hand gegeben, um das Glück für immer zu töten.

Dennoch, nicht wahr?, wollen wir nicht alle Hoffnung fahren lassen: solange ein Goldlackbusch im nächsten April auf den Ruinen der Welt blühen und sich im Winde wiegen wird, so lange wiederholen wir, aus dem Grund unseres Herzens heraus. „O Glück! Du bist dennoch mein Ziel und mein Daseinsgrund; an meinen Tränen erkenne ich es!“

+

Einstmals bin ich in ein Laboratorium gegangen, im Herzen einer Landschaft aus Glas und Porzellan, die von unmenschlichen Gerüchen bewohnt war. Ein Freund lebte dort. Ich habe ein großes Faß aus Kristallglas gesehen, voll destillierten Wassers, darin die Sonne behaglich und majestätisch zitterte. Ich dachte: die reine, vollkommene Wüste. Dieses Wasser enthält nichts, es ist zum Leben untauglich, es ist leer wie eine gestorbene Welt.

Dann haben wir den Boden des Fasses abgekratzt und durch das Mikroskop gesehen. Kleine, runde, grüne Algen lebten in dieser Wüste. Ein Lufthauch hatte den Keim hergebracht; sie waren gewachsen und hatten sich vervielfacht. Dort, wo gar nichts zu holen war, hatten sie dennoch etwas gefunden. Das geizige Glas, ein paar verirrte Staubkörner, dieses Wasser ohne Seele, die Sonne, mehr verlangten sie nicht, um ihr Dasein zu fristen, um sich bescheiden des Lebens zu freuen.

Solche Tugend des Lebens, solche Ausdauer klang meinem Nachdenken wie Lobgesang auf das Glück, ein lautloser Lobgesang, der doch das Grollen der Eroberung übertönt.

Durch nichts läßt sich das Leben entmutigen, außer vielleicht durch das Übermaß seiner selbst.

Europa war zu reich und zu schön geworden und ist nun das Gefäß aller Trauer, deshalb, weil das Glück sich eine gemeine und widerliche Maske vorgebunden hatte; die Maske der Genußsucht. Aber Genuß ist nicht dasselbe wie Freude.

Geduld! Nicht die ganze Welt ist vergiftet.

Ich weiß, daß es Schimmelpilze gibt, die es fertig bringen, auf Säuren zu leben. Die fäulniswidrigen Mittel, deren Eigenart es

ist, alles Lebendige zu zerstören, überziehen sich manchmal mit diesen hartnäckigen Pilzen, die darin hausen, sich eingewohnen und bscheiden ihren Lebenszweck erfüllen

Zum Glück muß man Vertrauen haben. Mehr als je, denn niemals hat die Menschenmasse mehr des Glückes ermangelt. Der Irrtum der Welt ist so grausam, so weitreichend, so offensichtlich, daß wir nicht warten dürfen, bis er sich selbst verzehrt. wir müssen ihn anprangern und mußbilligen

Gleich jenen Algen, jenen Moosen, jenen Flechten, die sich muhsam an die Ruinen selbst anklammern, um ihr unendliches Bedürfnis nach Glück zu befriedigen, werden wir unsere Freude im gegenwärtigen Unglück suchen. hier soll sie aufblühen, wie eine Pflanze, die dem Winde preisgegeben ist, in der Wüste einer erschlafthen Welt

+

Uns handelt es sich wirklich um Glück und nicht um Vergnügen oder Wohlsein oder Genuß oder Wollust

Alle kultivierten Völker haben besondere Worte für jedes dieser verschiedenen Dinge geschaffen. Und den Hütern der Sitte haben sie aufgetragen, die einfachen Seelen vor einer Verwechslung der Begriffe zu bewahren, zu der unsere Instinkte so leicht verleiten.

Wollust! Wollust, die du die ewige Unbefriedigung bist, ist es denn wahr, unabänderlich, daß du uns immer betrogen wirst, daß wir immer das Glück durch dich hindurch zu erhaschen hoffen?

Wie groß ist doch die Kraft deiner Verführung, du, die du uns mit den Lippen der Liebe lächelst, du geheimnisvolles Gespenst der Freude! In welchem Abgrund singst du dein Lied, in welchen Abgrund mochtest du uns in toller Trunkenheit hinabrollen sehen?

Wie du uns anziehst, und wie du uns in Fesseln schlagst! Wie du es verstehst, dir zuweilen den Anschein eines heiligen Auftrags, einer religiösen Pflicht zu geben!

Nein! Göttlich zwar bist du, aber nicht das Glück! Ohne dich leben, ist bittere Ungnade, eine Königin bist du, aber nicht das Glück! Selbst in deinen Seufzern, selbst in deinem Schluchzen, das immer dem Schluchzen und Seufzen der Trauer ahnelt, sollen meine Lippen das murmeln!

Warum befiehlt uns das Glück so oft, dich zu opfern, und immer, dir zu mißtrauen?

Denn es gibt kein Glück ohne Harmonie, du weißt es selbst, du, die du kostlich zwar, aber die Unordnung selbst bist, das Rocheln, das gelle Lachen, das Durcheinander

Das Glück ist unser Vaterland Du, du bist nur ein Land der Sehnsucht, in gluhender Sonne, die Tropeninsel, wo unsere Traume für immer leben mochten

Unser wahres Königreich ist das Glück O Wollust! Du kannst uns, deinen Sklaven, nicht verbieten, den Lobgesang des Glückes zu singen!

+

Im Sommer 1916 entdeckte ich auf den Feldern der Champagne eine Blüte mit dreifachem Geruch Sie ist in Frankreich weit verbreitet; sie ziert eine niedrige und stachelige Pflanze, die die Bauern „arrête-boeuf“ nennen, weil ihre zahe Wurzel den Pflug aufhält und die Ochsen zum Stehen bringt (die Hauhechel): In der Mittagsstunde, wenn die Sonne alle ihre Geschöpfe zum Schmachten bringt, haucht diese Blüte drei verschiedene Gerüche aus der erste ist sanft und erfrischend, ähnlich dem Duft der Gartenwicken, der zweite ist scharf und erinnert an geriebenen Phosphor, an Flamme, der dritte ist der geheime Duft der Liebe Diese merkwürdige Blume besitzt wirklich diese dreierlei Gerüche zu gleicher Zeit, aber wir können sie nur nacheinander wahrnehmen, weil unsere Sinne zu stumpf für so viel Reichtum sind.

Als ich das entdeckte, kam es über mein mudes Herz wie ein Segen Zu jener Zeit kamen wir aus der Qual von Verdun, um nachher in die Qual der Somme eingetaucht zu werden Die Ruhepause lastete abwechselnd wie ein Druck auf uns und überreizte dann wieder unsere Nerven Wenn ich mit meinen Kameraden über Feld spazieren ging, pflückte ich jedesmal eine solche Pflanze und bot sie meinen Begleitern dar, damit sie an meinem Fund teilnahmen

Manche von ihnen, obwohl Weltkinder, fanden doch Vergnügen an diesem bescheidenen Wunder Mit diesen Düften atmeten sie den unerschöpflichen Reichtum eines Alls ein, das seine Schätze verschwendet. Lächelnd unterschieden und erkannten sie den

dreierlei Odem desselben Wesens drei Gesandte, die ein Volk unbekannter Tugenden zu uns entbietet Sie sahen in den kleinen Zeichen die Offenbarung einer verborgenen Fülle, für die die irregeleitete Menschheit im allgemeinen nur Spott und Verachtung hat

Aber andere blieben vor der zarten Botschaft taub, und ich mußte mit Kummer denken, daß sie nicht nach dem Heil ihrer Seele trachteten



Ich hore wohl den Einwand: „Zwischen dieser Blume und dem Heil der Seele besteht keine Beziehung“ Doch! sage ich, und diese Beziehung ist ausgeprägt und entscheidend Die Wahrheit strahlt in allen Einzelheiten der Welt Man muß sie nur scharf ins Auge fassen, wie ein Licht zwischen Asten, und unbeirrt darauf losgehen Man kommt näher und näher, auf einmal steht man geblendet

Ich bin ganz sicher, wir sind sicher, daß das Glück der Sinn des Lebens ist Und nun wollen wir gleich hinzufügen, daß Glück auf Besitzergreifung beruht, das heißt auf vollkommener und tiefer Erkenntnis

So kommt es, daß Menschen, die einen erhabenen Begriff von Glück haben, sich nach vollkommener und endgültiger Erkenntnis des Vollkommenen, des Absoluten sehnen, sie nennen es Gott Das Trachten nach einem ewigen Leben ist ein edles und grenzenloses Bedürfnis nach Besitzergreifung

Nicht weniger edel ist die Leidenschaft mancher, sich selbst zu kennen, von sich selbst Besitz zu ergreifen, sich von ihrem geistigen und sinnlichen Wesen eine genaue und unbarmherzige Vorstellung zu bilden, um dadurch Herren ihrer selbst zu werden

Auch ist es eine schöne Bestimmung, der Kenntnis der äußeren Welt nachzujagen, mit den Waffen und Vernunftschlüssen der Wissenschaft, sofern diese nicht zur Sklavin ihrer eigenen Eroberungen geworden ist

Das alles sind die Leute, die ich „Gerechte“ nennen mochte.

Den andern kommt es darauf an, ein Haus, ein Feld, ein paar Ohrringe, ein Automobil zu besitzen Für sie ist Besitz kein Erkennen, es ist in erster Linie ein Genuß, ausschließlich und einseitig Sie tauschen sich darüber, was Glück und Besitz sind Aus ihrem Irrtum entstehen Krieg, Metzelei und Vernichtung

Ich möchte, daß jeder von uns vom gesamten All Besitz ergreife, und daß wir in dieser Besitznahme das Heil unserer Seele fanden. Alles kann unser werden: jener Unbekannte, der des Weges geht, die Farbe des Kieferngeholzes, dessen zackige Linie den Horizont im Süden säumt, eine Melodie von Beethoven, unsere nachtlichen Träume, der Begriff des Raumes, unsere Erinnerungen, unsere Zukunft, der Geruch und das Gewicht der Gegenstände, unser Schmerz in dieser Minute, und tausend und tausend andere Dinge.

Daß meine Seele unsterblich sei, ach! kann ich diese gotische und kindliche Hoffnung noch hegen? Die Zahl derer, die wie ich nicht mehr vernunftigerweise von einem solchen unmöglichen Glück zu träumen hoffen, zählt nach Millionen. Mögen sie hier sich selber wiederfinden!

Aber daß meine Seele ist! Jeder Gedanke in mir legt Zeugnis davon ab, dieses Leben selbst vor unseren Augen, dieses unerklärliche Leben.

Wenn Christen vom Heil ihrer Seele sprechen, dann denken sie an allerhand Sicherheits- und Vorsichtsmaßregeln, die ihnen das künftige Leben verschaffen sollen, das der sicherste Kodex der Religionen und zugleich ihre mächtigste Waffe bleibt.

Wir möchten dem Begriff des Heiles der Seele eine demütigere und unmittelbare Auslegung geben.

Zuerst seine Seele nicht leugnen wollen!

An die Seele denken, einmal wenigstens in dem Durcheinander jedes wirbelnden Tages, das ist gewiß der Anfang des Heils.

Beharrlich und voll Ehrfurcht der Seele gedenken, nicht aufhören, sie zu bereichern, das ist unsere Art heilig zu sein.

+

Wir alle haben Menschen gekannt, die vom Morgenrot an, kaum ausgeruht, kaum erwacht, sich in den Strudel der Geschäfte stürzten. Den ganzen Tag rannten sie von Mensch zu Mensch, in einer Art blinder und surrender Wut. Unaufhorlich streckten sie die Hände aus, um zu nehmen, um sich etwas anzueignen. Wenn sich ihnen ein Augenblick des Alleinseins darbot, zogen sie ein Heft heraus und rechneten. In der Zwischenzeit aßen sie, tranken, benutzten eine Frau oder suchten einen Schlummer, dürrer als

der Tod Sah man diesen Unglücklichen zu, die oft mächtige Persönlichkeiten waren, dann hatte man das Gefühl, als sei ihre Seele eine arme, verkummerte Verwandte, der sie in einem Winkel ihrer selbst Unterschlupf gewährten, ohne sich je um sie zu kümmern.

Früher einmal kam ich mit der Eisenbahn vom Lande zurück, in Gesellschaft eines jungen Chirurgen, dem eben jenes grausame Schicksal zu lächeln begann, das wir Erfolg nennen Ich sehe ihn noch, übersprudelnd und atemlos, auf der Bank mir gegenüber Er sprach von seinen Arbeiten, von seiner Zerteilung, mit einem Fieber, dem das Hammern des Zuges einen gewissen zerhackten Rhythmus verlieh Es war gegen Abend Mit Lust betrachtete ich in dem Tal, das der Zug entlang fuhr, junge Pappeln, deren Astwerk und deren dünne Stämme der Sonnenuntergang verzauberte Mein Freund sah auch hinaus, und auf einmal murmelte er „Es ist wahr! Ich nehme gar keinen Anteil an diesen Dingen Ich gebe nicht einmal mehr Achtung darauf“ Mitten in der Muhe und Angst des Daseinskampfes, mitten im Klirren des Geldes, das er im Geist zusammenzählte, nahm er auf einmal seinen Irrtum und seine Armut wahr Die verschmähte Seele krümmte sich in ihm, wie das Kind sich regt im Mutterleib

Immer wieder wacht sie so auf und heischt schuchtern ihr Recht Oft kommt ein unerwartetes Wort von ihr, pocht an und verrät, daß sie noch da ist Als Arbeitskameraden habe ich einen jungen Menschen, der, aufmerksam und fleißig, das Leben „ernst“ nimmt, so daß er sich gewiß eine schöne Stellung schaffen wird Aber vielleicht wird er sterben, ohne seine Seele gekannt oder errettet zu haben, die Seele, für die er verantwortlich ist. Zu Beginn des Monats Juni dieses Jahres 1918 befand ich mich mit ihm in voller Arbeit, an einem jener drückenden Nachmittage, die aus der „staubigen“ Champagne einen weißen Feuerofen, eine flimmernde Wüste machen. Die Verwundeten waren zahlreich, und die meisten hatten seit Tagen keine Pflege erhalten In der Baracke, die uns als Operationssaal diente, war es unertraglich heiß Unsere Arbeit war trostlos Der Dämon des Krieges hielt uns unter sein Knie gepreßt Wir fühlten uns machtlos, zornig, überwältigt von den unmittelbaren Anforderungen. Zwischen zwei Verwundeten, während ich meine Handschuhe seifte, sah ich meinen jungen Kameraden, wie er durch eine Luke in die Ferne blickte, und in seinen Blick kam auf einmal etwas wie Ruhe, wie Frieden „Was

betrachten Sie?“ fragte ich „O nichts weiter Ich ruhe mich nur auf dem grünen Grasbuschel aus, das ich dort unten sehe Es erfrischt mich so schon“

+

Es gibt Leute, die haben mir gesagt „Ich finde mein Glück gerade in diesem Strudel, in dieser übermenschlichen Arbeit, dieser gewaltsamen Bewegung, die Sie ablehnen Außerhalb dieses Wirbels der Geschäfte und der Gesellschaft, langweile ich mich Ich brauche das, um mich zu betäuben“ — Gewiß! ohne Zweifel! Aber was habt ihr aus eurem Leben gemacht, damit ihr es nötig habt, euch zu betäuben? Was habt ihr aus eurer Vergangenheit gemacht, was erhofft ihr von eurer Zukunft, wenn dieser Alkohol, dieses Opium euch nötig sind?

Und dann handelt es sich doch gar nicht darum, wenn du ein Athlet bist, deine Muskeln verkümmern zu lassen Es handelt sich nicht darum, wenn du einen so großen Durst nach Wortgefechten, eine natürliche Begabung für den Kampf hast, diesen Durst unbefriedigt, diese Fähigkeit brachliegen zu lassen! Es handelt sich darum, von allen diesen schönen Tugenden einen harmonischen Gebrauch zu machen, sich um dauerhafte Güter zu bereichern, die das All jedem spendet, der nur zugreifen will, anstatt die strahlende Kraft für die Arbeit des Lasttragers, des Galeerensträflings, des Henkers zu vergeuden

Ein Mann sagte mir auch. „Mein Glück! mein Glück! Aber ich bin nur glücklich, wenn ich nicht an meine Seele denke!“ Wie erschütternd! Und wie muß man die ändern und sich selbst gekrank haben, um dahin zu kommen!

Denn wer die aufregende Unruhe, die Ungewißheit, die Qual und den Gewissensbiß liebt, der braucht nur in den Grund seines eigenen hassenswerten Ich hinabzutauchen, dort wird er das alles entdecken

+

Der Wille zum Glück erreicht den Gipfel erst im reifen Manne. Vorher, in der Übergangszeit vom Jüngling zum Mann, geht er durch eine gefährliche Krise hindurch

Nietzsche sagt „Es ist weniger Trauer im reifen Mann, als im Jüngling“ Das ist wahr.

Die ganz Jungen pflegen ihre Traurigkeit, als wäre sie ein Adelstitel. Sie verzeihen sich nicht gerne, daß sie nicht immer traurig sind. Sie haben die geheimnisvolle Insel der Melancholie entdeckt und mochten immer dort bleiben. Alles lieben sie an dieser dusteren Zauberin: die Gebarden, die Tränen, ihre sehnüchtlige und romantische Schönheit. Sie sind voll stolzer Verachtung der eitlen Genüsse und fluchten sich in die Schwermut, weil sie den Glanz und die Majestät der Freude noch nicht kennen.

Aber sie suchen darum nicht weniger das Glück, nach ihrer Art, die voll Verachtung ist, voll Schamhaftigkeit und naiver Unklarheit.

Aber mit dem Alter erscheint das Glück immer deutlicher als das einzige Ziel heiterer Bemühung des Mannes. Und da es auf die geistige Besitzergreifung der Welt gegründet ist, so wächst es mit der Zeit und der Erfahrung, und es altert nicht mit den Organen.

Wie beneidenswert ist der, der glücklich zu sein versteht so, daß man ihm sein Glück gönnt, das wahre Vorbild des Weisen!

Und jetzt, schon jetzt muß man diese Dinge aussprechen, in der Stunde, da unser alter Erdteil aus tausend Wunden blutet, in der Stunde, da unsere Zukunft von der Zermalmung durch Sklaverei, durch verzweifelte, hoffnungslose, unabdingbare Arbeit bedroht erscheint.

Georges Duhamel, La Possession du Monde; Paris, Mercure de France

VII

JULES ROMAINS

WIE FRANKREICH SICH IM JULI 1914 DEM BESCHAUER DARBOT

Und so geschah es, daß dieses wackere Volk aus ziemlich schlechtgekleideten Leuten, die nicht gerade imponierender Statur waren und ihr Äußeres wenig pflegten, sich wieder einmal anschickte, in die Geschichte einzutreten.

Die westlichen Viertel von Paris bereiteten sich mit einer gewissen besonderen Art von Forschheit darauf vor. Schöne Damen, die in ihren Wagen den großen Sternplatz überquerten, betrachteten traumerisch den Triumphbogen. Pensionierte Obersten, die 1870 und Madagaskar mitgemacht hatten, druckten ihr Monokel ins Auge und hoben den Spazierstock, als wollten sie ihn schwingen. Die Stammgäste der Rennbahnen hatten den grauen Zylinderhut kaum ein bißchen mehr aufs Ohr gerückt als sonst und setzten Koketterie darein, die Aussichten eines Pferdes ebenso sachlich-kuhl zu erörtern, als wenn ihre Seele nicht schon vom Schmettern des Angriffssignals und dem Grollen der Geschütze erfüllt wäre.

Je mehr man sich aber in die Viertel des Ostens verlor, desto mehr mischte sich in die Erregung eine gewisse Verwirrung des Gefühls. Da waren Ideen, denen man anhing. Sie waren schon ein bißchen ins Wanken gekommen, aber doch noch stark genug, daß man kein ganz reines Gewissen hatte. Vielleicht wurde man noch einmal mit ihnen prangen, ein letztes Mal, um sie loszuwerden. Und nachher wurde man sein wie alle Leute, in seinem Denken und Fühlen. Mit ihnen würde man in die „heroischen Zeiten“ eintreten, als wenn gar nichts weiter los wäre, in die große Jahrmarktbude der heroischen Zeiten, vollgepfropft, meine Herrschaften, mit den außerordentlichsten, außergewöhnlichsten Kuriositäten. Die Zeitungen sprachen schon davon im Ton der Anreißer: „Immer hereinspaziert, meine Herrschaften, fünfzehn Raubtiere in Freiheit dressiert, Kassa, Kassa, meine Herrschaften, die Vorstellung wird sogleich beginnen!“

Die Geschichte? Kennt man! Kann uns nicht imponieren. Unser-einer? Von den Weinschenken auf dem Montmartrehügel hat man schon einmal das Mundungsfeuer der preußischen Batterien gesehen, jenseits Saint-Denis und bei Stains, kleine aufzuckende Flämmchen. Von den Schenken in Belleville sah man die Moblots ausrücken, die Mobilgarden, in die mörderische Schlacht von Champigny. Und in Charonne gibt es einen Buckel, dort, wo es ganz steil hinuntergeht, dort konnte man noch andere Lichter im Schatten aufblinken sehen, ganz weit weg, auf den Anhöhen von Châtillon. Manchmal, wenn man Glück hatte, sah man eine Granate auf dem linken Ufer zerplatzen, irgendwo, an der Mauer eines Gebäudes. Unsereiner hat den Artilleristen geholfen, die Geschütze auf die Höhe der Rue du Télégraphe hinaufzuziehen, dort wo Chappe seinen optischen Telegraphen erbaut hatte und Napoleon

nach Boulogne signalisierte. Nachher freilich hat man die Kanonen umgedreht und die Feuerschlunde auf Paris gerichtet; da waren eben so Umstände, und die Feinde waren auf einmal nicht mehr die Prusskos, sondern die Versailler. Ach was, das ist so lange her; das kann man jetzt nicht mehr richtig auseinanderhalten. Auf alle Fälle, ihr dahinten, ihr Untertanenpack des Kesar, Bande von Dickköpfen unter euren Pickelhauben, merkt euch gefälligst, daß hier Kerle sind, die keine Angst vor euch haben. Kommt nur, kommt, da könnt ihr was erleben!

Welch lebenspruhende Stadt! Stadt, die nie Zeit gehabt, die Geschichte zu vergessen, die letztvergangene Geschichte. Stadt an gefährlicher Stelle. Der Ostwind an schönen Sommertagen, wenn die Rangen auf der Höhe von Romainville Drachen steigen lassen, hat kaum drei Stunden gebraucht, um vom Feinde herüberzukommen. Nicht das kleinste Hindernis stellte sich ihm in den Weg. Breit lag die Ebene da, weit offen, sie lud ein: bitte gefälligst einzutreten. Stadt, die immer nur mit einem Auge schlafen konnte. Komische Idee, hier eine Stadt heranzupflanzen! Was sich wohl die alten Könige gedacht haben mochten, und lange vor ihnen, die andern, halb wilde Männer mit hangenden Schnauzbarten, mit Lanzen und Fellen auf dem Buckel? Weiter weg gab es doch die schönsten Berge, die reinsten Wallburgen, fix und fertig! Ah, wenn die Könige so schlau gewesen wären, Paris ins Land der Bougnats zu stopfen, dann hätten die Prusskos die Zähne blecken können! Aber konnte man es im Ernst bedauern? Paris und im Lande der Bougnats? Das Paris der Pariser? Das hatte was Schönes gegeben! Nein, nein, nun war es mal schon so, und das hatte sicher seine guten Gründe!²

+

Diese allzu exponierte Stadt, die der Geschichte eine ungedeckte Flanke darbot — wie oft hatte sie versucht, sich mit Befestigungen zu umkleiden, aber das Wachstum hatte immer wieder die Nähte gesprengt —, diese Stadt stand nun einmal da, wo sie war, wo sie hingehörte, es wäre unschicklich gewesen, sich allzusehr

² Bougnat ist ein Spitzname für die Auvergnaten, die einer sehr alten Rasse angehören, ein schwerverständliches Französisch, das Charabia, sprechen und für den Pariser durch den Kohlenmann, den Alteisenhändler usw. dargestellt werden

darüber zu beklagen. Schließlich und endlich war es doch eine feine Gelegenheit. Die Strome hatten nach einer Stadt geschrien, und die weiten Ebenen und die Völker, die sich hier sesshaft gemacht hatten, nachdem sie lange herumgezogen waren. Die Leute aus den Bergen fanden, es gehöre sich, daß die Stadt in einem flachen und lieblichen Tale lage. Wenn von ihr die Rede gewesen war, hatte man immer mehr an Bequemlichkeit und Ruhm gedacht, an Vergnügen und Aufputz, als an Gefahr. So kam's, daß die Stadt in einem Geruch von Lust und Zerstreuung stand, während ihr Schicksal in Wahrheit immer voll Gefahr gewesen war. Mit dem ausgedehnten Land im Rücken, das sachte immer mehr anstieg, mit den brandenden Ebenen des Nordostens vor sich, war sie in ihrer Art wie eine jener Kirchen, die vom letzten Sporn einer Klippe auf das Meer hinausblicken, „Unserer-Lieben-Frauen-der-Gefahr“.

Und dieses ganze Frankreich war eine solche Gelegenheit, ein Zusammentreffen von Umständen. Auch Frankreich war übel daran mit seiner Sicherheit, aber es stand stolz auf seinem Platze, um der Ehre willen. Da saß es, am Ende dieses mageren und knochigen Kontinents, der vom stierhaften Wuchs Asiens kommend, immer schmaler wird, bis er sich dem westlichen Ozean gegenüber sieht. Aber wenn es am Ende lag, so lag es doch weder im Winkel noch auf einem Horn. Es bildete keine Sackgasse Europas. Es war auch kein seitliches Überlaufbecken, in das sich der Strom der Wanderungen ergoß, wenn alles voll war. Noch auch eine Insel, die man schwimmend erreicht, als Rettung aus Gefahr, oder wenn einem Tollkühnheit und Abenteuerlust im Herzen brodeln. Alles, was sich irgend einmal im langsamen Fortschreiten der Jahrhunderte von Ost nach West auf den Weg gemacht hatte, alles, was sich nicht irgendwo unterwegs festhakte, gelangte notwendig eines Tages huerher. Keine Rasse, keine Horde, die nicht eines Tages gekommen wäre, mit geblähten Nüstern, sei es auch nur, um sich einmal umzusehen, die Schulter an den Balkonen des Ozeans zu reiben, den Wind zu schnuffeln, der aus der Weite kam, und den Hauch sanfter Feuchtigkeit, der diesen Gaden erfüllte. Mehr als eine war wieder umgekehrt, wie ein Tier, dem es im umhegten Raum nicht behaglich ist, sei er noch so schön. Aber alle hatten die Erinnerung an die weiche Luft bewahrt, oder doch eine entfernte Vorstellung davon. Und wenn die Unruhe wieder über sie kam, dann erwachte auch die Sehnsucht wieder nach dem westlichen Gaden und dem Ausblick auf den Ozean.

Frankreich selbst empfand das alles unbestimmt, nahm es zerstreut hin, erschrak gelegentlich, ohne sich weiter aufzuregen. Manchmal hatte es Anfälle von Eitelkeit, es fühlte sich geschmeichelt. So gehörte es sich, daß sein Boden der begehrteste unter dem Himmel war, es war fast entschuldbar, daß die andern von Zeit zu Zeit kamen, es in seiner süßen Ruhe zu stören.

Aber mit einem verbissenen und hartnackigen Stolz hat es sich immer geweigert, aus dieser gefährlichen Lage Nutzen zu ziehen, die es doch oft so teuer bezahlen mußte. Es war ihm niemals eingefallen, sich vorzureden: „Das Antlitz des Kontinents, ich bin es. Ich bin das Gesicht der Welt, das auf den Ozean hinausatmet.“ Und als die Welt zur Alten Welt geworden war, hatte es sich nicht vorgemacht: „Das Gesicht, das die Alte Welt zur Neuen wendet, ich will es sein. Ich muß es werden, koste es was es wolle! Ich habe ein Recht darauf, denn weil alle Rassen der Alten Welt ohne Scham gekommen sind, mich zu überfluten, mich zu durchsetzen, mich zu vergewaltigen, bis in die letzten Fasern, darum ist mein Fleisch aus ihnen allen gemacht, heiß von ihrer aller Blut, zitternd von ihrer aller Begierde. Unermüdlich will ich mein Antlitz der Neuen Welt entgegenhalten.“

Es hatte ihm doch einfallen können, aus seinen Küsten zwischen der Enge von Calais und der Bretagne, vom Finis terrae bis zu den Pyrenäen durch Berechnung oder mit Gewalt eine Art Fangnetz zu machen, zweimal nach innen gewölbt, mit einem Buschel von Kanälen, Straßen, Eisenbahnen daran, mit hochentwickelten Kulturen, in langer Arbeit eingepflanzten Industrien, mit volkreichen Häfen, ein doppeltes Saugventil Europas, an das der Atlantische Ozean allen Reichtum hatte abgeben müssen, den er im Schwebestande trägt, alle unentschlossenen Schiffe. Aber dazu wäre erforderlich gewesen, Geschlechter hindurch eine große Absicht zu verfolgen, blind und heilsüchtig zu gleicher Zeit, wie sie in Volkern entstehen, die das Wirken der Natur durch Gewalt ergänzen, es tastend verbessern, nachhelfen, wo es sein muß, und dem Zufall nur gerade die Auswahl zwischen zwei oder drei Furchen lassen, die der größeren Sicherheit halber gezogen sind und denen er auf keine Weise entslupfen kann.

Was Frankreich auf diesem Gebiete immer gefehlt hat, das war eine Art bestimmten und selbstbewußten Großenwahnsinns gewesen. Gerne gebardete sich die Nation ein bißchen verrückt, aber von fixen Ideen war sie nie besessen. Wenn das Delirium der Große

einmal über sie kam, dann geschah es für ein Unternehmen ohne Vergangenheit und Zukunft, von dem der Instinkt abriet, dessen Ausgang der Zufall bestimmte: ein Europa, das plötzlich mit ausgebreiteten Armen aufgewiegelt werden mußte; ein junger Korse, dem man bis ans Ende der Welt folgen mußte, weil er in größerem Maßstab, mit Auvergnaten und Bretonen, das Reich Karls des Großen wieder aufrichten wollte. Oder es stach sie plötzlich der Haber, im Handumdrehen größere Gebiete draußen in der Ferne zu erobern, als Spanien vermocht hatte. Aber wenn es beinahe gelungen war, dann verlor sie auf einmal die Lust daran, und von Kanada blieb nur eine Fischerinsel, von Westindien gerade Platz genug, eine Flagge darauf zu hissen. Weil ihr das Arbeiten auf lange Sicht nicht zusagte, suchte sie Befriedigung in der Ausnutzung von Gelegenheiten, und freudig erregt von der Leistung des Augenblicks, fand sie das viel lohnender. Sie baute den Kanal von Suez und hatte um ein Haar den von Panama zustande gebracht; aber im eigenen Lande den Zwei-Meere-Kanal von Bordeaux zum Mittelmeer zu bauen, fiel ihr nicht ein. So eine Torheit! Damit wurde man sie nicht drankriegen! Sie stattete alle neuen Länder mit Eisenbahnen aus und borgte ihnen noch das Geld dazu, um sich selber zu bezahlen, aber auf den Gedanken kam sie nicht, den Great Trunk Railway von Europa, schnurgerade von Paris an den Ozean, zu bauen. Und lassig wendete sie der Neuen Welt statt volkreicher Häfen und einem gewaltigen Saugnapf idyllische Wiesen und Weiden und Weinberge zu.

Eine Nation, die alle hundert Jahre einen Rappel von Stolz bekam und dann wieder auf alles ehrgeizige Wirken ins Weite verzichtete und sich mit selbstgefälligen Spielen vergnugte. Heute launisch, morgen bedachtsam. Vernünftig, wie sonst niemand, und dann plötzlich durch Ungestüm alles verderbend. Immer willig, sich von den Chimären der andern imponieren zu lassen, ihr Geld daran zu wagen und prompt zu verlieren, während sie die Chimären im eigenen Land von weitem durchschaut. Sparsam bis zum Geiz, aber durch falsches Rechnen das Geld mutwillig zum Fenster hinauswerfend. Friedlich von Gesinnung, aber mehr als einmal krieglerisch bloß aus Ungeschick.

+

Vielleicht hat das alles seinen guten Grund. Denn in der Tat, wenn Muster aller Rassen Europas, bis zu den kühnsten, den

abenteuerlustigsten, je und je in das französische Sechseck hereingefallen waren, wie sie später in das ungeheure amerikanische Viereck fallen wurden, so waren sie doch nicht ins Leere gefallen, wie es ihnen nachher drüben geschah. Sie waren gegen die kleinen Männer der Berge gestoßen, die schon dicht gedrängt dsaßen, hartköpfig, genugsam, sich wacker schlagend und gleich aufbrausend, sobald es um ihren Boden ging, auf dem sie schon lange vor allen andern saßen. Diese kleinen Leute ließen sich überhaupt auf nichts ein. Was Kreuzweg der Alten Welt, was großer Treffpunkt des Westens, Kuste wo die Volker die Meeresbrise einatmen, Balkon auf den Ozean hinaus! Das war ihnen ganz gleich. Sie wollten unter sich sein und die Eindringlinge hinausschmeißen. Und wenn diese trotzdem blieben, so mußten sie schleunig so tun, als seien sie in bezug auf ihr Heim noch viel kitzlicher als die andern und als hätten sie nie etwas von draußen gewußt.

Die Vermischung war in allen Provinzen erfolgt, aber in keiner war sie zu Ende gekommen; und es gab nicht zwei, wo sie sich nach denselben Regeln vollzogen hatte. Die Bretagne, die Normandie, die Auvergne, Burgund, die Gascogne, die Provence — sie ahnelten sich alle darin, daß jede etwas von allen Rassen enthielt. Aber in manchen Provinzen hatten die kleinen Leute der Berge nie aufgehört, den Grundstock zu bilden, in dem jede Gattung von Eindringlingen nur eine Spur war. Anderswo hatte der eine oder andere der Eindringlinge die Oberhand bekommen, aber es war nie zweimal derselbe, und jedesmal war das Sortiment der Partner anders. Es gab nur ein großes Gesetz: jeder vergaß, wer er vorher gewesen. So war Platz für alle denkbaren Mischungen und sogar dafür, daß sich da und dort Teile rein erhielten. Irgendwo in einem weltverlorenen Winkel lebte noch unvermischt uraltes Blut; zehn Jahrtausende spotteten der Geschichte. Der Boden hatte alle diese Rassenspiele möglich gemacht, er hatte sie in gewisser Hinsicht geleitet, indem er einen Spieltisch beistellte, der schon sehr fertig war, mit Fachern, Rinnen und schiefen Ebenen, wo manches wie von alleine ablief, anderes ganz unmöglich wurde, aber auf jeden Fall eine große Anzahl Kombinationen ein Höchstmaß günstiger Bedingungen fanden.

Taler, nicht von ungemessener Weite, aber majestätisch und von einer gewissen königlichen Haltung. Keines davon das Tal des Landes, das es von einem Ende zum andern durchzöge. Zahlreiche Berge, leicht zugänglich und doch gegittert. Die höchsten

an den Grenzen des Gebiets, dessen Zugang sie erschwerten Wenig große Ebenen und durch weite Zwischenräume getrennt, so daß die Mischung, die sich in der einen vollzog, keine Möglichkeit hatte, in eine andere hinüberzufließen, oder sich durch das Hin und Her des Verkehrs dorthin auszubreiten Das gab die Möglichkeit vieler Kombinationen, und doch durfte keine Anspruch erheben, sie sei endgültig Und die Möglichkeit vieler Provinzen, aber keiner abgeschlossenen Bezirke, denn wenn auch Hindernisse da waren, so doch keine Zaune, außer da und dort in den Bergen, und alle Zaune hatten Lucken Und da der Boden nicht undankbar war, konnten sich viele Bauern einwurzeln, von vielerlei Art, jede gleich eigensinnig, aber jede wieder anders Viele Bauern, wohl vom Durchzug der Geschichte gerüttelt und geschüttelt, aber nicht loszukriegen Nicht zu entwurzeln, was man auch behauptet Was sie selber in die großen Städte schickten, das waren niemals ihre Wurzeln Der Austrieb konnte einmal schwacher sein, aber der Stock rückte nicht von der Stelle

+

Bauern, denen der Boden selbst die Grenzen vorzeichnete, Grenzen des Kantons, des Dorfs, aber auch der Wiese und des Ackers, wie sie ein Mensch für sein Hauswesen braucht Bauern, denen die ungeheure Ebene nicht den Geschmack an der Kleinarbeit verdarb und zu deren Enteignung sie auch nicht betrug niemals war die Macht des Grundherrn über die große Fläche ungehindert hin und her gegangen wie eine Egge Ein Volk von Bauern, deren manche Leibeigene hießen, als das Mode war, die aber nie wirklich versklavt waren

Ein Volk von Bauern, seit unvordenklichen Zeiten Liebhaber kleiner Landfetzen, die in jeder Gegend in anderer Weise zugeschnitten und umzäunt wurden, nach Regeln, die seit der Zeit der Stammesgliederung getreu überliefert wurden; große Kenner auf dem Gebiet der Grenzsteine, große Streithammel, wenn es ans Teilen ging Leute, die sich brennend für das Herkommen interessierten und es genau beobachteten Sehr eifrig, das Gesetz kennenzulernen, und immer bereit, die Hornbrille aus dem Kasten zu holen, um es nachzulesen Die fanden, nächst dem Hals einer Kuh gabe es nichts so Schönes zu streicheln, wie den Rücken eines Gesetzesfolianten. Da sie auf genaues Teilen erpicht waren, sollte auch alles nach Recht und Gesetz zugehen Am besten alle Teile gleich, so ist

es am gerechtesten Nichts von Vorrechten, von Löwenanteil, von Erstgeburtsrecht Nichts von unklaren Rechten, die aus der Nacht der Zeit herkommen und nicht Stich halten, wenn man sie im Licht einer Diskussion rings um einen Tisch betrachtet, darin eingebegriffen das Recht, andern Leuten Befehle zu erteilen, den Zehnten von ihren Ernten zu erheben und von ihrer Arbeit zu leben Ein Volk von Besitzern, von Rechtsgelehrten, von gleichen Erben, von freien Männern Ein Volk, das die Kommunen geschaffen hatte, aber so wenig als möglich gemeinsam besitzen wollte

Es waren Männer, die Freude daran fanden, auf eigenem Boden, für eigene Rechnung zu arbeiten, denen es Spaß machte, unter ihren Händen, aus ihrem Werkzeug heraus die Arbeit entstehen, wachsen, sich vollenden zu sehen, die den kleinen Nutzen, den man sich selber verdankt und wo man weiß, was man hat, der Lohn-tute vorziehn, die man blind in Empfang nimmt und deren Inhalt unter den Händen zerfließt Männer, zu allem zu gebrauchen Große Bastler schon im Zeitalter des Hohlenlebens Widerwillig hatten sie das Zeitalter der Fabriken hingenommen Niemand hatte weniger Eifer gezeigt, in langen Herden morgens die lange Straße der Vorstadt hinaufzuziehen und abends herabzusteigen. Arbeiten wohl, wenn es schon sein muß, sechzehn Stunden im Tag, wenn's die Ernte erfordert, aber nicht in der Fabrik. Gerade so ist es mit dem Krieg. Wenn es einmal nicht anders geht, wie die Leute behaupten, gut; aber nicht die Kaserne Hinter dem Proletarier steckte immer ein geschundener Grundeigentümer, hinter dem Soldaten ein Fahnenfluchtiger, den die Gendarmen am Kragen gepackt hatten, der Wut im Herzen tragt

Sie hatten die Große Revolution gemacht, nicht um irgendeine neue Welt zu gründen, in der doch nur an allen Ecken und Enden die schlimmsten Überraschungen lauerten, sondern um offenbare Ungerechtigkeiten abzustellen, die sich schon allzulange hinzogen, um sehr altes Unrecht wieder gutzumachen und es so einzurichten, daß man über alle Dinge frei rings um einen Tisch diskutieren konnte. Gegen den König hatten sie nichts, sie hatten ihn weder verjagt noch getötet, wenn er eingewilligt hatte, zu werden, was die Vernunft verlangte: Hüter der Gesetze und Schutzherr freier Männer. Danach hatten sie noch ein paar kleine Revolutionen gemacht, ein bißchen aus Nervosität vielleicht und um eine gewisse Freude am Krawall zu befriedigen, die ihnen von der großen geblieben war. Aber nicht, um alles wieder umzusturzen, eher um

gegen Kontraktbrüche zu protestieren und die Ordnung herzustellen, die ihnen behagte. Im tiefsten Grunde waren sie weder konservativ noch revolutionär. Einerseits achteten sie zwar das Herkommen, aber nur soweit es noch einen erkennbaren Sinn hatte; andererseits lag es ihnen gar nicht, etwa zu glauben, was noch keiner erprobt habe, sei bestimmt besser als das Altbekannte. Anarchie mochten sie nicht, eher ein Übermaß von Ordnung, mit dem Hintergedanken, dieses Übermaß bei erster Gelegenheit abzustellen. Für die Ordnung hatten sie keine religiöse Verehrung; aber sie hatten sie gern in dem Maß, wie sie sich rechtfertigen läßt.

Als das Zeitalter der Fabriken Miene machte, sich für lange Zeit einzurichten, war denen, die man jetzt Proletarier nannte, klar geworden, daß sie einen Narrenhandel abgeschlossen hatten, als sie aus ihren Dörfern in die Städte hinabgestiegen waren; daß die Große Revolution mit ihrem Fall nicht gerechnet hatte; daß sie nach kurzer Zeit neue Herren und neue Mißbräuche wieder vorfinden, statt der alten, deren sich ihre Väter entledigt hatten; und da sie nicht wieder in ihre Dörfer hinaufsteigen konnten, wo niemand mehr sie kannte, so hatten sie davon geredet, wie die anderen Länder, eine neue Revolution zu machen, die sie die soziale nannten. Aber ebensowenig wie das vorige Mal wollten sie sich mit geschlossenen Augen einer neuen Welt in die Arme werfen. Sie wollten vor allem Unrecht beseitigen, den Löwenanteil abschaffen und das Erstgeburtsrecht, wollten wieder gleichberechtigte Erben werden. Der geschundene Besitzer, der unter dem Proletarier immer nicht gestorben war, sollte zu einer neuen Haut kommen.



Dieses Frankreich war die unkirchlichste der Nationen, weil es früher als alle andern herausgefunden hatte, daß die bürgerliche Welt auch dann muß funktionieren können, wenn die Priester sich nicht in alles einmengen, und Gott nicht früh und abends vom Gesetzgeber, vom Polizeipräfekten und vom Hausvater angerufen wird. Es hatte ganz gut auch die unreligiöseste sein können, weil es zusammen mit den Chinesen diejenige war, die am besten ohne das auskommen kann, was nicht irdisch ist, und die Erde trotzdem bewohnbar findet. Aber es hatte einen Hang, sich der Dinge bewußt zu werden; die Vorliebe fürs Bauen und für die großen Ideen. So war es Gottes auf dem Umweg über die Überlegung wieder habhaft geworden, hatte ihm die schönsten Kirchen der Welt erbaut

und ihm einen ehrenvollen Platz in großen philosophischen Systemen angewiesen

Es war auch das Land, wo die klugen Leute, die alte Vorrechte zu verteidigen hatten, am frühesten und mit der größten Kaltblütigkeit die soziale Nutzlichkeit der Religion erfaßt hatten. Zuerst hatten sie geglaubt, es genüge, dem Volk die Religion zu erhalten, weil sie dessen Ungestum beschwichtige, ohne daß man nötig hatte, sich selber unnötig damit zu placken. Aber dann hatten sie entdeckt, daß bei diesem Volk, wo selbst das kleine Kropppzeug einen knifflischen Verstand hat, das Beispiel das sicherste Mittel ist, es in der Frommigkeit zu erhalten. Also hatten sie sich wieder darangemacht, die Religion zu befolgen, und wie das ganz natürlich so kommt, ganz allmählich hatten sie, ohne es zu wollen, wieder daran geglaubt. Aber das kleine Volk hatte wirklich einen hellen Kopf und hatte das Manöver bald durchschaut und die Verachtung gespürt, die darin lag, daß man es für so simpel hielt, es hatte sich geweigert, diese Frommigkeit für bare Munze zu nehmen, und weil es außerdem sah, welche Haltung die Geistlichkeit im allgemeinen in den politischen Kämpfen einnahm, so hatte es sich allmählich daran gewöhnt, hinter der Religion nichts weiter zu sehen als ein bequemes Mittel, es in Elend und Unterwürfigkeit zu erhalten. Die Folge war, daß in den Städten und in vielen Landgegenden die Leute aufhörtten, zu glauben und in die Kirche zu gehen; und weil in der Folge all das Unheil ausblieb, das man ihm als Strafe des Himmels angekündigt hatte, so hatte es sich in diesem Zustand der Ungläubigkeit verhartet. So zwar, daß Frankreich fast das einzige Land war, wo die religiöse Gesinnung streng an die politische und an die Klasse gebunden war, und wo zum Beispiel ein sozialistischer Führer, der in einer Versammlung das Wort „Gott“ aussprach, in den Verdacht kame, er habe plötzlich den Verstand verloren.

Aber es war auch das Land, wo die Religion am vollständigsten ernst genommen werden konnte; weil es einem Geist, der nur ein bißchen streng gegen sich selber war, unmöglich schien, den Glauben zu bewahren oder wieder zu finden, ohne sich vorher daraufhin zu prüfen, ob ihn nicht etwa diese List der sozialen Nutzlichkeit zum Possen hielt; und auch weil das natürliche Unterscheidungsvermögen dieses Volkes, feind den verschwommenen Ideen und falscher Tiefe, ihm unmöglich machte, sich in den Schwebezuständen zwischen Glauben und Unglauben wohl zu fühlen. Es gab sogar eine französische Mystik, strenger als jede andere, weil sie

besser als anderswo auf der Hut war gegen die Hysterie des Fleisches und die Schemen der Gefühlslage.

+

Im übrigen gab es nichts Vortreffliches, dessen dieses Volk — Mischling Europas und seiner selbst — nicht fähig gewesen oder geworden wäre. Aber außer auf einigen bevorzugten Gebieten, wie Literatur, Mode, Kochkunst, nahm es sich selten die Muhe, die Vollkommenheit durch angestrengte Leistung zu suchen. So geschah es ihm allzuoft, ins Mittelmäßige oder eher noch ins Billige und Schlampige abzusinken. Plötzlich, mit einem jähren Aufwerfen des Kopfes, kam ihm zum Bewußtsein, daß diese oder jene menschliche Tätigkeit wichtig und ruhmreich war und daß es unerträglich schrien, darin nur den dritten Platz zu behaupten. Dann drängte es sich mit einer Geschwindigkeit, die für die Rivalen etwas Verbluffendes hatte, an den ersten Platz vor. Und war nachher ganz erstaunt, wie leicht das gegangen war. So war es mit der Malerei. Lange Zeit hatte sich Frankreich damit abgefunden, weit hinter einer ganzen Anzahl anderer ein Land zu sein, wo von Zeit zu Zeit ein Maler edler Eingebung, aber kühl und trocken, die Reihe der liebenswürdigen Nichts-als-Konner unterbrach. Unvermittelt beschloß es zu zeigen, was eine große französische Malerei sein konnte. Und richtig: seit einem Jahrhundert hat es der verdutzten Welt alle ihre großen Maler geliefert. Und die Malerei war so im Handumdrehen eine französische Angelegenheit geworden, ohne daß der Mann des Volkes deshalb aufhorte, derjenige zu sein, der Farben am wenigsten liebt. Ebenso ging es mit der Musik: seit dreißig Jahren hatte es Frankreich satt, daß von seinem musikalischen Genie immer nur sehr gedämpft die Rede war. Und ohne sich weiter Zeit zu nehmen, den Franzosen das Singen beizubringen oder den dörflichen Musikfanfaren das richtige Blasen, war es drauf und dran, aus der großen modernen Musik eine französische Angelegenheit zu machen.

Daher mußte man immer auf der Hut sein, wenn man sich einfallen ließ, dieses Volk zu beschreiben oder zu beurteilen oder Prophezeiungen über seine Zukunft von sich zu geben. Eine gute Vorsichtsmaßregel war dabei, sich mit einigen widerspruchsvollen Formeln auszurüsten. Wenn sich die Widersprüche auf die Vergangenheit bezogen, so fand niemand weiter was dabei; man war

daran gewöhnt und bemerkte es nicht einmal. Man wunderte sich zum Beispiel gar nicht mehr darüber, daß diese Bauernnation, für die die kleinwuchsigsten Männer der Berge soviel Blut hergegeben hatten, zugleich die Nation der Grandseigneurs war, die für die Wenigen das verfeinertste und ausgeschmückteste Dasein erfunden, noch daß das Volk des „Jeder-für-sich“ die Kunst der Geselligkeit, den Geist der Konversation, und selbst die Formen gangbarer Höflichkeit bis zur Vollkommenheit getrieben hatte. Man wunderte sich kaum mehr darüber, wieso es kam, daß diese knickerigen Kleinburger und Landjunker, die des Geizes in hohem Maße verdächtig waren, seit dem Mittelalter so viele Unternehmen reiner Magnifizenz gebilligt und mit ihrem Geld genährt hatten, so daß ihr Land ganz übersät bleibt von monumentalen Städten und von Tausenden prächtiger Gebäude, davon einige Dutzend genügt hatten, andere in den Geruch der Verschwendungssucht zu bringen. Man wunderte sich auch nicht mehr, daß diese ewigen Zweifler und Liebhaber schlupfriger Geschichten die Kathedralen und Kreuzzüge gemacht, daß diese Haushammel und verdächtigen Genußlinge in so viel ferne Kriege um der schönen Augen eines Königs oder Kaisers willen eingewilligt, daß die Verkünder des Patriotismus, des „Vive-la-Nation!“ und der Manie des Monsieur Chauvin fast zu gleicher Zeit als die Soldaten des Weltfriedens und Verfechter der internationalen Republik hervorgetreten waren; noch daß diese Leute, die immer mit sich selbst beschäftigt und zufrieden schienen und sich nicht nach dem Auslande umsahen, sich mehr als einmal auf den Weg gemacht hatten, Europa eine Frohe Botschaft zu bringen.

+

Eine Frohe Botschaft? Das Schlimme war, daß sie mit ihrer raschen Einbildungskraft gar nichts Besseres verlangten, als wieder einmal damit von vorne anzufangen. Sie würden nicht acht Tage brauchen, um zu entdecken, daß, wenn die Geschichte an sie appellierte, das nicht wegen irgendwelcher Mißverständnisse und Zwischenfälle sein konnte, noch wegen des finsternen Spiels der Wirtschaft und der Gewalten. Es war ja ganz augenscheinlich, daß sich hier der große Endkampf der Freiheit, des Rechts, der Zivilisation auftat! Es war die große Schlacht, zu der die Geschichte sie rief, vor hundertzwanzig Jahren begonnen, immer wieder unter-

brochen und hinausgeschoben, die Entscheidungsschlacht der Demokratie gegen den Absolutismus, der große Aufstand der Völker gegen Könige und Kaiser. Das Ziel — es war weniger, die Deutschen und Österreicher aufs Haupt zu schlagen, als ihnen die Ketten abzunehmen. Es wurde nicht lange dauern, dann wurden selbst in den Meetings und den revolutionären Blättern die üblichen Sprüche von Mitschuld der Imperialismen, von ungeteilter Verantwortung aller kapitalistischen Regierungen, von der Gleichgültigkeit der Arbeiterklasse gegenüber den verbrecherischen Vaterländern nicht mehr recht am Platze sein, jetzt, wo der laute Ruf der Geschichte ertönte. Alle diese neumodischen Ideologien wurden sich in der Glut des Brenners krümmen und verfluchten, wie Metallflitter, der die Flamme kaum flüchtig zu färben vermag. Jetzt würde nicht mehr von Klassenkampf die Rede sein, nicht von Sozialismus und Theorien. Um einen Kreuzzug würde es gehen und die Befreiung des Heiligen Grabes.

GRUPPEN

Die Gruppe ist eine Form der Gemeinschaft, die dem französischen Wesen besonders gut angepaßt erscheint. Diesem widerstrebt alle äußere Bindung, aller wie immer geartete Zwang zum Zusammenschluß, der unvermeidlich zentrifugale Kräfte auslöst, die sich bald als stärker erweisen; ebenso wie ihm sehr große Organisationen zuwider sind, in denen der einzelne nur noch Nummer ist. In der großen Zahl fühlt sich der Franzose nicht geborgen und gehalten wie der Deutsche, sondern verloren, fast irgendwie herabgewürdigt. Er möchte einerseits nie die Übersicht verlieren, anderseits immer als Persönlichkeit geachtet werden und auch gelegentlich als solche zu Worte kommen. Was die Franzosen den „sens de la mesure“ nennen, den Sinn für Maßhalten, hat hier seine Wurzeln, es erscheint wirklich wie ein eingeborener Sinn. Die Franzosen sehen in ihm eine ihrer Stärken, aber dem Vorzug stehen auch Nachteile gegenüber: große gemeinsame Leistung kommt nur sehr schwer und selten zustande, und fast immer nur unter dem Druck äußerer Gefahr.

Die Gruppe, ganz locker gefügt, entsteht zwanglos und wie von selbst dadurch, daß sich Menschen irgendwo um einen runden Tisch setzen, um miteinander die Ereignisse der Zeit, den Fortgang der Ideen zu erörtern, sich auf möglichst viel Gebieten eine selbständige Meinung zu bilden und, wenn es geht, bis zur Wahrheit vorzustößen. Die Urform der Gruppe ist der kleine Freundeskreis, der sich taglich oder doch regelmäßig im Café versammelt und dessen wichtige Rolle bei der Bildung der öffentlichen Meinung wir kennengelernt haben. Die Gruppe ist auf geistigem Gebiet das Gegenstück der Familie, ebenso natürlich gewachsen wie diese. Oft wird sie für ihre Mitglieder eine Art geistiger Heimat, durchaus dem Vaterhause entsprechend, und das Band, das die Gruppe zusammenhält, erweist sich, so völlig jede Bindung in formalem Sinne fehlt, nicht selten stärker als Bande des Blutes.

In einer solchen Tischgemeinschaft hat ein hellerer Kopf, ein stärkerer Wille immer die Möglichkeit, sich den übrigen aufzuerlegen,

der Mittelpunkt, der Führer der Gruppe zu werden. Geistige Überlegenheit erkennen die Franzosen im allgemeinen willig an und ordnen sich ihr auch gern unter; nur müssen sie mit dem Verstand begriffen haben und billigen, worum es geht. Armut, Herkunft aus dem Volke sind dabei kein Hindernis, eher zuweilen ein Vorzug. Allmählich schließt sich die locker gefugte Gruppe fester um das geistige Oberhaupt zusammen: sie wird zur Equipe, zur Mannschaft. Durch den Fußballsport ist der Begriff der Mannschaft aller Welt vertraut geworden. Im geistigen, sozialen, politischen, wirtschaftlichen Leben Frankreichs spielen solche „Mannschaften“ eine Rolle, die man sich kaum groß genug vorstellen kann. Personenkultus ist im allgemeinen dabei ausgeschlossen; so ehrgeizig zuweilen der Führer der Gruppe sein mag, er muß die Idee in den Vordergrund stellen, will er nicht alles gefährden. Ideen sind in Frankreich lebendige Kräfte, die durchaus, bewußt oder unbewußt, als geistige Wesenheiten angesehen werden, im Sinne Platons.

Die Arbeit in der Gruppe dient dem Herausarbeiten der Idee. Durch unablässige Diskussion wird sie geklärt, ins Reich des klaren Bewußtseins emporgehoben, von allen Seiten beleuchtet. Wenn sie Stuch hält, wird sie zu einer Doktrin ausgearbeitet. Diese Arbeit schärft den Verstand der Mitglieder und fördert sie in der Beherrschung der Sprache, die in Frankreich höchstes Ziel und höchste Form aller geistigen Bildung ist. Wer die Sprache „besitzt“, ihr Wörterbuch innehat, das den Wissensschatz der Zeit verkörpert, wer das Wesentliche fremder Rede sofort erfassen und seine eigenen Gedanken rasch und genau in Worte kleiden kann, wer Überredungsgabe und Schlagfertigkeit besitzt, hat das Ziel erreicht. Es wird ihm, wenn er nur will, immer möglich sein, sich im Leben der Nation Geltung zu verschaffen.

Wenn die Doktrin — im weitesten Sinne — ausgearbeitet ist, gilt es, sie zu verbreiten, ihr zur Wirkung zu verhelfen. Das gegebene Mittel dafür ist die Zeitschrift. Die Mitglieder der Gruppe bringen unter sich Geld auf, soviel eben jeder leisten kann, sie suchen Gönner, möglichst Abonnenten, und wenn man soviel beisammen hat, daß die Kosten für ein oder zwei Nummern gedeckt sind, dann wird die neue Zeitschrift mit einem Programm, einem beschwingten Manifest veröffentlicht. Von der Tragkraft der Idee, von der Überzeugungskraft der Herausgeber, von den Geldmitteln hängt es ab, wie lange die Zeitschrift lebt. Nicht selten ist früher, als man glaubte, alles Wesentliche gesagt; das Interesse der Leser erlischt, die Zeitschrift

geht wieder ein. Oft fehlt das Echo ganz. Oder das Leben reißt die Equipe auseinander. Aber zuweilen ist die Grundung dauerhaft, wie der Fall der „Nouvelle Revue Française“ beweist, deren Grundungsgeschichte wir veröffentlichen.

Auch in der Politik haben bis vor kurzem die „Gruppen“ das Feld beherrscht. Die einheitliche, fest organisierte Partei ist durchaus unfranzösisch, aus dem Auslande eingeführt. Die „radikalsozialistische Partei“ ist keine Partei im strengen Sinne, eher ein loser Verband von Gruppen mit unsicheren Grenzen, wo bis vor kurzem jeder von Fall zu Fall stimmen konnte, wie er wollte. Noch heute ist die große Partei der „Gemäßigten“, die Alliance Démocratique, als solche gar nicht im Parlament vertreten; die Gruppen, aus denen sie sich zusammensetzt, treten dort einzeln auf.

Die Gruppe, die sich aus der Tafelrunde im Café des Heimatstädtchens entwickelt, ist nur eine Anfangsform, eine Art Lehrzeit für die Mitglieder. Das Leben zerstreut diese, aber überall finden sie Persönlichkeiten, um die sie sich kristallisieren können. Das Nächste ist die Gruppe, die sich innerhalb eines Berufes bildete. Weiter ist es eine gemeinsame Anschauung gewisser Ideen, ein gemeinsamer Glaube, eine „Mystik“, wie man in Frankreich sagt, die verwandte Geister eint. Unaufhörlich lösen sich Gruppen auf, bilden sich neue. Überhaupt muß man sich das ganze Leben in Frankreich so in stetem Flusse vorstellen; es ist geradezu, als hätte es eine Abneigung, sich in Formen zu verfestigen. Unaufhörlich sterben Bewegungen, werden andere neu geboren, gruppieren sich freigewordene Elemente um zu neuen Gebilden. Das Verwirrende daran ist, daß der Fernstehende nie weiß, was denn nun in Wahrheit lebendig oder lebensfähig ist, was tiefe Kräfte der Nation verkörpert. Gerade das, was sich am lautesten gebärdet, was den größten Apparat entfaltet, über unerschöpfliche Geldmittel verfügt, erweist sich zuweilen nach kurzem Bestande als innerlich schwach. So erging es den „Ligen“, deren bekannteste der „Bund der Feuerkreuze“ war: von 1934 bis 1936 sah es aus, als sollten sie dem französischen Leben ihren Stempel aufdrucken, aber als sich die Regierung entschloß, gegen sie vorzugehen, zerflossen sie fast widerstandslos. Natürlich leben ihre „Mystiken“ weiter; sie warten auf die Gelegenheit, sich eines Tages unter veränderten Verhältnissen in neuen Formen wieder zu verkörpern.

Eine Auswahl aus der Fülle der Gruppen zu treffen, fordert in besonderem Maße den Vorwurf der Willkür heraus. Der eine wird

etwas vermissen, was ihm teuer ist, ein anderer für überflüssig halten, wovon er nie gehört hat. Es ist immer wieder erstaunlich, zu sehen, wie die Menschen, sobald sie sich in den Dienst einer Idee gestellt haben, den Sinn für das verlieren, was mit ihrer Idee nichts zu tun hat, und es unterschätzen. Auch in Frankreich sind die Männer wenig zahlreich, die wirklich einen Überblick über das weite Gebiet haben. Vielleicht erhellt die Schwierigkeit der Auswahl gerade aus dem Beispiel der Ligen. Noch vor drei Jahren hatte eine Veröffentlichung wie die vorliegende einen großen Teil, vielleicht den größten, eben jenen Ligen und Bünden widmen müssen, die sich anmaßen, Frankreich neu zu gestalten, um dann fast mit einem Schlage von der Bildfläche zu verschwinden. Der Vorgang ist nicht vereinzelt, um die Wende des Jahrhunderts hatte die Patriotenliga von Déroulède und Barrès plötzlich einen großen Umfang angenommen, um ebenso rasch wieder abzuebbten. Vielleicht wird auch das lawinenartige Anschwellen der sozialistischen Gewerkschaften, das, zum Teil als Gegenwirkung gegen die Ligen, im Jahre 1936 eingesetzt hat, nicht von Dauer sein. Im allgemeinen kann sich in Frankreich nur das halten, was gedanklich solide unterbaut ist, während alles, was auf Gefühl beruht, also alles Romantische zum Beispiel, rasch zerrinnt.

Von zwei Gruppen, den katholischen „Equipes sociales“ und der merkwürdigen kleinen protestantischen Gruppe „Hic et nunc“ wird in späteren Kapiteln die Rede sein.

I.

UNION POUR LA VÉRITÉ

Über die Gründung der „Union pour la Vérité“ durch Paul Desjardins, Hubert Lyautey und einige Gleichgesinnte ist im ersten Kapitel berichtet worden. Um die Persönlichkeit von Paul Desjardins, der durch seine Zeitungsartikel eine Art Führer und Mittelpunkt geworden war, sammelten sich reife Männer, ausgesprochene Persönlichkeiten, um dem Materialismus und Skeptizismus bewußt entgegenzuwirken. Von vornherein waren die Grenzen eng gesteckt:

nach dem bewußten Willen von Paul Desjardins sollte eine Gruppe von etwa einem Dutzend kluger und entschlossener Männer, umgeben von einem weiteren Kreis von rund fünfzig Mitarbeitern, ausreichen, um Frankreich einen neuen Geist einzuflößen. Der Name hieß zuerst „Union pour l'action morale“, Bund für sittliches Wirken; Lyautey hätte vorgezogen, „morale“ durch „sociale“ zu ersetzen. Daß der Name später in „Bund für Wahrheit“ umgeändert wurde, hängt mit einem der wichtigsten innerpolitischen Ereignisse im Leben der Dritten Republik zusammen, der Dreyfusaffäre, die Frankreich in zwei feindliche Lager spaltete. Auch in unserer Gruppe brach die Kluft auf: jüngere Mitglieder, die die Idee des Vaterlandes höher als alle abstrakten Ideale stellten, kämpften leidenschaftlich gegen die Revision des Prozesses, als deren Folge sie eine Schädigung des Ansehens der Armee und damit eine Schwächung Frankreichs voraussahen. Als sie nicht durchdrangen, traten sie aus und gründeten am 8. April 1898 eine neue Gruppe, die „Action française“; es waren Henri Vaugeois und Maurice Pujo. Der konkrete Begriff Frankreich wurde in bewußten Gegensatz zu den abstrakten Begriffen Moral, Wahrheit usw. gestellt; die Rettung wurde von der Wiederherstellung des Königtums erwartet. Um demgegenüber deutlich zu machen, daß sie die Wahrheit über alles stellten, änderten Desjardins und seine Freunde den Namen ihrer Gruppe in „Union pour la Vérité“.

Man sieht, daß auch die „Action Française“, die man heute nur als eine etwas beruchtigte, fanatisch gegen Deutschland hetzende Tageszeitung kennt, ursprünglich eine Gruppe war. Ihre Geschichte zu verfolgen, wäre verführerisch. Maurice Pujo steht noch immer an ihrer Spitze, aber Geltung und Ansehen hat sie durch die Arbeit von Charles Maurras und Léon Daudet (dem Sohne Alphonse Daudets, der noch immer der meistgelesene französische Schriftsteller ist) erlangt. Charles Maurras hat zusammen mit Maurice Barrès die französische Literatur des beginnenden zwanzigsten Jahrhunderts entscheidend beeinflusst. Aber doch ist die Geschichte der „Action Française“ geradezu ein Schulbierspiel dafür, wie in Frankreich Bewegungen, sobald sie sich von dem Reich der reinen Ideen abwenden (denn Royalismus ist keine Idee), trotz reichlich fließender Geldmittel und dem Talent hervorragender Mitarbeiter unaufhaltsam absinken. So ist aus der „Action Française“ nach und nach eine Art Skandalblatt geworden, das die Römische Kirche schon vor Jahren verurteilt und daß nun auch der Kronprätendent endgültig abgeschüttelt hat.

Demgegenüber hat sich die „Union pour la Vérité“ unangetastet auf ihrer strengen sittlichen Höhe erhalten. In den funfundvierzig Jahren ihres Bestehens hat sie einen außerordentlichen, wenn auch nicht ins Auge fallenden Einfluß auf das gesamte geistige Leben Frankreichs ausgeübt, vor allem durch das Lehrpersonal des Schulwesens aller Grade. Heute ist sie zu Unrecht etwas verschollen. Gewiß hat sie ein gewisses Geschmäcklein von Altmodischsein — das den Reiz so vieler Dinge in Frankreich ausmacht —, aber ihr Einfluß besteht fort.

Ihre Arbeitsweise ist folgende: An den Samstagnachmittagen im Winter findet eine öffentliche Diskussion über irgendein brennendes Problem statt. Eine anerkannte Autorität trägt eine These vor. Andere führende Männer, denen der Inhalt des Vortrags vorher bekannt gegeben wurde, sind eingeladen und bringen ihre Ansicht vor. Dann erhält der erste Redner nochmals das Wort zu einer Entgegnung und zum Schluß faßt der Direktor der Union (gegenwärtig Herr Georges Guy-Grand, Schuldirektor, ehemaliger Schuler der Ecole Normale Supérieure) das Ergebnis zusammen. Nichts Französischeres kann man sich denken als einen solchen Diskussions-Nachmittag. Eine alte Straße im lateinischen Viertel, so eng, daß sich nicht zwei Wagen ausweichen können, ein Hôtel des siebzehnten Jahrhunderts, in dem die Tragödin Adrienne Lecouvreur gestorben ist und eine andere berühmte Schauspielerin, Mlle Clairon, achtzehn Jahre gewohnt hat — im Hause gegenüber ist Racine gestorben — ein niedriger Saal mit vergulbten Tapeten, fast nur eine große Stube, mit Regalen an allen Wänden, auf denen Stöße von Heften stehen; in der Mitte um einen Tisch ein halbes Dutzend Dichter, Schriftsteller, Künstler, Philosophen, Priester, Naturforscher, Wirtschaftler, Finanzgewaltige, Politiker, lauter bekannte Namen, manche von Weltruf, und der Raum dicht gefüllt, oft bis in den Vorraum und sogar auf die Treppe hinaus, von einer Versammlung wunderlichster Mischung, aber alle mit brennenden Augen, mit durchgeistigten Gesichtern, die stundenlang andächtig lauschen. .

Die Diskussionen werden nachgeschrieben und in Heften auszugsweise veröffentlicht. Es gibt keine Frage, die Frankreich und die Menschheit irgendwie interessiert, von keinem Gebiet, die nicht hier im Verlauf von fast einem halben Jahrhundert zur Erörterung gestellt worden wäre. Und eine Diskussion auf welch hohem Niveau! Aus den Heften der „Union pour la Vérité“ allein könnte man eine Geistesgeschichte der letzten Jahrzehnte schreiben.

Auf der Innenseite des Umschlags der bescheidenen blauen Hefte lesen wir:

*„Union pour la Vérité
Verein zu gegenseitiger philosophischer und
bürgerlicher Erziehung
45. Jahrgang 1937/38.*

*Gegenstand: a) seinen Mitgliedern helfen, sich richtige Urteile zu bilden durch die Praxis der freien und offenen Diskussion,
b) im Publikum die Unruhe um die Wahrheit und um das Recht verbreiten, sowie den Wunsch, beide zu ergründen und danach zu handeln.“*

+

Die Diskussionen der Union pour la Vérité finden ihre Ergänzung in den „Sommerunterhaltungen von Pontigny“, die europäische Berühmtheit erlangt haben. In der alten Zisterzienserabtei, auf der Grenze von Burgund und der Champagne, wo Paul Desjardins zurückgezogen lebt, versammeln sich jeweils für zehn Tage geistig interessierte Menschen, um unter Führung anerkannter Autoritäten über alle Fragen, die mit einem bestimmten Thema zusammenhängen, zu diskutieren. Es ist eine wirkliche geistige Elite, die dort zusammenkommt. Aber der Raummangel verbietet uns, weiter darauf einzugehen.

+

Wir bringen einen Auszug aus einer Diskussion über das Problem der geistigen und zeitlichen Gewalt, nicht nur, weil sie zu ihrer Zeit ein gewisses Aufsehen erregt hat, sondern auch, weil das Ganze sehr französisch ist, und weil die Wirksamkeit der Union überhaupt ein Kampf gegen das Übergreifen der zeitlichen Gewalt auf das geistige Gebiet ist.

GEISTLICHES UND ZEITLICHES IM HEUTIGEN STAAT

*Unterhaltung, die am 18 Januar 1936
am Sitz der „Union“ stattfand, im Anschluß an einen Vortrag von
A. de Monzie,
ehemaligem Unterrichtsminister.*

Herr de Monzie hatte am 12 April 1935 einen öffentlichen Vortrag über das obige Thema gehalten, der Aufsehen erregte. Er war darin zu folgenden Schlüssen gekommen:

1. Der Geist und das Zeitliche, ursprünglich untrennbar, haben in den modernen Staaten die Neigung, verschiedene Wege einzuschlagen. Das Christentum hatte im Namen des Geistigen die Theokratie des römischen Kaiserreiches gebrochen. Später forderten die Herrscher ihrerseits gegenüber den Ansprüchen des Papsttums die Unabhängigkeit der Zivilgewalt und versuchten nationale Kirchen zu gründen. (Kampf zwischen Kaiser und Papst, zwischen Papst und den französischen Königen, Reformation, Gallikanismus usw.)

2. Die Konflikte endigen mit den Kompromissen der „Konkordate“: durch Franz I in Jahre 1516, durch Napoleon nach der Revolution. Aber der Kampf geht weiter, weil die bürgerliche Gewalt die völlige Unabhängigkeit anstrebt; daher der Antiklerikalismus der III. Republik (Gesetz von 1901 gegen die Kongregationen, Trennung von Kirche und Staat 1905). Das Gesetz von 1905 ist die erste ehrliche und reinliche, doktrinaire und tatsächliche Scheidung zwischen dem Geist und dem Zeitlichen.

3. Aber die Trennung ist noch nicht vollkommen. Das Geistliche, aus dem Staat vertrieben, behauptet sich in der Schule. Die Morallehre, zwar unabhängig und unkirchlich geworden, ist doch nichts anderes als ein Überbleibsel der christlichen Moral. Und so kommt sie in Widerstreit mit der Gedankenfreiheit, die den Lehrern gewährleistet ist. Der Moralunterricht soll alles Gewicht auf die Beziehungen der Menschen untereinander legen und nicht auf die Dogmen, die sie trennen; aber es ist Sache des Lehrers, zu entscheiden. Praktisch handelt es sich nur noch um die Volks-

schullehrer, da in den höheren Schulen der 1902 eingeführte Moralunterricht wieder abgeschafft worden ist. Aber die Frage ist dadurch verschärft worden, daß man in den Lehrplan der Lehrerseminare die Soziologie als Fach aufgenommen hat. Und diese steht im Widerspruch zur herkömmlichen Moral, da sie zeigt, daß die Moralbegriffe das Ergebnis des Zusammenlebens der Menschen sind, eine Art moralischer Chemie, was unvereinbar mit jeder Art von Dogmatik ist. Die Soziologie können die Volksschullehrer in eine Art von Propaganda ihrer jeweiligen Weltanschauung verwandeln. Daher ist es nötig, wenn man die Konflikte vermeiden und die Trennung von Geistlichem und Weltlichem vollenden will, in den Schulen den Moralunterricht abzuschaffen, der Sache der Familien ist.

4. Die Abschaffung wird den Staat nicht schwächen, sondern stärken, und der Freiheit der Lehrer keinen Eintrag tun. Der Staat erteilt Befehle auf dem Gebiet des sozialen Lebens. Er braucht keine moralische Begründung, er ist kein Tugendprofessor, aber er hat eine Sorge: die Selbsterhaltung, und eine Pflicht, diese sicher zu stellen, zu welchem Zwecke er Befehle erteilt. Er braucht sich nicht mit einem „objecteur de conscience“ (der aus Gewissensgründen den Militärdienst verweigert) herumzustreiten; der Typus des Befehls ist der Mobilisationsbefehl. Der moderne Staat, der nicht mehr wie am Anfang menschlicher Gesellschaft ein Gesamtstaat ist, soll sich darauf beschränken, zu befehlen, ohne zu überreden oder zu diskutieren. Nur dann wird er voll und ganz ein Laienstaat sein.

Zu Beginn der Sitzung gab der Direktor der „Union“ diese Thesen bekannt und Herr de Monzie entwickelte danach seine Anschauungen wie folgt.

Vor kaum einem Jahr sprach ich in einem großen Saale vor einem kleinen Publikum, heute stehe ich in einem kleinen Saal vor einem großen Publikum. Ich bin etwas verlegen durch eine gewisse Feierlichkeit des Apparats.

Wenn ich mich damit beschäftigt habe, die Beziehungen zwischen dem Geistlichen und dem Zeitlichen in unserem Unterrichtswesen klarzustellen, so weniger aus Freude an der Dialektik, als vielmehr als Folge einer langen und oft erneuerten Erfahrung, in deren Verlauf ich den Begriff des Laientums seiner praktischen Anwendung in den Unterrichtsstunden gegenübergestellt sah. Zuerst bin ich zurückgegangen auf die Anfänge unserer Schulgesetz-

gebung, auf die Jahre 1880/81, in denen die Ideengrundlage unserer republikanischen Schule geschaffen wurde.

Heute stellen wir uns vor, als sei das eine Debatte erhabener Philosophie gewesen. Weit gefehlt! Es war ein heftiger Kampf. Es kam darauf an, die Schule der Vormundschaft der Kirche zu entreißen; darauf war der Ton abgestimmt. Paul Bert, der Berichterstatte des Gesetzentwurfs, war es, der den Gedanken der Neutralität der Schule geschmiedet hat.

Der Streit ging gar nicht um den Moralunterricht, sondern um den Religionsunterricht, und die Frage war, ob man den Moralunterricht und den Religionsunterricht auseinanderhalten könne, ob der Lehrer den Priester verlangen solle. Auf der Linken war man sich darüber einig, daß es in den Schulen keinen Religionsunterricht geben dürfe. Der Lehrer in die Schule, der Pfarrer in die Kirche! Dem einen die Metaphysik, dem andern die Moral. „Das Wort ‚Gott‘ muß aus der Schule verschwinden. Der Moralunterricht ist unsere Sache, und wir werden ihm Nachdruck geben.“

Der Moralunterricht soll alles umfassen, was das gemeinsame sittliche Gut der Menschen ausmacht. „Die christliche Moral ohne das christliche Lehrgebäude wird die Grundlage dieses Moralunterrichts sein.“ So hat es, glaube ich, Ferdinand Buisson ausgedrückt. Und so kann man die Entwicklung des Begriffs „Laien-tum“ am besten begreifen.

Die Schöpfer des Gesetzes vom März 1882 gestanden also die Notwendigkeit einer Morallehre zu. Jene Epoche hatte eine besondere Atmosphäre. Damals wurde Taine Protestant, um eine Moral ohne Metaphysik zu haben. Er und seine Frau waren auf der Suche nach einem Katechismus, der nicht durch Jenseitigkeit befleckt wäre, nach einer Moral, die von jedem metaphysischen System unabhängig wäre.

In diesem Geiste wollte man den Volksschulunterricht verstanden wissen. Die herrschende Idee war, keinen Gewissenszwang gegenüber dem Kinde auszuüben, aber auch zu vermeiden, das Gewissen des Vaters zu verletzen. Auf der andern Seite steht das Gewissen des Lehrers. Diesem wird die Aufgabe anvertraut, sogenannte moralische Axiome zu lehren; wie er das tut, hat er mit seinem Gewissen auszumachen. Der Unterricht beginnt also unter dem Zeichen des „Konformismus“, einer verbindlichen Lehr-

meinung; man sieht schon, daß daraus ein neuer Katechismus entstehen wird.

Hier habe ich ein kleines Handbuch von 1884, Verfasser Burdeau. Große Kapitelüberschriften „Menschheit und Vaterland, Pflichten gegen sich selbst, gegen die Familie, gegen die Gesellschaft, gegen das Vaterland“ usw. Die Morallehre ist also die Bestätigung einer Reihe übernommener Ideen. Der Lehrer muß den Inhalt dieser Handbücher lehren, ne varietur; er darf nichts daran ändern, und zugleich hat er doch vollige Gewissensfreiheit. Hier liegt der anfängliche und grundlegende Widerspruch.

Wie soll man nach Weisung handeln, wenn die eigene Überzeugung vielleicht ganz anders ist? Das führt notwendig zur Heuchelei; denn der Lehrer ist gezwungen in konventionellen Ausdrücken vom Vaterland und der Familie zu reden, einerlei was er darüber denkt. Er muß die Texte ausquetschen oder die Worte verdrehen.

Dieser innere Widerspruch liegt im Wesen der Laienschule, die Moral lehren will.

Der Moralunterricht hat 1882 begonnen. Zuerst wies man ihm einen bevorzugten Platz an. Aber bald wurde die Stundenzahl beschnitten. Heute steht er etwa dem Turnunterricht gleich: eine Gedankenübung, die für den Geist dasselbe bedeutet, wie die Muskelübung für den Körper. So sieht Alain überhaupt die moralische Befreiung an.

Und jetzt kommen wir zu unserm Problem.

Soll der Staat überhaupt eine Morallehre haben? Ist denn der Staat ein Gedankengebäude? Gibt es ein System von Doktrinen, die man Staatsdoktrinen nennen kann? Damals, von 1881 bis 1884 hat man es geglaubt. Aber nach und nach hat sich das Gebiet erweitert. Man hat die sittlichen Ideen der wissenschaftlichen Nachprüfung unterworfen. Man hat das Dogma des Eigentumsrechtes bestritten usw. An dem Tage, da die Soziologie angerückt ist, hat sie die Moral in die Flucht geschlagen. Wie konnte man von einem Lehrer, je mehr sich diese Wissenschaft entwickelte, noch verlangen, wie ein Papagei nachzuplappern, was andere vor ihm gesagt hatten? Die Lehrer haben sich empört, und das war vollkommen berechtigt. Ihre Gewerkschaft verteidigt die Freiheit des einzelnen dem Staate gegenüber.

Das Problem ist ernst geworden, als die Morallehre sich den Patriotismus einverleibte. Immer wenn die Moral sich von der

Grundlage der Religion entfernt, stellt sie sich in den Dienst der Idee des Vaterlandes. So hat man aus der Unterweisung in der Sittenlehre ein pädagogisches Gebäude im Dienst des Vaterlandes machen wollen. Ich habe mir vorhalten lassen müssen, warum ich nicht den Volksschullehrern eine patriotische Moral aufzwingen. Gewiß, die Idee des Vaterlandes steht nicht in Frage, sondern nur, ob ein moralischer Zwang ausgeübt werden darf.

Die Fälle der Verweigerer des Militärdienstes haben damit nichts zu tun; betrachten wir einen solchen Fall. Der Staat sagt zu dem „*objecteur de conscience*“: „Ich bin die Kraft im Dienste eines gemeinsamen Willens. Du, du bist nur ein einzelner, mit einem freien Gewissen. Daß du frei bist, verdankst du mir. Tu was du willst, dein Gewissen in Ehren, aber ich verbiete dir, meinem Befehl zuwider zu handeln. Ich entscheide. Du hast zu gehorchen. Darüber gibt es keinen Streit.“

Der Staat befiehlt also und diskutiert nicht. Keine Regierung kann dulden, daß, sobald ein Befehl einmal erteilt ist, darüber noch gestritten wird. Aber wie schwach ist ein Staat, wenn er einerseits die Gewalt, andererseits die Moral vertreten soll!

Die Frage stellt sich also zu wissen, ob dieser Staat, der doch nur Ausdruck einer Gewalt ist, das Recht hat, sich an das Kind zu wenden und zu sagen: Ich erteile einen Moralunterricht. Das Ziel der Volksschule ist, die Tugend zu lehren. Und die höheren Schulen? Lange hat man geglaubt, man müsse auch dort Moralunterricht halten. Man hat an die, die vorzeitig die Schulen verließen, einen kleinen moralischen Wegweiser ausgeteilt. Schließlich hat man darauf verzichtet. Jetzt ist es also so: bei den Volksschülern pflegt man die Tugend, bei den Höheren die Ehre. Das Ehrgefühl kann man sehr wohl an praktischen Beispielen entwickeln; aber die Tugend läßt sich nicht mitteilen. Und die Ansichten über Tugend wechseln. Man kann doch wirklich nicht glauben, daß alles im Leben dem Wechsel unterworfen ist, nur nicht eine kleine Anzahl fester Regeln!

Und ich sage: der Staat hat nicht das Recht, die Moral zu lehren, er hat nicht das Recht, die Volksschullehrer zu zwingen, feste Vorschriften zu lehren, die dem Wandel unterworfen sind. Wer das nicht glauben will, den bitte ich, das Zeug zu lesen, das in den ersten Handbüchern verzapft ist.

In Wirklichkeit ist Moral überhaupt nicht lehrbar; man kann höchstens darüber schwätzen. Und daher gibt es auch gar keinen

wirklichen und wirksamen Moralunterricht in den Schulen. Man tut nur so als ob.

Dabei steht der Moralunterricht, vor allem der patriotisch gefärbte, in Widerspruch zu andern Fachern. Der ganze Geschichtsunterricht wird dadurch verfälscht, daß ihn der Lehrer in Übereinstimmung mit seinem Moralunterricht bringen muß. Immer ist ein moralisches a priori da, immer die Notwendigkeit, zwischen Gut und Böse zu unterscheiden. Nehmen wir den Krieg von 1870 oder den von 1914: ein Vorwand für den Lehrer die guten Franzosen von den bösen Deutschen zu unterscheiden. Auf was für Widerstände ist unser Freund Julius Isaac gestoßen, als er sachlich vom letzten Kriege sprechen wollte. Dabei hatte er sich die äußerste Zurückhaltung auferlegt! Aber sein Handbuch der Geschichte hat eben, in den Augen der Mehrheit, nicht den sittlichen Predigerton, den man verlangt.

Welch' ein Witz, Moral lehren zu wollen! Die Moral ist doch keine Wissenschaft, die sich in eine Reihe von Axiomen bringen läßt! Das Leben, das lebendige Vorbild, die Anregungen und Überlegungen, die vom Leben ausgehen, sind es, die das Wissen um Sittlichkeit fördern oder zum Verkummern bringen.

Das alles läßt sich nicht in Konservenbüchsen aufbewahren. Wir Heutigen begreifen nicht mehr, daß Sittlichkeit nichts weiter sein soll, als ein paar öde Kennworte oder praktische Anweisungen.

Achille Mestre (Professor an der Rechtsfakultät der Sorbonne): Im Grund stimme ich mit Herrn de Monzie darin überein, daß man die Moral nicht lehren kann, wie Geographie oder Rechnen. Moral ist eine Art und Weise, sein Leben zu führen. Durch schulmäßige Übungen kann der Lehrer freilich nicht den Unterschied zwischen Gut und Böse im Geist seiner Schüler entwickeln. Aber er kann es sehr wohl durch Erläuterung von Beobachtungen, durch seine ganze Haltung, vor allem durch sein persönliches Beispiel. Ein Diktat, die Erklärung eines Textes, die kleinen Ereignisse des Schullebens, eine Strafe, die verhängt werden muß, die Bemerkung eines Kindes, all' das sind Gelegenheiten, wie der Lehrer auf den so schmiedbaren Geist des Kindes einen Einfluß ausübt, der nie wieder verwischt werden wird. Denken wir an Péguy und seinen berühmten Lehrer. Péguy hat wie die andern die Moral in der Schule „gelernt“. Spricht er davon? Keineswegs! Aber mit welcher Begeisterung schildert er

den „gerechten Meister“¹! Daran haben Sie doch gedacht, als Sie sagten, die Moral könne nicht „gelehrt“ werden?

A. de Monzie: Ja, sie kann nicht „ex cathedra“ gelehrt werden.

A. Mestre: Es gibt ja Leute, deren Aufgabe es ist, die in den zehn Geboten zusammengefaßte Moral zu lehren: die Pfarrer. Also Arbeitsteilung: jedem sein Fach. Aber wäre nicht für den Staat ein gewisses Mindestprogramm denkbar, das nur der Ausdruck jenes sozialen Programms wäre, das wir Gesetzgebung nennen? Was lehrt man denn in den Rechtsfakultäten anders als die Unterscheidung zwischen „erlaubt“ und „verboten“? Das bedeutet in Wirklichkeit: zwischen „gut“ und „böse“. Was ist denn das Strafgesetz anders als eine Grenzlinie, die rings um die persönliche Betätigung eines jeden von uns gezogen ist, mit dem unter Strafe gestellten Verbot, sie zu überschreiten?

A. de Monzie: Die Gefahr liegt darin, daß heute jeder Volksschullehrer seine eigene Moral lehren darf. Darauf kommt es nämlich hinaus. Und was wird gelehrt? Die Verteidigung des Bestehenden. Darüber gibt es sehr verschiedene Auslegungen. Und das einzige Mittel, Übereinstimmung herzustellen, ist diese Dinge nicht in der Volksschule zu lehren.

Léon Brunschvigg (Professor der Philosophie an der Sorbonne, Mitglied des Instituts): Ich möchte mich nur an eine Tatsache halten. Der Professor, in dessen Lehrprogramm die Moral steht, braucht auf den Staat gar keine Rücksicht zu nehmen. Der Staat stellt eine Prüfungstabelle auf, läßt aber dem Lehrenden Freiheit, wie er das Ziel erreichen will. Wie wollte der Staat eine „geistliche Gewalt“ ausüben? Das ist ein Begriff so widerspruchsvoll wie die Quadratur des Kreises. Andererseits hat der Lehrer, ein freier Mensch, nur die Aufgabe, durch die Sittenlehre daran zu arbeiten, daß auch seine Schüler freie Menschen werden. Von „Katechismus“ kann da gar nicht die Rede sein. So war es immer, seit Sokrates, dessen Methoden einzig und allein auf die Befreiung des Geistes hienzielten. Weit entfernt von dogmatischen Formeln, muß die Sittenlehre etwas ständig Gegenwart-Nahes sein, das in allen Lehrfächern gleichsam leibhaftig anwesend sein muß. Ich

¹ (Anm. d. Her · Maître, Meister, Magister ist im französischen die gemeinsame Bezeichnung für alle Lehrer aller Grade. Ein Student schreibt an seinen Professor nicht: „Hochverehrter Herr Professor!“ sondern: „Mein lieber Meister!“)

möchte herausstellen, worum es sich im Grunde handelt: dem Kinde oder dem Jungling das Bewußtsein einzupflanzen, was ein Mensch ist, was die Familie, die Gesellschaft, die Nation für ihn getan haben und was er dafür zu tun hat, um an der Zivilisation teilnehmen zu können, in der ihm bestimmt ist, groß zu werden. Das scheint mir das einzige zu sein, was der Staat vom Lehrer verlangen kann.

A. de Monzie: Lassen wir Sokrates und halten uns an die Gegenwart: Hier habe ich das Handbuch von Burdeau: es lehrt die Heiligkeit des Eigentums. Und der freie Guter Austausch ist in diesen moralischen Katechismus aufgenommen. Sind Sie damit einverstanden, daß der freie Warenverkehr darin bleiben soll?

L. Brunschvigg: Sie haben auch vom Geschichtsunterricht gesprochen. Man kann an den Beispielen Ludwigs XIV. und Napoleon sehr wohl Moral lehren. Ich gehe weiter: die einfache Erzählung der Widerrufung des Ediktes von Nantes, oder der Erschießung des Herzogs von Enghien schließt ein moralisches Urteil ein.

M. de Monzie: Das muß man gerade vermeiden; man soll die Tatsache berichten, ohne sie zu kommentieren.

L. Brunschvigg: Sie denken nicht genug daran, daß unser Ziel nicht das Anhäufen von Wissenstoff ist, sondern die Bildung des Geistes. Solange Sie Minister waren, sind Ihnen allerhand Ausnahmefälle vorgekommen. Aber im ganzen steht zwischen dem Volksschullehrer und dem Staat die „Universität“, deren Geist harmonisch und ausgeglichen genug ist, damit wir unsere tägliche Aufgabe, die Schüler zur Freiheit zu erziehen, erfüllen können¹.

A. de Monzie: Die Freiheit hat damit nichts zu tun, am wenigsten mit dem Geschichtsunterricht. Ein Professor der Geschichte, der Moral predigt? Unmöglich! Und gefährlich. Hier gilt die Religion der Tatsache.

A. Aubin (Generalinspektor der Nationalen Erziehung): Herr de Monzie hat die Schwierigkeit, die darin besteht, in der Volksschule eine Moral zu lehren, die gleichzeitig lebend und neutral sei, ganz richtig betont. Es handelt sich freilich nicht darum, den Kindern abstrakte Regeln einzupragen. Schon Jules Ferry hat geschrieben: „Der Meister darf sich nicht ausschließlich

¹ (Anm. d. H.: In Frankreich untersteht das gesamte Bildungswesen eines Gebiets dem Rektor der Universität, der alle Schulen aller Art überwacht und dessen Untergebene auch die Volksschullehrer sind.)

und nicht in erster Linie an den Verstand wenden, er muß das Gefühl wecken“ Wenn die sittliche Idee zum sittlichen Handeln führen soll, so muß sie eine lebendige Empfindung werden. Aber anderseits sind die moralischen Grundbegriffe eben doch abstrakter Art. Sie müssen also an Beispielen erläutert werden und hier beginnen die Meinungsverschiedenheiten.

Ich glaube nicht geradezu, daß ein Moralunterricht unmöglich sei, aber hier liegt ein innerer Widerspruch, den man vergeblich mit Stillschweigen übergehen möchte. Besser man sieht ihm mutig ins Gesicht und sucht nach einer Lösung

François Roussel (Direktor der Hochschule für technischen Unterricht): Ich habe jahrelang auf dem Lyceum die Moral gelehrt, die zum Programm der Philosophieklasse gehört¹. Ich habe nie den Eindruck gehabt, dabei meine eigene Gedankenfreiheit zu opfern, noch auch der Gedankenfreiheit meiner Schüler zu nahe zu treten.

Alles hängt von den Beziehungen zwischen dem Geistlichen und dem Zeitlichen ab. Herr de Monzie mochte sie zueinander in Gegensatz stellen. Aber in Wahrheit sind sie untrennbar verbunden. Ohne wirtschaftlichen und sozialen Unterbau bleiben die schönsten Sittenlehren hohler Schall, und ohne geistiges und moralisches Ideal haben die Kräfte der Wirtschaft und der Gesellschaft kein Ziel.

Aber Herr de Monzie meint unter dem Zeitlichen den Staat und unter dem Geistlichen die Gesamtheit der kirchlichen Dogmen und Einrichtungen. Ich weiß wohl, daß selbst für manche Soziologen die Kirchen und ihre Einrichtungen das Wesentliche an den Religionen sind. Darf man das Geistliche und selbst den religiösen Geist wirklich mit der verstandesmäßigen und sittlichen Unterwerfung unter die kirchliche Lehre verwechseln? Das war nicht die Meinung der Gründer einer unabhängigen Sittenlehre. Sie waren weit entfernt zu glauben, daß diese ein Religionsersatz sei; wenn es nicht Anlaß zu Mißverständnissen geben könnte, würde ich eher sagen: ihnen erschien die Religion ein Ersatz oder eine Auswirkung der Sittenlehre.

¹ (Anm. : d. H.: In Frankreich tragen die Ober- und Unterprima den Namen „Philosophie“ und „Rhétorique“; „ich mache meine Philosophie“ heißt: „ich bin in Oberprima“.)

Die Liga für moralische Erziehung, die Gläubige und Ungläubige umfaßt, von denen keiner auf seine Überzeugung verzichtet, meint, es gebe einige wesentliche Vorschriften, über die alle einig sind. Ihre Gesamtheit, einerlei, wie man sie begründet, bildet eine gemeinsame Moral: die der anständigen Leute, eine praktische Moral. Und sie meint, wenn ein Philosoph wie Descartes es für gut hielt, sich zuerst den Sitten und Gebräuchen seines Landes zu unterwerfen, eben der Moral der anständigen Leute, dann konnte dasselbe auch, wenigstens vorläufig, für die Jugend gelten. Dabei ist nichts Metaphysisches

Jetzt noch eine rein praktische Erwägung. Ein Kind einer Gewerbeschule arbeitet an einer Maschine. Damit es sie pflegt, nicht beschädigt, genügt sicher der Befehl und wenn nötig die Strafe. Ist es aber nicht besser, dem Kinde klar zu machen, was in solcher Maschine an Arbeit von Generationen, an gemeinsamem Erbe steckt? Und soll man dem Kinde nicht auch klar machen, daß die Schule eine Art fast idealer Gesellschaft ist, wo gleiches Recht für alle gilt und jeder nach Arbeit und Verdienst empfängt? Und daß an dieser Gesellschaft teilhaben, eine Reihe von Pflichten bedingt? Und so weiter.

Ich bin ganz einig mit Herrn de Monzie: daß der einzige Moralunterricht, der Wert hat, sich nicht mit abstrakten Lehren, sondern mit Tatsachen und Handlungen befassen muß. In der Schule ist das Kind Glied einer Gemeinschaft. Alles, was in der Schule vorgeht, eignet sich ausgezeichnet, wirksame moralische Belehrung daran zu knüpfen.

C. Bouglé (Direktor der Ecole Normale Supérieure): Ich bin entsetzt von dieser Debatte, ich meine, die Stimme einer Gesellschaft zu vernehmen, die sich selber aufgibt. Wie? Der Staat soll nicht in der Schule für die Erhaltung gewisser sittlicher Werte eintreten dürfen? Das wäre ungeheuerlich. Und ein solcher Staat würde nicht lange bestehen. Man vergißt dabei, daß im Geistlichen Zeitliches eingeschlossen ist, und im Zeitlichen Geistliches. Die Organisation des zeitlichen Lebens hat immer zur Voraussetzung, daß Ideen und Geisteskräfte tätig sind und heute ist es das Nationalgefühl, in dem sie sich zusammendrängen.

Sie sagen: der Staat ist die Gewalt. Also besteht die Aktion des Staates im äußeren Zwang? Alain sagt: „Bruttelt, aber gehorchet!“ Ich fürchte, für meine Person, daß man wohl bruttelt, aber nicht gehorcht.

Wenn die Seelen nicht dazu erzogen werden, die Forderungen der nationalen Disziplin zu begreifen, wie soll dann der Staat diese Disziplin fordern können?

Und wenn der Staat abdankt, hat nur die Kirche den Nutzen. Denn die Kirche sieht ihre Aufgabe darin, die Moral zu lehren. Aber diese kirchliche Moral kann das Leben der Nation behindern. Eine moderne Nation stellt andere sittliche Forderungen als die Kirche. Wie, wenn eine Nation, wie die unsere, ihre innere Einheit außerhalb der religiösen Einheit und der Bekenntnisse sucht? „Frankreich soll sich selber lehren.“

Zuerst müssen die Kinder dahin gebracht werden, in ihren Mitschulern anderer Bekenntnisse Mitbürger zu sehen. Es genügt nicht, daß das im Unterricht gesagt wird: dazu ist eine Erziehung nötig, ohne die der Laienstaat schnell auseinanderfallen würde. In der Hauptsache dreht sich der ganze Moralunterricht um zwei Hauptgedanken: Achtung vor dem von der Gemeinschaft aufgestellten, für alle verbindlichen Gesetze; Achtung vor der persönlichen Freiheit.

Wenn man Angst hat, nicht einmal so viel zu lehren, dann steht es schlimm

A. de Monzie: Auf die Gefahr hin, meinen Freund Bouglé zu betrüben, bleibe ich dabei, daß der Moralunterricht in den Schulen überflüssig und eitel ist. Entweder paßt man sich der Entwicklung an, dann muß man alle fünf Jahre die Moral ändern, oder man versteift sich auf Formeln, die rasch veralten und verkundet dann im Jahre 1936 noch den kantischen Patriotismus des Herrn Burdeau von 1882. Eins von beiden.

D. Parodi (Generalinspektor der Nationalen Erziehung): Die These des Herrn de Monzie hat etwas Verführerisches; aber mir scheint, daß sie viel weiter führt, als er meint. Denn dann kommt man schließlich dazu, daß der Staat gar nichts mehr lehren darf. Auf allen Gebieten wechseln die Anschauungen. Durch drei Jahrhunderte hat man das Gesetz von Mariotte über die Gase als sichere Wahrheit gelehrt; bis man erkannte, daß es nur ungefähr richtig ist. Und in der Literatur: wie hat die Einschätzung der großen Dichter sich gewandelt! Gewiß steht in dem Handbuch von Burdeau, daß das Eigentum geheiligt ist. Aber wenn es auch eine sozialistische Auffassung gibt, die das Eigentum in seiner heutigen Form für ungerecht hält, so hat doch nie jemand bestritten, daß der Diebstahl eine Rechtsverletzung und eine un-

ehrenhafte Handlung sei. Innerhalb der Grenzlinie, die Herr Mestre gezogen hat, gibt es trotz allem bleibende Werte.

Wenn der Staat überhaupt lehren will, dann muß er schlecht und recht versuchen, seine Kinder zugleich zu erziehen: das heißt, ihnen eine Anzahl allgemeingültiger Gedanken und Empfindungen einzupflanzen, die er als gut bezeichnet, und andere zu verpöhlen, die er als böse bezeichnet.

A de Monzie: Ein wissenschaftliches Gesetz kann man sehr wohl lehren mit der Einschränkung: soweit sind wir vorläufig Nicht aber ein Moralgesetz. Ein solches muß unbedingt gültig sein. Alle Sittenlehre hat dogmatischen Charakter. Aber in den Naturwissenschaften gibt es keine Dogmatik.

Ich glaube, daß ein Staat, der auf einen Unterricht verzichtet, zu dem er nicht befähigt ist, weit entfernt, dabei zu verlieren, nur gewinnen wurde.

Jules Isaac (Geschichtsprofessor am Lycée Saint-Louis): Mit Herrn de Monzie und der großen Mehrheit der französischen Historiker bin ich damit einig, daß sich der Geschichtsunterricht nicht darum zu bekümmern braucht, bürgerliche Moral zu lehren. Er berichtet und erklärt die geschichtlichen Tatsachen. Das ist bei weitem genug. Wenn der Meister würdig ist, birgt ein solcher Unterricht seine Tugend in sich selbst: Gewissenhaftigkeit, Rechlichkeit, unbedingte Wahrheitsliebe, unermüdliche Anstrengung, die Wahrheit zu erkennen. Das ist eine Sittlichkeit, die so viel wert ist, wie eine andere.

In der Praxis lösen sich diese theoretischen Schwierigkeiten oft auf die einfachste Weise. Aus der Erklärung, der Erläuterung der Tatsachen, worin die Hauptaufgabe des Geschichtsprofessors besteht, können sich ganz von selbst allgemein gültige Lehren ergeben. Und das wird um so wirksamer sein, wenn man nicht bestimmte Anschauungen von vornherein zugrunde gelegt hat. Will man ein Beispiel? Da ist die elsäß-lothringische Frage, reicher als irgend eine an geistiger Substanz. Wenn der französische Geschichtsprofessor ihre Tragweite erklären und den Standpunkt Frankreichs verständlich machen will, muß er da nicht auf die Revolution zurückgehen? So haben wir es kürzlich zwischen deutschen und französischen Historikern und Geschichtsprofessoren gemacht und wir haben dabei eine gemeinsame Formel ausgearbeitet, die anerkennt, daß „das Elsaß durch die Revolution von 1789 vollständig in die nationale französische Gemeinschaft

eingegangen ist“. Ob man will oder nicht, als Historiker kommt man immer wieder zu dem notwendigen Schluß, daß dem modernen Frankreich die Revolution in Fleisch und Blut übergegangen ist und daß es die Grundsätze der Revolution nicht verleugnen kann, ohne sich selber tief zu verwunden, seine Stellung zu schwächen und sein Ansehen in der Welt zu verringern

Und wenn man so spricht, überschreitet man da wirklich die Grenzen, die ich selbst für den Geschichtsunterricht aufgestellt habe? Keineswegs! Es begibt sich, daß die geschichtliche Wirklichkeit mit dem republikanischen Empfinden zusammenfällt. Desto besser.

Ich kann nicht leugnen, ich neige dazu, hieraus einen Einwand gegen die These des Herrn de Monzie von der völligen Trennung des Geistlichen und Zeitlichen abzuleiten. Denn der Staat, wie er auch sei, und vor allem der republikanische Staat, ist keineswegs bar geistlichen Inhalts (theoretisch wenigstens). In Frankreich vertritt die Republik, die aus einer langen Bemühung geboren ist und deren Starke lange Zeit in der Gläubigkeit an ein Ideal, in einer „Mystik“ beruhte, geistige Werte, an denen der Unterricht nicht vorbeugehen kann.

A. de Monzie Mystik und Moral! Zwei Dinge von befremdlicher Verschiedenheit. Keine Verwechslung, bitte!

Nikolai Berdjajeff (der russische Philosoph) Das Problem, so wie Sie es gestellt haben, ist echt französisch. Es ist die Reaktion gegen den Klerikalismus in einem katholischen Lande. Einem Franzosen kann man nur schwer begreiflich machen, daß man zugleich Christ und antiklerikal sein kann. Ich z. B. bin Christ und halte den Klerikalismus für das größte Übel. Kann man wirklich sagen, daß der Laienstaat in Frankreich ganz neutral ist? Ich glaube es nicht. Er lehrt eine Pflichtmoral, gerade weil er nicht neutral ist. Und wenn er Anspruch erhebt, eine eigene Philosophie und Moral zu besitzen und zu lehren, dann ist er „totalitär“. Die Besonderheit des französischen Staates liegt darin, daß er als Laienstaat totalitär und im übrigen liberal ist.

Das Problem der Beziehungen zwischen dem Staat und dem Geistlichen kann man auf sehr verschiedene Weise lösen: je nachdem man den Staat als höchsten Wert setzt oder das Geistliche. Sie sind der Meinung, die Trennung zwischen Zeitlichem und Geistlichem müsse weitergetrieben werden. Das will ich auch, aber vom Standpunkt des Geistlichen aus.

Ich habe sicher eine andere Philosophie als Sie, aber darin bin ich mit Ihnen einig.

Georges Guy-Grand (Direktor der „Union pour la Vérité“): Wir hatten die Debatte schließen müssen unter dem Eindruck, daß zwei unvereinbare Thesen sich hier aneinander stießen, wenn nicht zum Schluß Herr Isaac Worte gesprochen hatte, die gleichsam eine Brücke schlagen. von der „Mystik“ des republikanischen Staates und seinen „geistigen Werten“. Herr de Monzie hat gleich auf den Unterschied zwischen Mystik und Moral hingewiesen und mit Recht. Aber das Wort „Mystik“ hat heute in der französischen Sprache einen andern Sinn gewonnen. Es verliert die Bedeutung religiöser Versenkung, die über Sinn und Verstand hinausgeht, und wird gleichbedeutend mit einem Ideal sittlicher und bürgerlicher Art, bei dem aber das Schwergewicht auf der gefühlsmäßigen Seite liegt, nicht der verstandesmäßigen. Wenn man, wie Herr Isaac, nach Péguy, von republikanischer „Mystik“ spricht, so erkennt man damit zugleich an, daß diese geistigen Werte, da sie nicht theologischer Natur sind, sittlichen, moralischen Charakter haben. Soll man sagen, sie seien politisch? Auch das käme darauf hinaus, daß sie moralisch sind. Denn wenn die Politik eine physikalisch-technisch-wissenschaftliche Seite hat, so hat sie doch auch eine philosophische, weltanschauliche, das Bestreben, das nationale Leben wie das der Einzelschicksale nach einem bestimmten Ziele auszurichten. Daher muß die bürgerliche Erziehung in der moralischen einbegriffen sein.

Ob man nun aus dieser Erziehung ein Lehrfach machen soll, ist wohl wichtig, berührt aber den Grund nicht. Wir sind alle darin einig, daß es in erster Linie auf die Persönlichkeit des Meisters und seine Ausstrahlung ankommt, aber man kann sich fragen, ob diese Einwirkung nicht tiefer und wirksamer ist, wenn sie sich auf einen methodischen Unterricht stützt und sich an Verstand und Überlegung wendet.

Die These des Herrn de Monzie hat sehr verschiedenartige und sehr lebhaftre Reaktionen ausgelöst. Die religiösen Naturen, wie Herr Mestre und Herr Berdjajeff haben ohne Zögern zugestimmt und die Vertreter des Laienunterrichts haben protestiert. Jene, deren Ansicht es ist, der Moralunterricht sei, wie es Herr Mestre ausdrückte, Sache der Pfarrer, haben sich gefreut, daß ein ehemaliger Minister der Nationalen Erziehung diese „Arbeitsteilung“ befürwortete. Aber die anderen — in den Worten des Herrn Bouglé

haben Sie es gespürt — haben sich gefragt, was denn dann überhaupt von „Nationaler Erziehung“ bleiben würde. Zu einem solchen Verzicht wollen sie sich nicht verstehen.

So wünschenswert auch die von Herrn de Monzie befürwortete strenge Sachlichkeit wäre, in der Wirklichkeit ist es ganz unmöglich, weder in der Moral, noch in der Geschichte oder Literatur, Tatsachen zu lehren, ohne in irgendeiner Weise dazu Stellung zu nehmen, und wäre es nur durch die Art, wie man sie darbietet. Den Geschmack bilden, den Geist bilden, bedeutet die Urteilsfähigkeit bilden. Jedes Urteil ist notwendigerweise persönlich. Aber die Freiheit des Urteils des Erziehers darf nicht in Willkür ausarten. Sie ist begrenzt durch die Freiheit aller anderen Bürger, durch die Achtung vor den Rechten der anderen und vor dem Recht des Staates. Das gibt ja auch Herr de Monzie zu, da er dem Staate das Recht zuerkennt, Befehle zu erteilen und Gehorsam zu heischen. Aber ist es möglich, daß der Staat, vor allem der republikanische Staat einfach befiehlt und Gehorsam erzwingt, ohne den Gebrauch zu rechtfertigen, den er von seiner Gewalt macht?

Man darf die Menschen, vor allem freie Bürger, nicht wie Automaten behandeln, man muß ihnen Gründe bieten.

Der Staat kann also ohne eine politische Doktrin nicht auskommen; und diese Doktrin ist moralischer Natur, einfach durch die Macht der Tatsachen. Das hat Herr Roussel gezeigt. Auch der Laienstaat, so gleichgültig er den jenseitigen Dingen gegenübersteht, muß sich um die geistigen Kräfte der Nation kümmern. Und eines der besten Mittel dazu ist und bleibt: eine auf Vernunft gegründete, allen gemeinsame Sittenlehre zum Unterrichtsgegenstand zu machen, die notwendigerweise, wie Herr Aubin es gesagt hat, etwas abstrakt bleibt, die aber der Erzieher mit Leben erfüllen kann und muß. Diese Aufgabe des Laienstaates erkennen auch katholische Schriftsteller an, obwohl sie das Laientum nicht billigen können. So Jean Lacroix, Professor in Dijon, der fordert, in der Schule müsse die sittliche Erziehung sich mit dem befassen, was einigt, nicht was trennt. Und was einigt, ist eben jene Summe praktischer Wahrheiten, die für alle Menschen und alle Zeiten gültig sind und die den Glauben an das Jenseitige weder ausschließen noch fordern.

Ich möchte noch auf einen Punkt hinweisen, den Herr Roussel herausgestellt hat: Man sagt, um den Staat zu entlasten, die sitt-

liche Erziehung sei Sache der Familien. Welcher Hohn in so vielen Fällen, welch' bittere Ironie! Die Erzieher, die wissen, wie es in den Familien des Volkes — und auch der Bürger — aussieht, wissen zugleich, daß oft nichts dringender wäre, als die unglücklichen Kinder dem entsittlichenden Einfluß ihrer Familien zu entziehen. Und wenn die Schule oft gegen diesen Einfluß machtlos ist, so ist das kein Grund, untätig zu bleiben. Im Gegenteil, nichts darf unversucht bleiben. Es wäre ein gleich übertriebener Optimismus, sich auf die Familie allein zu verlassen, wie auf die Schule allein. Wir Erzieher, die wir voll Sorge sind, wissen, daß es nur eine wahrhafte Erziehung gibt; wo Familie und Schule ihre Kräfte vereinen.

(Die Unterhaltung hat von 16.45 bis 19.30 gedauert.)

II.

LA NOUVELLE REVUE FRANÇAISE.

Im geistigen Leben der französischen Nation, das festere, sichtbarer in die Erscheinung tretende Formen angenommen hat als bei uns, das viel ausgeprägter „organisiert“ ist, im eigentlichen Sinn dieses Wortes: „organisch geordnet“, spielt die Literatur eine andere und größere Rolle als bei uns.

In unserer Auffassung wird die Literatur vor allem von „Begabungen“ getragen, Menschen mit natürlicher Veranlagung, die nach Beschluß oder Laune des Schicksals auftauchen oder ausbleiben.

In Frankreich, wo die Beherrschung der Muttersprache das Ziel aller Bildung ist, weil sie allein zu höchster Bewußtheit verhilft, ist Literatur in hohem Grade eine Kunst, mit festen Regeln und Maßstäben, mit einem in Jahrhunderten angesammelten reichen Schatz von Erfahrungen, ins Licht der klaren Vernunft gehoben, ein Kunsthandwerk, wie es die Musik in Deutschland zur Zeit Bachs war, wie es die Goldschmiedekunst ist. Wer im geistigen Leben der Nation etwas gelten will, auch der Staatsmann, gerade der Staats-

mann, hat den Ehrgeiz, zu beweisen, daß er diese Kunst genügend beherrscht, um ein gutes Buch schreiben zu können, oder doch ein Bändchen form- und klangschöner, sorgsam ziselerter, von hohem Gedankenflug erfüllter Verse.

Daher steht in der Literatur das, was Kunst, gekonnt, bewußt an ihr ist, mehr im Vordergrund als bei uns. Und die Zahl der Menschen, die ein Buch nach den Regeln dieser Kunst beurteilen können, ist größer als bei uns.

Das geborene Talent muß sich der Schulung in der Kunst unterwerfen, wenn es aufsteigen will. Es hat es auch schwerer zu starten, weil höhere Anforderungen gestellt werden. Andererseits steht ihm der ungeheure Reichtum des gemeinsam Erworbenen zur Verfügung. Es braucht nicht alle Regeln selber zu finden und mit der Erfahrung von vorn zu beginnen, sondern kann aus dem gemeinsamen Schatz schöpfen.

Wer immer sich für Frankreich und französische Literatur interessiert, kennt auch die *Nouvelle Revue Française* und ihre Bedeutung. Sie ist nicht nur eine der lebendigsten Zeitschriften, sondern mit ihr verbunden ist einer der größten und wichtigsten Verlage, von den großen Verlagen vielleicht derjenige, der am wenigsten den Charakter eines Erwerbsunternehmens trägt, der vielen und bedeutenden Schriftstellern zu Geltung und Ansehen verholfen, vor allem auch die egozentrischen Franzosen mit den großen Schriftstellern des Auslandes bekannt gemacht hat.

Die Franzosen genügen in hohem Maße sich selbst, sie leben in ihrem eingehegten Garten und lassen nur ungern den Blick über die Gartenmauer ins Weite schweifen. Das ist einer ihrer Wesenszüge. Barrès hat einmal gesagt: „Die erste Sorge dessen, der leben will, ist, sich mit hohen Mauern zu umgeben.“ Wer ein Grundstück gekauft und das nötige Geld dazu hat, der baut zunächst einmal eine Mauer darum herum. Vielleicht legt er später einen Garten darin an? Vielleicht errichtet er einmal ein Haus? Wer weiß! Wichtig ist vor allem, daß es als sein Eigentum, als etwas Besonderes, aus der Fläche herausgehoben wird. — Wir sind anders geartet: wir bauen erst unser Haus, wir ziehen ein, wenn es noch unverputzt ist; im nächsten Jahre wird es verputzt, werden ein paar Beete angelegt; allmählich wird ein Garten daraus; zuletzt kommt der Zaun, aber niedrig und durchsichtig, daß jedermann die schönen Blumen sehen kann und wir selbst, wenn wir heimkommen, uns schon von weitem am vertrauten Anblick freuen können.

Diese französische Haltung birgt die Gefahr der Verarmung in sich, und es ist ein Verdienst der NRF, das französische Geistesleben durch fremdes Geistesgut bereichert zu haben.

Die NRF braucht also nicht vorgestellt zu werden. Wer französische Bücher liest, kennt zum mindesten ihre Initialen „NRF“ die auf dem Einband so vieler wertvoller Werke wie eine Wertmarke, ein Kontrollstempel aufgedruckt sind man weiß gleich, dies Buch kannst du kaufen, wofern der Titel dich anzieht; du wirst nicht enttäuscht sein.

Weniger bekannt ist vielleicht, daß auch die NRF ihr Entstehen einer „Gruppe“ verdankt, einer „Tafelrunde“ unabhängiger Männer, die sich eines Tages zusammenschlossen, um ein Ideal zu verwirklichen. Und da sie wirtschaftlich unabhängig waren, konnten sie ihre Absicht auch durchführen

Ohne Zweifel hatten die Gründer der NRF in ihrer Jugend den Einfluß von Paul Desjardins erfahren, und dieser Einfluß hatte wohl auch seinen Anteil daran, daß sie sich vom geistvollen, ästhetischen Spiel der Worte, wie sie es selbst zur Zeit des Symbolismus gepflegt hatten, abwandten, dem lebendigen Leben zu. In Pontigny, bei den „Dekaden“, die Paul Desjardins dort veranstaltete, konnte man sie immer antreffen. In einer berühmt gewordenen Diskussion der „Union pour la Vérité“ wurde das Problem André Gide vor einigen Jahren in Gegenwart des Dichters verhandelt. Und einer der Gründer der NRF, Jean Schlumberger, ist der Vorsitzende des „Vereins der Freunde von Pontigny“, der dem greisen Desjardins die materielle Sorge um die Erhaltung der ehrwürdigen Abtei abgenommen hat.

In Pontigny war es, wo wir die Bekanntschaft des gegenwärtigen Direktors der NRF machten, Jean Paulhan, dem wir den hier im Auszug veröffentlichten Text verdanken. Es ist ein ungedruckter Vortrag von Jacques Rivière, dem Nachfolger von André Gide in der Leitung der Revue, worin vor einem Freundeskreis die Entstehung der NRF dargestellt wurde. Die Geschichte dieser Entstehung wird hier zum erstenmal veröffentlicht.

Jeder lebendige Organismus zehrt von den Kräften, denen er sein Entstehen verdankt. Sie haben ihn mit einem Willen ausgerüstet, den er mit auf die Welt bringt: den Willen zu leben, zu wachsen, in eine Form, die die „Mutter“ vorgezeichnet haben, hineinzuwachsen, sie auszufüllen und zum Werkzeug einer Idee zu werden. Während unseres ganzen Lebens erneuert und nährt sich unser Lebenswille aus den Kräften, die ihn gezeugt haben; jede Nacht, wenn das Be-

wußtsein schläft, taucht er in den ewigen Born hinunter. Wenn er sich von diesen Kräften abwendet, sein Heil woanders sucht, stirbt er ab oder entartet. Am Beispiel der „Action Française“ haben wir dieses „Herunterkommen“ gesehen.

Die „Nouvelle Revue Française“ ist den Ideen treu geblieben, die ihr das Leben geschenkt haben. Mehrere ihrer Gründer leben noch und sind zu hohem Ansehen gelangt. Aber sie hat auch immer neue Geister sich dienstbar zu machen gewußt: der, von dem die stärkste Wirkung ausging, war wohl Albert Thibaudet, der große Kritiker der zeitgenössischen Literatur. Sie hat auch immer nach Geistern gesucht, die um Geltung rangen und ihnen zur Geltung verholfen: so Ch. L. Philippe, dem Sohn des Holzschuhmachers, und Charles Péguy, dem Sohn der Stuhlflickerin, die beide jung starben. Sie hat das mystische Werk des Dichters und Diplomaten Paul Claudel veröffentlicht und gibt die Werke Luthers in neuen Übersetzungen von Henry Corbin heraus. Auf einem besonderen Blatt steht der Einfluß auf das zeitgenössische Theater, den einer ihrer Gründer, Jacques Copeau, ausübte; sein Théâtre du Vieux Colombier in der „Alten-Taubenhause-Gasse“ des Quartier Latin entwickelte das „Freie Theater“ von Antoine weiter.

So ist die NRF ein Begriff geworden. Und noch immer fühlen sich die Männer, die in ihr arbeiten, als eine Equipe, als eine Mannschaft.

ABGEKÜRZTE GESCHICHTE DER NOUVELLE REVUE FRANÇAISE

Die erste Nummer der NRF erschien am 1. Februar 1909. In Wahrheit war es die zweite; denn im November 1908 war bereits unter dem Titel „Nouvelle Revue Française“ eine erste Nummer erschienen, die aber einigen der Mitarbeiter, als sie sie im hellen Lichte betrachteten, so heftig mißfiel, daß die Verbreitung sofort eingestellt wurde.

Der wirkliche Anfang der NRF datiert also von Februar 1909. Sie erschien dann weiter im gleichen Format, aber mit einer wachsenden Seitenzahl, bis zum 1. August 1914. Ihre Gründer

waren André Gide, Jacques Copeau, Henri Ghéon, Jean Schlumberger, André Ruyters und Michel Arnaud. Nicht irgendein Zufall hatte sie zusammengeführt; schon ziemlich lange bestanden zwischen ihnen Bande enger Freundschaft. Die meisten, ich glaube sogar alle, waren Mitarbeiter der „Ermitage“ gewesen, einer kleinen Revue, die zur Zeit des Symbolismus berühmt gewesen war, zwischen 1895 und 1905. Trotzdem ist es interessant zu untersuchen, was sie von neuem im Jahre 1909 zusammengeführt und veranlaßt hat, eine neue Revue zu gründen, die ganz ihr eigenes Werk und der Ausdruck ihrer Neigungen und Gedanken war. Was hatten ihre Neigungen, was ihre Gedanken Gemeinsames? Welchen Zweck verfolgten sie, indem sie die „Nouvelle Revue Française“ ins Leben riefen?

Zuerst also der Zweck! Keinen Augenblick haben sie daran gedacht, eine literarische Schule zu gründen. Jeder kennt dieses Spiel, das auf die jungen Leute eine so unwiderstehliche Anziehungskraft ausübt. Einer entdeckt einen neuen ästhetischen Wert, oder einen moralischen, oder psychologischen, und nun wird beschlossen, daß alle anderen Werte sich ihm unterzuordnen hatten. Von da ab schreibt man nicht mehr, um ein Werk der Schönheit zu schaffen, sondern um etwas zu beweisen: z. B. die Überlegenheit des Grün über das Rot, oder der Unempfindlichkeit über den Instinkt, oder umgekehrt des Instinktes über die Unempfindlichkeit. Um der Sache einen originellen Anstrich zu geben, schafft man neue Wörter „instinktivistisch“ oder „impassibilistisch“, oder man erfindet eine ganz neue Art, die Krawatte zu binden, an der sich in den Cafés die Priester der neuen Religion erkennen. Dann bedarf es nur noch der Ankündigung der ersten Nummer der instinktivistischen oder impassibilistischen Revue und der Veröffentlichung einer feierlichen Prinzipienklärung, in der alle vorgehende Kunst als nichtig und nicht vorhanden verkündet wird.

Die Gründer der NRF hatten keinerlei Neuigkeit dieser Art im Vorrat, die sie der Welt zum Geschenk zu machen gedacht hätten. Obwohl noch jung, waren sie doch alle über das Alter hinaus, wo man In-Erstaunen-setzen für etwas Schöpferisches hält; und von dem Wunsch aufzufallen waren sie alle frei.

Die Frage stellt sich also von neuem: Was hatten sie untereinander gemeinsam? Welche innere Übereinstimmung lieferte ihnen die Grundlage? Hier sehe ich zwei Punkte, über die sie

einig waren, über die sie eine gemeinsame Überzeugung hegten, trotz der Verschiedenheiten in ihren sehr ausgeprägten Persönlichkeiten:

1. Sie waren gleicher Meinung über die Bedingungen, unter denen allein ein Kunstwerk entstehen kann
2. Sie waren einmütig in der Ansicht, daß der Symbolismus tot sei und daß man nicht suchen dürfe, ihn zu neuem Leben zu erwecken, sondern daß man die Erneuerung im Gegenteil auf den Gebieten sachlicher Literatur suchen müsse, die der Symbolismus vernachlässigt hatte im Roman und auf dem Theater.

Ihre Übereinstimmung über den ersten Punkt bestand vor allem in einer Reihe von Gewissensbedenken, die ihnen gemeinsam waren. Manche betrafen das Äußere, andere das Innere. Es waren Bedenken über die Beziehungen zwischen Schriftsteller und Publikum und Bedenken sich selbst gegenüber, ob man seiner Eingebung immer folgen dürfe.

Die Bedenken gegenüber dem Publikum entsprangen vielleicht zuerst mehr dem Instinkt, ehe sie zu klaren Gedanken wurden. Ein heftiger Abscheu vor jeder Art von Schmeichelei an die Adresse des Publikums war ihnen angeboren. Abscheu vor der Jagd nach Interessen, vor der Sucht nach Erfolg, die die dichterische Quelle trüben könnte, vor aller Art von Berechnung, vor dem Bestreben in der Kunst oder Literatur ein Mittel zum Emporkommen zu sehen. Ich glaube wohl, ihr elementarstes und stärkstes Gefühl war der Widerwille, die Neigungen des Publikums zu streicheln, seine Empfindsamkeit zu kitzeln, um daraus Nutzen zu ziehen; diesem Gefühl zu folgen, hielten sie sich vor allem verpflichtet. Zwei von ihnen, André Gide und Jean Schlumberger waren in der protestantischen Religion erzogen worden, und dieser Umstand mag wenigstens teilweise ihre so ausgeprägte, künstlerische Schamhaftigkeit erklären, bei ihnen waren Bedenken moralischer Art stärker als ästhetische.

Die NRF wurde also von Männern gegründet, die vielleicht nicht geradezu die Absicht hatten, das Lesepublikum vor den Kopf zu stoßen, die es sich aber zur strengen Pflicht gemacht hatten, dem Leser nicht entgegenzukommen und niemals seine Neigungen und Leidenschaften auszubeuten. Man darf sagen, daß etwas Puritanisches in den ersten Absichten der NRF war. Den Gefälligkeiten der Modeschriftsteller wollten ihre Gründer

strengere Sitten, eine selbstlosere Haltung gegenüberstellen. Und da sie ihrer Revue den Untertitel gaben: „Zeitschrift für Literatur und Kritik“ so ließen sie keine Gelegenheit vorbei, unverblumt alles zu geißeln, was ihnen als schuldhaftes Nachgiebigkeit erschien. In den kurzen Kritiken, die sie „Notes“ nannten und worin sie über Bücher und künstlerische Ereignisse berichten, die ihnen im Guten oder Schlechten der Aufmerksamkeit wert schienen, nahmen sie gleich von Anfang an den Kampf gegen die Boulevard-Schriftsteller auf, nagelten ihre allzu große Gefälligkeit gegenüber dem Publikum fest und rügten alle Stellen in deren Werken, wo sie den schlechten Gewohnheiten des Publikums entgegenkommend, die Saiten anschlugen, die der herrschenden Mode entsprachen, Vorurteile und Schwächen hatschelten, mit einem Wort: die Leser einlullten, anstatt sie wachzurütteln.

Die Gründer der NRF begnugten sich aber nicht mit der Strenge gegenüber den andern, ihre Klugheit allein sagte ihnen schon, daß die Haltung eines Zensors immer etwas lächerlich ist, wenn ihr nicht eine große persönliche Tugend entspricht. Es bedurfte auch keiner Berechnung auf ihrer Seite, um sich selber streng in Zucht zu halten. Derselbe Instinkt, der sie zum Kampf gegen das Vulgare und gegen das Schreiben um Profit antrieb, zwang sie zur Unnachsichtigkeit gegen sich selbst und zum Mißtrauen gegenüber ihren eigenen Gaben. Ja, eine Furcht, plotzlichen Einfällen nachzugeben, die Gewissenhaftigkeit, mit der sie ihre Eingebungen prüften, ehe sie ihnen freien Lauf ließen, war das zweite Band, das die Gründer der NRF emte: Alles wurde erst einen Augenblick zurückgehalten, geprüft und gleichsam gewogen, ehe man ihm nachgab. Die Leserschaft wurde durch diese makellose Haltung der Revue sogleich gewonnen: Da war nichts Übereiltes, nichts Zusammengeschustertes, nichts auf gut Glück Losgelassenes. Jede Linie schien durchdacht und ausgereift. Das Ganze war gleichsam zweimal gedacht, so als wenn der Verfasser den eigenen Entwurf in seinem Kopfe bereits korrigiert hätte, ehe er zur Feder griff.

Man darf vielleicht eingestehen, daß die ersten Mitarbeiter der NRF die Selbstkritik, das Mißtrauen gegen sich selbst, beinahe den Zweifel an der eigenen Begabung übertrieben. Es sah aus, als fürchteten sie sich vor der Eingebung und hätten nicht den Mut, dem ersten Aufwallen nachzugeben. Diese Haltung war zwar allen großen Schriftstellern der zweiten Hälfte des neun-

zehnten Jahrhunderts seit Flaubert und Baudelaire eigen gewesen; sie war eine Gegenwirkung gegen das Sich-gehen-lassen der Romantik. Sie wurde bei den Gründern der NRF durch Erziehung und Veranlagung begünstigt. So unterschätzten sie den Anteil, den Zufall, Improvisation und alles mögliche andere am Zustandekommen großer Werke haben. Daher war es nicht ganz unverdient, daß manche Jungen, ungeduldigen Herzens, der NRF den Vorwurf machten, etwas zu kuhl, zu formlich zu sein, das Abenteuerverliche, Geniale, Ungewöhnliche, den Wagemut zu sehr zu scheuen und niemals den göttlichen Stimmen zu lauschen, wie Jeanne d'Arc. Aber ist das nicht vielleicht ein kleinerer Fehler, als wenn man zugellos und dem Zufall folgend überall umherschweift und unaufhorlich Pythia markiert, trunken von Dampfen und auf wackelndem Dreifuß?

Indessen wäre es ganz falsch, sich die Gründer der NRF nun als strenge Moralisten vorzustellen, denen es auf tadellose Lebensführung ankam und die in der Kunst ein Mittel der Erbauung sahen. Das wäre der größte Irrtum. Wenn ich vorhin von Bedenken moralischer Art gesprochen habe, so wollte ich sagen, daß es ihnen in erster Linie auf die innere Rechtschaffenheit und Wahrhaftigkeit des Schriftstellers ankam. Ob das Werk im herkömmlichen Sinne moralisch war oder nicht, blieb ihnen gleichgültig. Ja, man muß sich hüten, das Puritanertum der Gründer der NRF eng auszulegen: ihr Abscheu vor der literarischen Sittenlosigkeit ging Hand in Hand mit einem nicht minder großen Abscheu gegen alles Predigen und Moralisieren. Sie hatten immer einen Widerwillen gegen jede Art von Betrug. Deshalb wurden sie mir zürnen, wenn ich ihnen Absichten größerer Tugendhaftigkeit unterschieben wollte, als sie wirklich hegten.

Im Grunde interessierten sie sich für die Kunst um ihrer selbst willen und lehnten daher alle Ziele ab, die ihrem Wesen fremd sind, denen man sie aber dienstbar macht; so wenig die Kunst zum Schmeicheln und Geldverdienen da ist, so wenig wollten sie sie zur Lehrhaftigkeit und Besserung der Herzen verwenden.

„Das Kunstwerk, hatte André Gide in den *Prétextes* geschrieben, muß in sich selbst sein volles Genügen finden, sein Ziel und seine Daseinsberechtigung. Es muß ein Ganzes bilden, das sich isolieren läßt, das in sich selber beruht, gleichsam außerhalb von Raum und Zeit in einer befriedigten und befriedigenden Harmonie.“

Autonomie der Kunst und der Literatur in jedem Sinn, dieser Wahlspruch wurde vielleicht am besten ausdrücken, was ihren Bestrebungen gemeinsam war. Man sah in der Tat sofort, daß die NRF Werke ganz verschiedener Quellen und Ziele aufnahm, Werke, wie man in der Mathematik sagt, mit umgekehrten Vorzeichen

Man hat nun der NRF vorgeworfen, sich im Grunde, ohne es geradezu auszusprechen, der Theorie des „L'art pour l'art“, Kunst um der Kunst willen, angeschlossen zu haben. Aber dieser Vorwurf ist nicht ganz gerechtfertigt, die Begründer haben niemals gesagt, daß ein Kunstwerk notwendig frei von jeder Absicht und Tendenz sein muß, noch auch, daß seine ganze Schönheit allein in der Form liegt.

Vom „Parnasse“ und allen jenen Schulen, denen die Form alles ist und die das Schöne mit den Mitteln, es darzustellen, verwechseln, sind sie weit entfernt. Sie haben gut begriffen, daß im Gegenteil jedes starke und tiefe Werk von Natur eine Tendenz hat, mag sie nun nach rechts oder links gehen, und daß es desto parteischer ist, je stärker das Genie des Urhebers darin spricht. Denn schaffen kann man nicht bei innerer Gleichgültigkeit; ein schöpferischer Geist ist immer ein Geist, der vorzieht, wünscht, verabscheut, es ist immer ein Geist, der leidenschaftlich Partei ergreift, der mit heftigen Stößen den Aufruhr der sich kreuzenden Wogen zu durchschwimmen trachtet, um das Ufer zu erreichen, das er von ferne wahrgenommen und ersehnt hat wie das gelobte Land. Es gibt kein Schaffen ohne Lustverlangen und drangenden Willen, ohne inneren Zwang und ohne Ungerechtigkeit. Immer wird beim Schaffen der prastabilisierten Harmonie der Ideen und Formen Gewalt angetan. Der schöne gesetzmäßige Zusammenklang von Tönen oder Worten, sei er noch so vollkommen, wird nie den Hörer erschüttern können. All das haben die Gründer der NRF sehr wohl gewußt und keinen Augenblick außer acht gelassen. Keinen Augenblick dachten sie daran, einem Werk die eingeborene, aus den Tiefen stammende Tendenz zu rauben; aber sie nahmen für sich das Recht in Anspruch, das Werk nicht nach der Tendenz zu beurteilen oder einzureihen und ein Werk nicht aufzunehmen oder zurückzuweisen, je nachdem es den Leuten Vergnügen bereiten würde oder nicht. Was war denn nun ihr Maßstab? Wonach urteilten sie, wenn nicht nach dem Inhalt noch der Vollkommenheit der Form? Das ist schwierig in Worte zu fassen, eben weil es in

die Tiefe reicht Vielleicht kann man sagen in jedem Werke kam es ihnen auf seine innewohnende Kraft, sein Gewicht, seinen Schonheitswert an Sie glaubten, daß der Schriftsteller nach seinem Belieben jede Meinung, jeden Glauben haben darf, und daß für das Urteil nur eins zählt: der Grad seiner schöpferischen Gewalt, der Vorrat ursprünglicher Kraft, der in seinem Geiste aufgespeichert ist; sie beurteilten ihn nach der Stärke der Explosion, die erfolgte, wenn er sich ausdrückte, noch genauer nach den Rückständen, die diese Explosion hinterließ Sie dachten, daß Genie und selbst Talent Dinge seien, die sich unmittelbar erkennen lassen, durch eine Art von Intuition, die desto sicherer urteilt, je reiner sie sich von nebensächlichen Erwägungen hält. Mit einem Worte, sie versuchten, den Puls des Genies zu erspüren, seinen Herzschlag auszuhorchen und sich auf unmittelbarem Wege eine möglichst unabhängige, technische Diagnose über einen Schriftsteller zu bilden.

Im Grunde ist das keine andere Einstellung als die des Gelehrten vor dem Fall, den er studiert, des Handwerkers an seinem Arbeitstisch. Aber in der Literatur und Kunst ist eine solche Einstellung selten. Allzu häufig lassen sich die Kritiker durch den moralischen oder unmoralischen Charakter eines Werkes einschuchtern, und zwar nach beiden Richtungen. Die einen sind gleich von Achtung und Lob erfüllt, wenn sie die gute Absicht spüren, und von Geringschätzung und Verdammung für das Ausschweifende. Die andern sind im Gegenteil von vornherein wohlwollend eingestellt zu Werken der Zugellosigkeit und verachten alles, was sich moralisch gebardet. Ich glaube, der erste Erfolg der NRF. kam daher, daß dort alle Werke nach technischen Gesichtspunkten beurteilt wurden, nach dem Grad der erreichten Vollkommenheit Die Menschen mit Sinn für Literatur begriffen gleich, daß sie hier Schriftsteller vor sich hatten, die imstande waren, ihr Urteil zu leiten. Sie empfanden jenes Vertrauen, das Menschen, die genau wissen, was sie wollen, und unbeirrt ihres Weges gehen, immer einflößen. Und je schwieriger es war, unter den tausend Wegen, die sich ihnen boten, den richtigen auszuwählen, desto dankbarer empfanden sie diese Führung.

+

Was wir bisher betrachtet haben, waren im Grunde reine Fragen der Methode: sie befaßten sich mit den Bedingungen, unter denen

ein Kunstwerk entsteht, ließen aber die Natur und den Charakter des Werks außer Betracht. Man kann sagen, zunächst waren diese Schriftsteller nur darüber einig, nichts von vornherein vorzuziehen oder auszuschließen. Aber neben dieser mehr passiven Haltung der Bereitwilligkeit, des Abwartens, der weitherzigen Aufmerksamkeit, des Aufgeschlossenseins, hatten sie doch von vornherein sehr klare Ansichten über die neuen Notwendigkeiten der Literatur und über die Formen, denen die Entwicklung zustrebte.

Alle kamen vom Symbolismus her und hatten dort ihre ersten Kämpfe ausgefochten. André Gide, der Mallarmé gekannt und mit ihm verkehrt hatte, hatte sogar einen wichtigen Platz in der zweiten Epoche des Symbolismus innegehabt, zwischen 1890 und 1900. Seine ersten Werke zählen zu den besten Gaben dieser so zarten, so vornehmen Epoche von der etwas wie der Duft eines seltenen Geheimnisses ausgeht; zwei davon, „Paludes“ und „Nourritures Terrestres“, sind reine Meisterwerke jener Zeit. Die andern: Henri Ghéon, Jacques Copeau, André Ruyters, Jean Schlumberger hatten ebenfalls Prosawerke und Gedichte von erlesenstem Geschmack veröffentlicht, die sehr deutlich den Stempel des symbolistischen Einflusses trugen. Aber im Jahr 1909 waren alle darüber einig, daß der Symbolismus tot war und daß es verlorene Mühe wäre, ihn fortsetzen oder neubeleben zu wollen. Es war keine willkürliche Entscheidung, die sie faßten, es war die einfache Feststellung eines Tatbestandes, und zwar vor allem an sich selbst, denn sie fühlten wohl, daß ihre eigene Entwicklung über den Symbolismus hinweggeschritten war; dazu brauchten sie nur in ihre eigene Brust hineinzuhorchen. Sie waren dieser gesuchten und hochtonenden Schreibweise überdrüssig, mit ihren ewigen Anspielungen an das Geheimnisvolle, mit den lyrischen Allegorien, der Pflege der eigenen Empfindsamkeit, mit ihrem Spielen mit Andeutungen und der poetischen Zwiesprache mit dem Leser. Das Gedicht in Prosa, das die Symbolisten so liebten, erschien ihnen als ein immer unzureichenderer Ausdruck ihres neuen Zustandes. Mehr und mehr fühlten sie sich angezogen von den sachlicheren, lebensnaheren Formen des Romans und des Theaters. Anstatt immer sich selber und ihre eigenen Empfindungen zu erzählen oder irgendwie in Szene zu setzen, spürten sie das Bedürfnis, einfach zu berichten, was sie sahen, erlebten, empfanden, erdachten, und was andere erlebten. Mochte der Leser selbst seine Eindrücke bilden und sich erschüttern lassen. Sie wollten

einen Trennstrich ziehen zwischen dem Subjekt und dem Objekt. Deshalb wollten sie keine „unpersönliche“ Werke schreiben, aus denen das Gefühl ausgeschlossen war, wie es der „Parnasse“ getan, aber der Gegenstand ihrer Werke sollte künftig nicht mehr ihre eigene kleine Person sein. Sie selbst wollten darin nur insoweit erscheinen, als es ihrer Leidenschaft, ihrem Mitleiden gelange, das Dargestellte zu beleben. Um diese sehr klar umrissene Absicht zu verwirklichen, wurde die NRF gegründet.

Das soll nicht heißen, daß diese Absicht als eine Art Glaubensartikel formuliert wurde, dem alles andere sich unterordnen mußte. Dazu waren die Gründer zu gewissenhaft und wußten zu genau, daß man das Leben in keinerlei Formel einsperren kann; sie wollten ihm nicht den Weg vorschreiben, sondern freien Lauf lassen. Daher begnugten sie sich, einfach immer wieder zu sagen und zu unterstreichen, was sie bevorzugten. Sie begründeten in allen Einzelheiten die Bewunderung, die sie für ihre großen Vorbilder hegten oder für solche, deren schriftstellerische Tätigkeit ihnen am fruchtbarsten schien. Ohne grundsätzliche Erklärung, einfach durch die Wahl der Schriftsteller, mit denen sie das Publikum bekannt machten und durch die Art, wie es geschah, gaben sie eine Richtung an. Man bemerkte ihre beharrliche Vorliebe für die englischen und russischen Romanschriftsteller, für Dickens und Dostojewskij. In ihnen sahen sie die wünschenswerteste Ergänzung des französischen Geistes, und ohne zu ihrer Nachahmung zu raten, versuchten sie doch die Unwissenheit zu bekämpfen, in der man hinsichtlich jener lebte.

Von Zeit zu Zeit jedoch, aber immer nur gelegentlich, aus einem bestimmten Anlaß, sprachen sie ihr Ideal klar aus. Eine der treffendsten Formulierungen dieser Art findet man in einer „note“ von J. C. über ein Buch von Agathon:

„Wir haben nichts übrig für den schönen Schein, in dem kein Leben pulst. Es liegt uns auch nichts an raffiniertem Feuerwerk und werthergeholten Stoffen. Wir können damit nichts anfangen. Der einzige Stoff, den zu gestalten wir uns fähig fühlen, ist dieser immer neue, immer von Leben durchpulste Stoff: der Mensch. Der Mensch und nochmals der Mensch.“ In dieser Zeit, wo man eine Kokarde am Hut tragen muß, wenn man etwas gelten will, was wählen wir als Kennwort? „Leben zuallererst, langes, geduldiges Leben, tätiges, erfülltes, schwieriges Leben, Leben trinken von Menschlichkeit.“ *NRF 1912, XLVII, Seite 933.*

Im Grunde erklärten die Gründer der NRF dem Symbolismus keineswegs den Krieg. Sie wußten, daß man Kunst niemals zerstören kann, auch, daß eine Revolution darin besteht, daß Neues an Stelle des Alten tritt. Sie ließen sogar Dichter wie Vielégriffin, Verhaeren zu Worte kommen, die sich von den symbolistischen Formeln nur wenig entfernt hatten, weil sie diese Dichter der Beachtung wert fanden. Aber ihre ausgesprochene Gunst wandte sich alledem zu, das über den Symbolismus hinausführte. Ja, sie gingen auf die Jagd nach allem, was ihr Ideal, wenn auch nur teilweise, verwirklichte. Dadurch trugen sie aufs wirksamste dazu bei, daß die Literatur aus dem Bereiche des Spekultativen herauskam, in dem sie festgefahren war, und das, so wertvoll und kostlich es im einzelnen war, doch keinerlei Möglichkeit der Weiterentwicklung bot.

III.

L'ORDRE NOUVEAU

Nach der „Union pour la Vérité“, die seit fast einem halben Jahrhundert ihren Garten bebaut, die mit bewußtem Willen immer ein kleiner Kreis geblieben ist, abseits stehend, nicht ins Auge fallend, beinahe schwer aufzufinden; nach der „Nouvelle Revue Française“, die im Lauf eines Menschenalters aus einer sorgsam umhüteten Pflanze — fast einer Treibhauspflanze — ein großer Baum mit weitschattenden Ästen geworden ist, wenden wir uns den Gruppen zu, die erst in der Nachkriegszeit entstanden sind, Früchte nicht sowohl des Krieges, als der Unordnung, in die ein stupider Friedensvertrag Europa gestürzt hatte, dessen Verfasser sich anmaßen, Europa eine neue Ordnung zu geben und dabei übersahen, daß aus ewigen Lebensgesetzen heraus nichts lebensfähig sein kann, was in Haß und Rachsucht gezeugt ist

Die ersten Jahre nach dem Kriege waren geistig in Frankreich unfruchtbar. Die Nation hatte einen ungeheuren Blutverlust erlitten und schien zu schwach, um ihn zu ersetzen. Die Edelsten waren gefallen, denn der Krieg verschlingt die Besten“ (Schiller).

Handel und Industrie verdienten groß am Wiederaufbau. Im Unterbewußtsein lebte schon das schlechte Gewissen wegen des Friedensvertrags, das die französische Außenpolitik später lähmen sollte. (Man trifft in Frankreich selten Menschen, die den Vertrag von Versailles offen zu verteidigen wagen, allenfalls versuchen sie ihn zu entschuldigen.) Es war keine Atmosphäre, in der der Geist seine Schwingen entfalten konnte.

Ohne Zweifel ist es die Geldentwertung des Jahres 1929 gewesen, die die schlummernden Kräfte geweckt hat. Die vielen Menschen, die bisher bequem von den Zinsen ererbten Vermögens gelebt hatten — sie waren in Frankreich zahlreicher als in jedem andern Lande — sahen ihr Einkommen mit einem Schlage auf ein Fünftel herabgesetzt. Zwar gestattete die wirtschaftliche Blüte, die unmittelbar darauf folgte, die Erschließung neuer Geldquellen, aber als die Weltkrise, von der Frankreich so lange verschont geblieben war, sich auch hier immer stärker fühlbar machte, blieb nichts übrig, als sich zu rühren.

So sehr Überfluß einerseits, hoffnungslose Durftigkeit anderseits den Flug des Geistes lähmen, so günstig ist ihm Armut, weil sie die Leistung weckt. Und die Leistung gibt Vertrauen zu sich selbst und seinen Fähigkeiten, zu den Kräften, die im eigenen Innern brachgelegen hatten und sich nun entfalten, zu den Kräften des Alls, aus denen sie sich nähren und ergänzen — „Gottvertrauen“ —, und zugleich wird es deutlich, daß der Mensch nicht von Brot allein lebt.

So sehen wir vom Ende der zwanziger Jahre an nacheinander eine Reihe von Gruppen sich bilden, die den Problemen, echt französisch, zunächst nur mit den Mitteln der Vernunft zu Leibe gehen, sei es auch nur, um herauszuarbeiten, worum es geht, wie die Fragen gestellt werden müssen. Die Öffentlichkeit interessierte sich zunächst kaum für diese Bewegungen. Dann kam der „sechste Februar“ des Jahres 1934, an dem ein mißglückter Aufruhrversuch wie ein Blitz die Gefahren der inneren Lage enthüllte und die französische Nation aufrüttelte, die sich so gern noch ein Weilchen im Halbschlummer der Illusionen gewiegt hätte. Mit einem Schlag kommt Bewegung ins Ganze. Es ist, als habe eine gesättigte Lösung den Anstoß bekommen, der nötig ist, damit die Kristalle zusammenschießen. Jeder Freitag — der Tag, wo die Wochenblätter herauskommen — sieht an den Zeitungskiosken irgendeine neue Revue mit flammender Manschette hängen. Auf einmal ist es ein wahres Gewimmel geistiger Regungen. Die Leidenschaft mischt sich hinein, das Gefühl übertönt die Gedanken. Aber alles, was die Leidenschaft geboren hat, verschwindet

nach und nach wieder. Nur die Bewegungen, die gedanklich solide unterbaut sind, vermögen weiter zu bestehen.

„L'Ordre Nouveau“ — „Die Neue Ordnung“ — ist lange vor dem sechsten Februar entstanden, ihr Ursprung geht auf das Jahr 1928 zurück. Ihr Gründer war ein junger Philosoph, Arnaud Dandieu, der früh starb. Was ihn und seine Freunde interessierte, war nicht die Politik, sondern sie wollten eine neue Ethik aufstellen; sie wußten, daß die Menschheit, wenn etwas Neues geboren werden soll, zuerst ihren „Sinn ändern“ muß, wie es das Evangelium fordert. Alle echten Erneuerungsbewegungen tragen in Frankreich diesen metaphysischen, jenseitigen Charakter an sich. Erst wenn sie zum Bewußtsein ihrer selbst gekommen sind, eine Doktrin herausgearbeitet haben (ähnlich wie der Bildhauer die im Stein schlummernde Form herausarbeitet), versuchen sie daraus eine Politik des Handelns abzuleiten. Denn alles Geistige bedarf der Verkörperung, um wirken zu können und die Politik ist das Feld, auf dem die in Anhängern verkörperteten Ideen ihre Schlachten schlagen. Aber der Politik haftet immer der Charakter des Unzulänglichen, Notgedrungenen, des Kompromisses an.

So war auch der Sozialismus, dessen Heimatland Frankreich ist, zuerst eine rein „ethische“ Bewegung, und seine Gründer haben sicher nicht ahnen können, daß er in wenigen Jahrzehnten zur stärksten politischen Bewegung aller Zeiten werden wurde.

„Ordre Nouveau“ will also eine „neue Ordnung“ schaffen. Die neue Ethik, auf die sich diese Ordnung gründen soll, ist die des „Dienstes an der Gemeinschaft“, ein Begriff, der uns geläufig, den Franzosen aber an sich fremd ist. Deren Anschauung läßt sich etwa mit dem Goetheschen Spruch von der „Bürgerpflicht“ wiedergeben:

Ein jeder kehre vor seiner Tur,
Und rein ist jedes Stadtquartier.
Ein jeder übe sein' Lektion,
So wird es gut im Rate stohn!

Auf der Grundlage des Dienstes an der Gemeinschaft soll nun die Nation aufgebaut werden als eine Föderation der Gemeinden, als der echten Keimzellen des öffentlichen Lebens. Der Staat übt Aufsicht und entscheidet als Schiedsrichter; er hat aber auch die Pflicht, jedem Bürger ein Lebensminimum sicherzustellen.

Die Gruppe gibt eine Monatszeitschrift heraus, die klein begann, bald auf 64 Seiten kam, dann wegen finanzieller Schwierigkeiten

unregelmäßig, längere Zeit gar nicht erschienen und jetzt im Begriff steht, neu herauszukommen. Jedes der bisher erschienenen etwa vierzig Hefte behandelt ein Thema von verschiedenen Seiten. Die Sammlung zeichnet sich durch einen außerordentlichen Reichtum an Wissen und Ideen aus.

Während man in Frankreich gern geneigt ist, sich auf das Herausstellen der Prinzipien zu beschränken, die Ausführung aber ändern zu überlassen, haben die jungen Männer der Gruppe „L'Ordre Nouveau“ versucht, ihre Grundsätze zu verwirklichen. Sie haben in Fabriken gearbeitet, um auf diese Weise Arbeitern Urlaub zu schaffen, zu einer Zeit, wo der bezahlte Urlaub in Frankreich noch unbekannt war. Überhaupt spürt man in dieser Bewegung eine große Gläubigkeit, ein heiliges Feuer, die sympathisch wirken, gerade in Frankreich, dem Lande des Skeptizismus, wo Ideen so leicht zu einem Spiel werden.

„REVOLUTIONEN UND REVOLUTION“

Vorbemerkung der Redaktion: Da heute jedermann sein Revolutionchen in der Tasche bereit halt, so hat es uns nützlich geschienen, einige Seiten darauf zu verwenden, den genauen Sinn dieser Vokabel festzustellen, mit der man solchen absonderlichen Mißbrauch treibt. Die folgenden Notizen erheben keineswegs Anspruch darauf, die Frage zu erschöpfen, sondern wollen nur einige Seiten davon zeigen und einige Richtungspfähle stecken.

Wir bitten also den Leser, dieses Material gewissermaßen nur als Kapitelüberschriften anzusehen, die einer tiefgehenden Studie dienen konnten und dem, was hier nur skizziert ist und noch überprüft werden mußte, nicht den Wert unbedingter Behauptungen beizumessen. Handelt es sich doch um Probleme, deren Vielfalt uns nur zu bekannt ist, die aber auf so beschränktem Raum unmöglich von allen Seiten beleuchtet werden konnten.

UM DAS WORT REVOLUTION

Von René Dupuis

Wahllos von allen möglichen Leuten gebraucht, ist das Wort „Revolution“ eines der zweideutigsten des politischen Wörterbuches geworden. Es wird heute ganz gelaufig auf die widersprechendsten Ideen und Handlungen angewendet. In seinem Schatten versuchen die Konservativen glauben zu machen, sie seien die Partei des Fortschritts geworden; der Generalstab der kommunistischen Partei wiederum bedient sich seiner mit Geschick als eines Fetischs, um seinen Truppen zu verbergen, daß er ins Lager der Gegenrevolution übergegangen ist. Es gabe eine lange Liste, wollte man alle Parteien und Gruppen aufzählen, die heute auf das Zauberwort Revolution in Reih und Glied antreten. Es wird allmählich schwierig, im heutigen Frankreich noch einen Mann unter funfzig aufzufinden, der nicht Revolutionar sein wollte: der zaghafteste Regenschirmhändler führt es den ganzen Tag im Munde. Und er hat nicht einmal unrecht, denn es ist notorisch, daß Revolution heute in demselben Sinne gebraucht wird, wie Ordnung oder Geist, als etwas Abstraktes, das dafür jede Idee von Willen, von Änderung an der Wurzel, von endgültigem Bruch mit dem Bestehenden ausschließt.

Die „Personalisten“¹ sind die ersten gewesen, die schon vor einigen Jahren die nötigen Unterschiede zwischen Revolution und brutaler Revolte, zwischen Revolution und Unordnung herausgestellt haben.

Heute wird es nötig, dem Wort Revolution seinen Sinn und seinen menschlichen Angriffswert wiederzugeben, denn diese Sprachverwirrung ist nicht nur Ausdruck der Verwirrung der Werte; sie ist geradezu ein Mittel, zu dieser hinzuführen und sie noch zu verschärfen.

Vor vier oder fünf Jahren wollte man die Revolution in Verruf bringen, indem man so tat, als konnte sie nichts anderes sein als vergossenes Blut und Unordnung. Heute versucht man im Gegenteil im Publikum einlullende, verschwommene, widerspruchsvolle Vorstellungen davon zu verbreiten. Die Methoden sind verschieden; das Ziel bleibt das gleiche. In den Jahren 1933/34 hoffte man den

¹ (Anm. d. Her.: der Gruppe „Esprit“; siehe nächsten Abschnitt.)

revolutionären Schwung zu brechen, indem man die Revolution mit einem Makel behaftete; 1937 sucht man, sie ihrer Angriffskraft zu berauben, indem man das Wort jedes klaren Sinnes entkleidet; man verdunkelt den Begriff Revolution und hofft die Menschen dadurch auf den Schwimmsand des Zögerns und des ohnmächtigen Zweifels zu fuhren, damit sie dort versinken. Das Verfahren erweist sich als ziemlich wirksam, wenn man nach der unglaublichen Nichtigkeit der Meinungen und Vorstellungen urteilt, die heute so viele Franzosen in politischen Dingen haben. Niemand weiß mehr, wohin er geht, noch was er will. Man wechselt von einer Idee oder von einem Mann zu andern hinüber, ohne Sinn und Grund. Man spielt, oder glaubt es wenigstens, nacheinander mit den verschiedensten und gegensätzlichsten „Revolutionen“. Wenn man dieses harmlose Spiel noch eine Weile fortsetzt, wird eines Tages der unbarmherzigste und sinnloseste der Bürgerkriege daraus entstehen. Denn man schlägt sich niemals mit solcher Erbitterung, als wenn man nicht weiß warum. Simone Weil erinnerte neulich mit besonderer Kraft der Überzeugung in den „Nouveaux Cahiers“ daran, daß der Schrecken der äußeren wie inneren Kriege in umgekehrtem Verhältnis zur konkreten Wirklichkeit ihrer Ursachen steht. Wenn man ohne klares Ziel kämpft, wird die völlige Vernichtung des Gegners der einzig mögliche Kampfpreis.

Da Gedanke und Handlung in der Wirklichkeit untrennbar sind, so halten wir es für nützlich unter den gegenwertigen Umständen, hier in den einfachsten Ausdrücken daran zu erinnern, was das Wort „Revolution“ sagen will.

Das Wörterbuch definiert die Revolution als eine „Änderung“. Etwas summarisch, aber richtig. Man möchte das Beiwort „ge-wollt“ hinzufügen. Enthalten diese beiden Worte nicht in der Tat der Schlüssel für das Schicksal des Menschen, so wie es unsern Augen erscheint, einerlei, ob der Bescheidenste von uns sich daran macht, sich Rechenschaft von sich selbst, vielleicht in sehr mangelhafter Form, abzulegen, oder ob jemand unparteiisch den Ablauf der Geschichte untersucht, wo das Wort seinen vollen und wesentlichen Sinn findet.

Kein gesunder Mensch kann sich damit zufrieden geben, daß ihn die Zeit einfach von der Geburt zum Tode trägt. Jedes menschliche Wesen empfindet oder erkennt das Leben als etwas, das zu kneten, umzugestalten, zu „ändern“ ist. Das Wort „erleiden“ er-

innert immer irgendwie an wirkliches „Leiden“; denn der Mensch kann sich nicht und niemals mit Passivität zufrieden geben. Leiden und Passivität ist ein und dasselbe, in der Wirklichkeit wie in der Etymologie. Darin besteht der Wesensunterschied zwischen dem Menschen und dem Tier. Das Tier — wenigstens soweit wir es wissen können — lebt nicht sein Leben, sondern das Leben. Es kann nur existieren, wenn es in allem den Naturgesetzen gehorcht. Zwar kann auch der Mensch nicht ungestraft gewisse Naturgesetze übertreten, aber das Gebiet, wo er diesen Gesetzen sich unterwerfen muß, ist begrenzt, und diese Grenzen selbst sind keineswegs unverrückbar oder unantastbar; es sind viel eher „Widerstände“ als Grenzsteine. Der Wissenschaft ist es gelungen, das Gebiet, wo der Mensch gehorchen muß, einzuschränken, und sie ist damit noch nicht am Ende. Mit andern Worten: der Mensch ist durch Natur und Leben bedingt; er ist ihnen nicht unterworfen wie das Tier und die Pflanze. Sein eigenes Gebiet ist das der Handlung, das bedeutet: der Veränderung, der Veränderungen, die seine Tätigkeit der äußeren Welt auf allen Gebieten aufzwingt.

Die menschliche Rasse ist eine Rasse von Schöpfern, von Umsturzlern, wenn sie sich begnügt, das Leben bloß zu erleiden, verkommt sie körperlich und geistig. Konservativ sein, ist keine Weltanschauung, soweit man auch den Sinn des Wortes faßt: es ist eine Entartung. Entweder ist der Mensch revolutionär oder er verzichtet darauf, sein Schicksal selbst zu gestalten. Es gibt keinen Mittelwert.

+

Daß es das Schicksal des Menschen ist, zu schaffen, dafür ist die Geschichte Zeuge. Die Tiere haben keine Geschichte, weil sie leben, ohne zu schaffen.

Der Mensch im Gegenteil muß, um zu leben, unaufhörlich gegen die Natur kämpfen und sie seinem menschlichen Willen unterwerfen, seinem Gesetz. Gesetz, das er in allen Stücken hat selbst erfinden müssen und unaufhörlich anpassen muß, und zwar sowohl auf der Ebene der sozialen Beziehungen wie im Gebiet der Dinge, des Stoffes. Gewiß gibt es auch tierische Gesellschaften und manche von ihnen, wie die der Ameisen, Bienen, Biber, sind äußerst verwickelt aufgebaut und kennen eine sehr weit vor-

getriebene Gliederung der Funktionen. Aber das Soziale ist für die Tiere etwas instinktiv Gegebenes. Auch der Mensch wird nicht als Einzelwesen geboren, auch unter Menschen gibt es natürliche Gesellschaften, soweit wir es wissen können; aber diese Gesellschaften sind immer nur ein Anfang, ein Ausgangspunkt; genauer wäre es zu sagen, sie sind eine Berufung und zugleich ein Hindernis. Auch der primitivste Mensch vernimmt den Ruf, folgt ihm früher oder später und packt das Hindernis an. In diesem Sinne kann man, glaube ich, sagen, daß der Mensch sich selbst als Mensch nur in dem Maße empfindet, wie er Formen des Zusammenlebens schafft. Die Sklaverei wurde zu allen Zeiten von den Betroffenen mehr noch denn als eine Last, als ein Makel empfunden. Der Einzelne war ihr anheimgefallen, weil es ihm an schöpferischer Kraft gebrach. War der Sklave nicht, wenigstens in den Anfängen, zumeist ein Kriegsgefangener, der in Gefangenschaft geraten war, eben weil er untüchtig oder weil ihm das Glück nicht hold war, was in der Auffassung vieler Völker ein und dasselbe ist? Und der Leibeigene, der Unfreie des Mittelalters, was ist er sonst, als der einstige Freie, der sich im Sturm der Völkerwanderung nicht auf seiner sozialen Höhe zu erhalten verstand, weil er unfähig zu der schöpferischen Leistung der Anpassung gewesen war, die durch die Ereignisse nötig geworden waren? Henri Pirenne stellt diese psychologische und soziale Tatsache in seiner nachgelassenen „Geschichte Europas“ heraus. Er kommt wiederholt darauf zurück, daß die „Edlen“ nicht Menschen sind, die sich über ihre Mitbürger erhoben haben, sondern im Gegenteil Menschen, die es ihrem Verstand und ihrer Willenskraft verdanken, daß sie ihre Freiheit bewahren konnten. So erscheint die Knechtschaft als die unausweichliche Folge des schöpferischen Unvermögens auf sozialem Gebiet. Die Vorrechte der Edlen erklären sich und finden ihre Rechtfertigung durch die Hilfe und den Schutz, den diese tatkräftigen Bürger in schweren Zeiten den andern zu geben vermochten, die sich unfähig zur Anpassung an eine neue soziale Lage erwiesen. Es ist wohl so, daß ganz allgemein gesprochen der primitive Mensch — primitiv im weitesten Sinne — im Schoß kleiner Kollektivgruppen zur Welt kommt, die jede eine kleine Welt für sich bilden, alle einander fremd und feindselig sind, und wo das Natürliche, das Menschliche und Göttliche (die „Mana“, wie es die Soziologen nennen), das Soziale und Individuelle unentwirrbar verflochten sind, seelisch

und dinglich. Sehr viele Menschenwesen sind noch kaum über diesen Zustand hinausgekommen, den wir „wild“ nennen. Sie alle sind außerhalb der „Geschichte“ geblieben, allen Wechselfällen des „Lebens der Natur“ unterworfen, das der menschlichen Rasse unendlich weniger günstig ist, als den Tierarten. Ob nun diese Menschengruppen, dank besonderer Glücksumstände, sich erhalten haben, oder ob sie untergegangen sind, als Opfer von Seuchen und Stammesfehden, sie stehen irgendwie außerhalb, sie sind aus Furcht oder Unvermögen dem großen Kampf aus dem Wege gegangen, den der Mensch gegen die äußere Welt führt und den wir Geschichte, Zivilisation oder Kultur nennen.

Dem Tode oder dem Leben im Schatten sind nur diejenigen einzelnen und Gruppen entgangen, die zum Bewußtsein ihrer wirklichen Lage vorgedrungen sind, die Unterwerfung verweigert, die es unternommen haben, sich aus dem „Gefängnis Natur“ zu befreien.

Man kann nun vielleicht sagen, daß die revolutionäre Bemühung um Freiwerden sich nach zwei Richtungen, auf zwei Ebenen vollzogen hat:

gegen die äußere Welt einerseits, gegen die Lebensbedingungen, die die Natur dem Menschen auferlegt, das wäre ein Streben nach Wissen und nach Beherrschung der Materie, also eine Leistung von Wissenschaft und Organisation;

gegen den schematischen primitiven Charakter des „Gegebenen“ auf sozialem Gebiet anderseits, ein Bemühen der Mitglieder der primitiven Gruppe also, zu persönlicher Bewußtheit zu kommen, um dann die Gesellschaft neu auf den Grundlagen einer bewußten Schicksalsgemeinschaft zu gründen, die von allen frei gewollt oder doch gutgeheißen wurde. Wobei natürlich das „Gegebene“ immer mehr oder weniger hereinspielt und es nie möglich ist, seinem Zwange ganz zu entgehen. Mit andern Worten: ein Bemühen, das kollektive Magma, das am Anfang da ist, soweit es möglich ist, in eine echte Gemeinschaft von Menschen zu verwandeln, die ihrer eigenen Individualität bewußt sind, und so die durch die Notwendigkeit gegebene Gebundenheit in Bande der Zuneigung und des freien Willens zu verwandeln oder doch jene durch diese zu verdoppeln. So haben sich z. B. die „Genos“ des archaischen Griechenland in „Familien“ aufgespalten, Familien im heutigen Sinne, und haben so der uralten Bindung durch das „Blut“ eine ausgesprochen menschliche Form und Art gegeben.

Diese doppelte Bemühung um Befreiung muß, um ihre volle Fruchtbarkeit zu entfalten, unaufhörlich erneuert werden und immer Hand in Hand gehen. Weil jeder Stillstand ebenso wie jeder Mangel an Gleichzeitigkeit das Tor für neue und gefährliche Formen der Sklaverei öffnet.

Ich will ganz gedrängt versuchen, zu sagen oder ins Gedächtnis zu rufen, warum.



Die äußere Welt gibt sich nämlich nie mit den Niederlagen zufrieden, die der Mensch ihr zufügt: sie strebt immer darnach, den ursprünglichen Zustand wieder herzustellen; und je weiter sie zurückweichen muß, um so starker wird die Feder für den Rückschlag gespannt. Der Mensch dagegen ist nur allzu geneigt, den errungenen Sieg, die erzielte Leistung für einen endgültigen Gewinn zu halten, als etwas, das eine Wirklichkeit, einen Wert an sich darstellt. In Wahrheit ist dieser Wert ganz relativ und gilt überhaupt nur dann, wenn die erzielte Leistung das Sprungbrett einer neuen Bemühung ist, ein Mittel, eine Waffe.

So sind z. B. die verschiedenen Sportarten wertvolle Werkzeuge zur körperlichen und damit auch geistigen Entfaltung und Befreiung des Menschen. Sobald man aber aus dem Sport einen Wert an sich macht, verkümmern die Menschen, die sich seinem Kult unterwerfen, weil der Körper künstlich auf Kosten des Geistes und sehr häufig gewisse Körperorgane zum Schaden anderer entwickelt werden; so wird das körperliche und sittliche Gleichgewicht des Menschen vernichtet.

Um auf ein ganz anderes Gebiet zu kommen: die Franzosen haben sich von 1914 bis 1918 geschlagen, um in Europa einen gerechten und dauernden Frieden herzustellen. Sie haben den Krieg gewonnen. Aber ihre Tatkraft hat nicht ausgereicht, um nach Erreichung dieses ersten Zieles eine weitere schöpferische Leistung zu vollbringen. Sie haben nicht gesehen, daß der militärische Sieg wohl einen Konflikt beendete, aber zugleich, mit derselben Bewegung, auf neuem Plan Probleme schuf, die vorher nicht dagewesen waren; daß die Sicherheit, die die Waffen verschafft hatten, nur wirksam bleiben konnte, wenn sie dazu diente, weiter vorzustoßen, einen tätigen, lebendigen Frieden zu

schaffen. Die Anwendung von Gewalt war nötig gewesen, um überhaupt zu diesen neuen Problemen zu gelangen; die Sicherheit war erforderlich, um in ihrem Schutze den menschlichen und gerechten Frieden zu organisieren, den die Franzosen wollten, aber sie war ganz und gar unfähig, ihn gleichsam „auszuschwitzen“. Ganz im Gegenteil, diese „Sicherheit“ als mythisches Idol aufgerichtet, dieser bewaffnete Friede konnte nur ein unübersteigliches Hindernis für die Wiederversöhnung der feindlichen Völker bilden.

Weil die Franzosen nicht begriffen haben, daß die Sicherheit ein Mittel und kein Zweck war; daß der Friede ein Werkzeug schöpferischer Gemeinburgschaft hatte sein müssen, das taglich und in den vielfältigsten Formen im Dienst der Menschen und Nationen einzusetzen war, nicht eine philosophisch-diplomatische Theorie, deswegen ist es dahin gekommen, daß die Franzosen Gefahr laufen, sich morgen für eine ebenso nutzlose, wie mörderische Verteidigung dieses „Friedens“ erschießen zu lassen, der in das eisige und unmenschliche Gebiet der abstrakten Wesenheiten projiziert worden ist.

Diese Beispiele sind keineswegs Ausnahmefälle. Man konnte tausend andere zitieren. Sobald der Mensch aufhört, schöpferisch tätig zu sein, auf welchem Gebiet es auch sein mag, fällt er in die Sklaverei zurück. Sklaverei der äußeren Welt, die immer darnach strebt, zum Naturzustand zurückzukehren; Sklaverei seines eigenen Werkes, das sich zum Tyrannen aufwirft. Ich nenne als Beispiel nur die Wissenschaft, jene unvergleichliche Waffe geistiger und materieller Befreiung, solange der Mensch sie vortreibt und als „offen“ ansieht. Die zum schrecklichsten Tyrannen des Geistes und Körpers wird, sobald die Menschen dazu neigen, sie als abgeschlossen, als vollkommen anzusehen, sobald sie behaupten, man könne ihre Gegebenheiten in absoluten Dogmen festhalten und müsse ihren angeblichen Gesetzen gehorchen. Man möge sich nur erinnern, was für Unheil vor einigen fünfzig Jahren im Namen des „Szientismus“ angerichtet worden ist, man lese die „Beste der Welten“ von Huxley wieder, wo der Mensch die Diktatur der Wissenschaft erleidet, statt aus ihr seine Dienerin zu machen; man denke an die Unfruchtbarkeit der Dichtkunst und des Theaters in Frankreich des achtzehnten Jahrhunderts, die dadurch entstand, daß man aus jenen klassischen „Kanons“, die ihren Schöpfern hundert Jahre vorher so gute Dienste geleistet hatten, unbedingte und endgültige Werte machen wollte.

So hat der Mensch auf dem Plan des Kampfes gegen die äußere Welt nicht nur gegen die Natur zu kämpfen, sondern ebenso gegen sich selber: gegen die Kraft der Tragheit, die der schöpferischen Kraft entgegenwirkt; gegen die Neigung, aus dem Werk, das er vollendet hat, einen Gotzen zu machen, Neigung, die übrigens kaum etwas anderes ist, als eine besonders heimtückische Form der Tragheit.



Gleichlaufend mit diesem Streit gegen die Natur kämpft der Mensch gegen die Unterschiedslosigkeit des ursprünglich gegebenen sozialen Zustandes und schafft soziale Formen — oder versucht es wenigstens — die nicht nur auf die primitiven Bande gegründet sind, sondern auf Solidarität und auf freien und freiwilligen gegenseitigen Austausch, sowohl im Geistigen, wie im Stofflichen. An die Stelle der ungegliederten sozialen Masse möchte er eine organische Ordnung setzen, die auf Beziehungen von Mensch zu Mensch beruht.

Es sieht aus, als falle ihm in den meisten Fällen diese politische Anstrengung, politisch im wahren Sinne des Wortes, noch schwerer als der Kampf gegen die Natur; und als mache die Verselbständigung derer, die zunächst nur Zellen einer primitiven Kollektivgemeinschaft sind, nur sehr langsame Fortschritte; denn die Menschen scheinen sich aus dem anfänglichen Magma nur einer nach dem andern und in sehr langen Abständen herauszuarbeiten. Mit andern Worten, die Kraft der Ansteckung und des Anreizes durch das Beispiel scheint auf diesem Gebiete unendlich weniger stark zu sein, als im Bereich der Befreiung von den Gesetzen der Natur.

Wie hatten unter diesen Umständen die ersten, denen es gelang sich herauszuarbeiten, der Versuchung widerstehen können, ihre Tat persönlicher Befreiung zu vergöttlichen und ein „Königtum“ zu errichten? (Dies Wort in weitestem Sinne genommen, halb symbolisch.) — Anstatt ihren Gefährten den Weg der Freiheit zu zeigen und ihnen zur Bewußtheit zu verhelfen, machen sie sich zu Befehlshabern; sie erheben sich über die andern und behaupten, sie seien die Verkörperung des Volkes. Anstatt Anreger und Leiter ihrer Gruppe zu sein, werfen sie sich zu Göttern und Herren auf. Die Versuchung ist um so stärker, als der Kampf gegen die Natur an sie höhere Ansprüche stellt als an die andern;

die Zeit, die sie auf „politische“ Anleitung verwenden müßten, scheint ihnen verloren für den Kampf gegen die äußere Natur. Und ist es nicht so, daß das herdenmäßige Denken die Zucht erleichtert oder zu erleichtern scheint, die nötig ist, um jenen Kampf zu führen?

Haben die Pharaonen nicht Jahrhunderte gewonnen, als es ihnen gelang, den Nil dem Menschen dienstbar zu machen und darauf die ägyptische Wirtschaft aufzubauen? Es war ein herrlicher und fruchtbarer Sieg des Menschen über die Natur. Eine Tat persönlicher Befreiung, die der Ahnherr ihres Geschlechtes vollbrachte, haben sie vergöttlicht und darauf den Bestand ihrer Dynastie gegründet.

+

So scheint es mir, als sei die Trägheit der einen, sich aus der ungliederten Masse zu erheben, und der Verrat der andern, denen dies geglückt ist und die nur an ihren eigenen Nutzen denken, die wahre Ursache, daß die Befreiung des Menschen vom Zwang der äußeren Natur nicht Hand in Hand geht mit seiner politischen Befreiung.

Zweifelloos spüren die Menschen, insbesondere seit dem achtzehnten Jahrhundert, in sich das Bedürfnis, das Zusammenleben auf die Freiheit zu gründen und diese Art der Ausbeutung auf politischem, wie auf wirtschaftlichem Gebiet zu zunichte zu machen. Aber bisher sind sie kaum weitergekommen, als die politische Freiheit und Revolution mit Bezug auf den vergöttlichten Staat anzusehen. Daher stammen zwei falsche revolutionäre Haltungen: die der demokratischen Jakobiner und die der Anarchisten.

Jene haben geglaubt, das unterdrückte Volk wurde die Freiheit erlangen, indem es den Staat eroberte und sich darin einrichtete — ganz, wie der Junge in den „Elenden“ von Victor Hugo sich im Bauch des Holzelefanten einrichtete — durch das Mittel des Parlamentarismus und des allgemeinen Wahlrechtes.

Diese, schon weit bewußter, aber nur auf den Druck starrend, den der Staat auf den Menschen lasten läßt, haben seine Zerstörung gefordert.

Die Demokraten haben nun allerdings den Staat erobert; aber er hort deswegen nicht auf, die Menschen zu unterjochen. Nur daß es jetzt im Namen der Nation, der Freiheit, des Volkes, der Vernunft geschieht, aus denen man Gotzen gemacht hat, und nicht

mehr im Namen des „göttlichen Rechtes“. Jetzt sind es nicht mehr die „Tyrannen“ und die „Aristoi“, die aus der Macht eine Maschine zur Unterdrückung der Menschen machen, sondern es ist die Kaste der Politiker und der Finanzleute. Die Änderung ist rein äußerlich.

Die Beseitigung des Staates durch die Anarchisten würde zu keinem andern Ergebnis führen. Denn die Freiheit ist keine Wirklichkeit an sich, sie ist immer bedingt. Die Abschaffung jeder Art sozialen Zwanges wurde nur die „Starken“ — in schlechtem Sinne — begünstigen zum Schaden der „Schwachen“. Die nur zu berüchtigte wirtschaftliche Freiheit des neunzehnten Jahrhunderts kann als Beweis dienen; sie hat vor allem den „Haisfischen“, den Ausbeutern, Nutzen gebracht.

Man kann eben in Wirklichkeit dem Wort Freiheit einen Sinn, und folgerichtig, eine konkrete Anwendung nur geben, wenn man es als die Möglichkeit definiert, daß ein jeder außerhalb alles Zwanges die schöpferischen Anlagen entwickeln kann, die er auf diesem oder jenem Gebiet menschlicher Tätigkeit besitzt. Nur durch schöpferisches Handeln kann der Mensch zu seinesgleichen in Beziehung treten und bleiben, ohne daß er sie unterjocht oder von ihnen abhängt. Nur durch schöpferisches Handeln vermag er der seelischen Vereinsamung zu entfliehen, die immer auf ihn lauert.

L'Ordre Nouveau, 107 Boulevard Raspail, Paris; Heft 41 v. 1. Juni 1937

IV.

ESPRIT

Rein oberflächlich gesehen, mögen die Bestrebungen der Gruppe „Esprit“ als nahe verwandt mit denen von „Ordre Nouveau“ erscheinen. Beide Gruppen sind etwa gleichzeitig entstanden, und beide wollen an die Stelle der Anarchie und des Kampfes aller gegen alle, die die letzte Auswirkung des hemmungslos gewordenen Liberalismus sind, eine sinnvolle neue Ordnung setzen.

Aber zwischen beiden Bewegungen bestehen Wesensunterschiede, die es unmöglich machen, sie zu verwechseln oder von der einen zu reden und die andere nicht zu nennen.

Unterschiede zunächst im Äußern. Während „Ordre Nouveau“ eine Gruppe im strengen Sinne ist, eine Gemeinschaft, die als solche geschlossen auftritt und wo alle Mitglieder gleiche Geltung haben, hat „Esprit“ einen ausgesprochenen Führer, der ihm seinen Stempel aufdrückt: Emmanuel Mounier.

Unterschied in der geistigen Eigenart: „Ordre Nouveau“ wurzelt in der französischen Revolution und der Erklärung der Menschenrechte; „Esprit“, ohne diese zu verleugnen, hat seine tiefen Wurzeln im Christentum. Es bildet in gewisser Hinsicht den Übergang von den Laienbewegungen zu den geistlichen. Manche wollen darin auch den Versuch einer undogmatischen Synthese zwischen Katholizismus und Protestantismus, eine Entwicklung christlicher Ideen über das Konfessionelle hinaus sehen. Wenn sich die Gruppe „Geist“ nennt, so taucht dahinter das Wort „Gott ist Geist“ auf, und ihre Veröffentlichungen atmen den Glauben nicht nur an das Geistige, sondern an den (göttlichen) Geist. Dazu bedurften sie des Wortschatzes der Konfessionen nicht.

Vielleicht ist es nicht uninteressant, hier das Bild wiederzugeben, das Raymond Millet, Redakteur des „Temps“, in seiner aufschlußreichen Broschüre „Le Communisme ou quoi?“ (Verlag Bernard Grasset) von Emmanuel Mounier gezeichnet hat:

„Dem Leiter von „Esprit“, Herrn Emmanuel Mounier, sieht man „es an, daß er vor allem ein Denker ist. Aber die Philosophie ist für „ihn nur Vorspiel zum Handeln; er beschränkt sich nicht darauf, „sondern setzt sein ganzes Wesen ein, zuvörderst die ganze Kraft „seiner Empfindung.

„Stellen Sie sich keinen spanischen oder italienischen Mystiker „vor, den die Leidenschaft für die Wunden Christi verzehrt oder die „Liebe zum „Bruder Wind“ erfüllt. Nein, dieser Idealist scheint eher „nordischen Ursprungs. er ist groß und blond wie ein Skandinavier, „zugleich sanft und derb, wie es deren Art ist, und in seinen hellen „Augen, deren Farbe wechselt, wie die des Wassers der kalten Meere, „leuchten abwechselnd Freundschaft, Willenskraft und Spott auf.“

Die Gruppe „Esprit“ gibt, wie „Ordre Nouveau“ — und wie jede Gruppe, die ins Breite wirken will, — seit 1932 eine Zeitschrift heraus, die ihren Namen trägt. Auch hier ist man überrascht von der außerordentlichen Fülle an Gedanken und an Material, die darin zusammengetragen ist.

Aus seiner Lebenserfahrung und seiner christlichen Grundhaltung hat Emmanuel Mounier seine Philosophie des „Personalismus“ ent-

wickelt. In Frankreich ist die Philosophie etwas sehr Lebendiges geblieben, etwa so, wie wir sie uns im alten Griechenland denken Liebe zur Weisheit mehr als abstrakte Lehre. Überall begegnet man „Philosophen“, die sich selbst ganz unbefangen so nennen oder denen die Mitwelt diesen Namen gibt. Manchmal sind es noch junge Menschen, die sich durch scharfes und originelles Denken auszeichnen und die irgendeine Idee gefunden oder wieder ausgegraben haben, unter deren Gesichtswinkel sie nun die Welt der Gedanken oder Erscheinungen stellen. Bei uns gibt es eigentlich nur noch „Professoren der Philosophie“. Das ist natürlich kein Zufall, sondern hat tiefe Gründe, die uns vor allem in dem grundverschiedenen Wesen der beiden Sprachen begründet zu sein scheint. Wer im Deutschen eine Wirkung ausüben will, muß sich konkret, dinglich, saftig ausdrücken; damit sind von vornherein Grenzen gezogen. Die französische Sprache stellt dem Denker eine Fülle von abstrakten Ausdrücken zur Verfügung, wie geprägte Münzen, mit denen er hantieren kann. Ins Deutsche übernommen, werden diese Ausdrücke zu schemenhaften „Fremdwörtern“ mit konventioneller Bedeutung, die man erlernen, über die man sich einig werden muß. Alle die „Ismen“, mit denen die Franzosen arbeiten — und oft „jonglieren“ — sind uns versagt, sobald wir den engen Bereich der Philosophie als Wissenschaft verlassen.

Der „Personalismus“ — dieser Ismus scheint uns verständlich und keinen Mißdeutungen ausgesetzt — will die Dinge so neu ordnen, daß die menschliche Person (wir würden lieber sagen, die unsterbliche Seele des Menschen), die jetzt im Gerassel des Mechanischen kaum noch sich Geltung verschaffen kann, wieder zu ihrem Rechte kommt. Ein durchaus christlicher Gedanke, wie nicht weiter dargelegt zu werden braucht. Die Achtung vor dem Werte des Ewigen im Menschen, in jedem Menschen, auch dem verachteten Negersklaven, war eine der Ideen, die das Christentum wie Hefekeime in die in Verwirrung geratene antike Welt hineinwarf, die rasch wuchsen und alles durchsäuerten. Und wer will leugnen, daß für zahllose Menschen das Leben heute wieder zu einem Sklavenleben geworden ist? Nicht nur für die arbeitenden Massen, oft noch ausgesprochener für die Großen der Erde: wenn man ihrem Leben zusieht, dieser Hetzjagd, die sie umhertreibt, ohne die sie den zahllosen Ansprüchen nicht genügen können, die das Leben an sie stellt, der sieht, daß sie echte Sklaven ihrer Stellung geworden sind, die kaum je zur Besinnung auf sich selbst und ihr ewiges Teil kommen können.

Die Philosophie des „Personalismus“ hat ihren Niederschlag in zwei Büchern von Emmanuel Mounier gefunden: „Revolution personaliste et communautaire“ und „Manifeste au service du personalisme“. Wir bringen die Einleitung und das Inhaltsverzeichnis des Manifestes. Der Übertragung ins Deutsche setzte unsere Sprache nicht geringe Schwierigkeiten entgegen

MASZSTAB UNSERES HANDELNS

Aus dem „Manifest im Dienste des Personalismus“

Von Emmanuel Mounier

Wir nennen personalistisch jede Lehre, jede Gesittung, die das Vorrecht der menschlichen Person betont, vor den materiellen Notwendigkeiten, auch vor den kollektiven Einrichtungen, die ihrer Entfaltung dienen.

Wenn wir unter der Idee des Personalismus alle die Bestrebungen zusammenfassen wollen, die einen Weg über den Faschismus, über den Kommunismus und über die verkommene bürgerliche Welt hinaus suchen, so sehen wir wohl die Gefahr, die darin liegt, daß viele sich auf das neue Wort stürzen werden, weil es ihnen gelegen kommt und sie des eigenen Suchens enthebt; um damit zu glänzen; um ihre Gedankenarmut, ihre innere Unsicherheit zu verhüllen. Wir sehen die Zweideutigkeiten voraus, die entstehen werden, die Bestrebungen, ein alleinseigmachendes Dogma daraus zu machen. Es wird der personalistischen Formel ergehen, wie jeder Wortformel, die nicht ständig neu mit schöpferischem Inhalt gefüllt wird: viele werden kommen, um daran zu schmarotzen. Deshalb stellen wir ohne Verzug folgendes fest:

Personalismus ist für uns nur ein Kennwort, eine Sammelbezeichnung zu bequemerem Gebrauch für verschiedene Lehren, doch nur für solche, die sich in der geschichtlichen Lage, in die wir gestellt sind, über die einfachsten physischen und metaphysischen Bedingungen einer neuen Zivilisation einigen können. Der Personalismus will keineswegs eine neue Schule sein, noch eine Heils-

lehre, noch ein geschlossenes System. Er will sich zum Zeugen von Willenskraften machen, die nach gleichem Ziel streben, will sich in ihren Dienst stellen, ohne an ihre Mannigfaltigkeit zu rühren, nur um für sie nach Mitteln zu suchen, die ihnen ermöglichen, wirk-samen Druck auf die Geschichte auszuüben.

Wir sollten daher nicht sagen: Der Personalismus, sondern die Personalismen. Unser unmittelbares Ziel ist, gegenüber grob-schlachtigen und teilweise unmenschlichen Auffassungen von Zivi-lisation die einfachen Grundlagen herauszuarbeiten, auf die man eine Zivilisation stellen konnte, deren Mittelpunkt die menschliche Person ware, Grundlagen, denen jedermann zustimmen kann. Sie mußten zuallererst in hinreichendem Maße innerlich wahr sein, damit die neue Ordnung nicht gleich den Keim zu innerem Zwi-spalt mit auf die Welt bringt, dabei überzeugend genug, um alle die zu erfassen, die zwar auf verschiedene philosophische Rich-tungen zerstreut sind, doch aus dem gleichen Geiste kommen. Die gemeinsame Charte, die wir entwerfen, braucht sich nicht mit den letzten Wahrheiten aller dieser Philosophien auseinanderzusetzen; es bleibt der geistigen Arbeit des einzelnen überlassen, die Über-einstimmung herzustellen. Und wenn dabei der oder jener, wie es nur natürlich ist, die letzten Ziele aller Zivilisation anders sieht als wir, dann liegt unserm ganzen Wesen nichts ferner, als einer solchen aus dem Leben geborenen Stellungnahme Gewalt antun zu wollen, zugunsten einer gemeinsamen Ideologie die dem einzelnen fremd und für alle gefährlich wäre. Es genügt, wenn wir uns darüber einig sind, wie die Civitas gebaut sein muß, damit alle diese Richtungen frei ihre werbende Kraft spielen lassen können, im Gegensatz zu jenen Gemeinwesen, wo man allen miteinander die Atemluft versagen wurde.

Die Grundwahrheiten, auf die wir unsere Schlüsse und unsere Handlung aufbauen, sind überdies keine Erfindung von gestern. Neu soll und kann allein die Art sein, wie wir sie auf eine neue ge-schichtliche Lage übertragen. Was wir suchen, tastend noch, ist ein Ausweg aus dieser Lage, und diesem Streben geben wir als Lösungswort den eigentümlichen Namen des Personalismus.

Wenn wir von den zukünftigen Schwatzern des Personalismus von vornherein abrücken, so heißt das letzten Endes, daß wir ver-langen, nach unsern Taten beurteilt zu werden. Nicht jede Handlung ist eine Tat. Eine Handlung ist nur dann gultig und wirksam, wenn sie als Maßstab zuvörderst die Wahrheit genommen hat, aus der

sie ihren Sinn schöpft, sodann der geschichtlichen Lage Rechnung trägt, die die Bedingungen schafft, unter denen sie erst möglich wird und Aussicht auf Verwirklichung hat. In einer Zeit, wo alles nach tatkräftigem Handeln schreit und wo es gar nicht darauf anzukommen scheint, in welcher Weise und nach welcher Richtung gehandelt wird, wofern nur irgend etwas geschieht, in einer solchen Zeit ist das allerdringendste Erfordernis, jene beide Grundbedingungen jeder erfolgreichen Handlung ins Gedächtnis zu rufen und sie selber zu erfüllen. Sie sind es, die uns in Gegensatz bringen, sowohl zu den Ideologen, wie zu den Politikern.

Die Politiker, die auf Wahrheit oder Irrtum pfeifen, die kleine Tagesereignisse, Augenblickserfolge, Aufbrausen von Eintagsleidenschaften für geschichtliche Ereignisse halten, haben es von ihrem Blickpunkt aus verhältnismäßig leicht, aus blutleeren Prinzipien eine Zivilisation, die ihnen angemessen ist, in den Raum des Absoluten hineinzuturmen. Dabei kommen nur Gedankengebäude und Wolkenkuckucksheime heraus. Aber den meisten „Spiritualismen“ wohnt der gleiche Irrtum inne, und darum wollen wir unsere Methode hier gleich deutlich davon absetzen.

Entweder nimmt diese sogenannte Geistigkeit die Form eines mehr oder minder starren Vernunftsystems an. Dann wird aus Ideen oder neuerdings aus theoretischen Erwägungen, die dem technischen Gebiet entnommen sind, ein System aufgerichtet, von dem man meint, man könne es der gegebenen Wirklichkeit einfach durch die Macht des Gedankens aufzwingen. Wenn dann die lebendige Geschichte oder die Wirklichkeit des Menschen sich widersetzt, meint man erst recht seiner „Wahrheit“ treu bleiben zu müssen; man klammert sich krampfhaft an sein System, um es in seiner ganzen geometrischen Unbeweglichkeit rein zu erhalten.

Oder man erhebt „sittliche Forderungen“, und das ist nicht weniger gefährlich. Gleicherweise der lebendigen Wirklichkeit des gegebenen Seins fremd wie die Doktrinäre, stellen die Moralisten ihr zwar nicht ein ausgeklugelteres System, aber moralische Gebote entgegen, die sie hemmungslos verallgemeinert haben. Anstatt auf den Ablauf der Ereignisse mit starken Geisteskräften einzuwirken, die auf genaue Kenntnis der Notwendigkeiten und Möglichkeiten unserer Zeit gegründet sind und gestatten, den Hebel an der rechten Stelle anzusetzen, vergeuden sie wertvolle Kräfte in wohlgemeinter, aber wirkungsloser Beredsamkeit. Manche möchten

wohl weitergehen und sich mit den Kräften des Bösen kritisch auseinandersetzen. Aber dann begehen sie den Fehler, sich an das Gewissen der einzelnen zu wenden; sie ermahnen diese, die Tugenden in sich zu pflegen, die die sittliche Kraft eines Gemeinwesens ausmachen. Dabei vergessen sie, daß in der heutigen Welt starke Kollektivkräfte entfesselt sind, die sich der Herrschaft des Geistes entzogen und Einrichtungen und Notwendigkeiten geschaffen haben, an denen niemand vorüberkommt; sie vergessen auch, daß das Geistige selbst nur wirken kann, wenn es im Fleisch verkörpert ist. Und so bilden sie eine ständige Gefahr, daß wertvolle geistige Kräfte, die wir so nötig brauchen könnten, um auf die gegebene Wirklichkeit einzuwirken, nutzlos vergeudet werden, weil sie das Ziel gar nicht treffen, sondern darüber hinweg- oder daran vorbeischießen.

Wenn wir uns nun auf geistige Werte berufen und ihr Vorrecht behaupten, so wollen wir weder in den Fehler der Doktrinare, noch in den der Moralisten verfallen. Wir erfassen die Zivilisation in ihrem ganzen Durchmesser. Sie ist ein wunderliches Gemisch von Techniken, von Strukturen und Ideen, die alle von Menschen betätigt werden, d. h. von schöpferisch freien Wesen, und worin alles sich hält und trägt. Aus ihrem Bau kann man nichts herausnehmen; fehlt ein Zahnrad oder ist es schadhaft, so kommt gleich das Ganze in Gefahr.

Dabei sind aber diese Techniken und Strukturen vollgepfropft mit Zwangsläufigkeiten, mit toten Überbleibseln der Vergangenheit, mit erloschenen Kräften, die trotzdem ihre Bahn ziehen und den Ablauf der Ereignisse beeinflussen. Und die lebendigen Ideen sind belastet mit schemenhaften Gedankengebäuden, erstarrten Abstraktionen, unzulässigen Verallgemeinerungen zum Gebrauch der Massen; sie alle wirken auf die Geister ein und sind Widersacher des Schöpferischen.

Im Gegensatz zum wirklichkeitsfernen Idealismus und zu den bloßen Forderungen der Morallehrer rechnen wir in weitem Umfang mit vorhandenen Grundbestandteilen der Zivilisation und allem, was dadurch bedingt und davon untrennbar ist. Danach richtet sich unser Urteil und die Technik unseres Handelns. Die Verteidiger des Geistigen hatten die lebendige Wirklichkeit aus den Augen verloren; daß sie sie wiederentdeckt haben, verdanken sie der empfindlichen Lehre, die der Marxismus mit seinen Übertreibungen ihnen erteilt hat.

So aus unserm dogmatischen Schlummer aufgeschreckt, aber weit entfernt, dadurch in der Sicherheit unserer endgültigen Stellungnahme beeinträchtigt zu werden, vermögen wir vielmehr jetzt erst auf festem Grund aufzubauen. Ohne uns von der greifbaren Wirklichkeit der drängenden Probleme zu entfernen, können wir nun aussprechen, daß eine jede Zivilisation ihren seelischen Inhalt und ihren wesenhaften Stil weder von dem Stand ihrer technischen Möglichkeiten, noch vom Antlitz der sie beherrschenden Gedanken empfängt, noch auch davon, wie glücklich sie alle Regungen der Freiheit in sich zum Zusammenklang zu bringen vermocht hat, sie ist vielmehr zuallererst eine Antwort, die im Bereich des Jenseitigen auf einen jenseitigen Ruf erteilt wird, sie ist ein Wagnis im Gebiet des Ewigen, zu dem der einzelne Mensch in der Einsamkeit seines Herzens verantwortlich Stellung nehmen muß.

Wir wollen hier unsere Ausdrücke genau überprüfen. Wir wollen Zivilisation im engeren Sinne den Stand der biologischen und sozialen Anpassung des Menschen an seinen Körper und seine Umwelt nennen; Kultur die Ausweitung der Bewußtheit, die Fertigkeit, die der Mensch in der Handhabung seiner geistigen Gaben erwirbt, und seinen Anteil an der Art, wie eine Epoche oder Gruppe sich der Umwelt gegenüber verhält und welche Gedanken sie sich im Hinblick auf das Allgemeingültige darüber macht; Geistigkeit die Entdeckung des tieferen Lebens der Person. Wir haben damit zugleich übereinanderliegende Ebenen eines vollkommenen Menschentums bezeichnet. Wir sind der Meinung, daß eine im Diesseits verkörperte Geistigkeit, wenn sie sich in ihrem Fleische bedroht fühlt, zuerst die Pflicht hat, sich und die Menschen von einer Zivilisation zu befreien, die als Druck auf den einzelnen lastet, und daß sie sich nicht in Furcht oder Bedauern oder Ermahnungen flüchten darf. Darin berühren wir uns mit dem Marxismus; aber im Gegensatz zu ihm behaupten wir, daß es keine andere als jenseitig ausgerichtete Zivilisation und Kultur geben kann. Nur eine Arbeit, die über die bloße Leistung und Gütererzeugung hinauszielt, nur eine Wissenschaft, die nicht bloß aufs Nutzliche gerichtet ist, eine Kunst, die mehr sucht, als das sinnlich Wohlgefällige, schließlich ein persönliches Leben, das ein jeder einer geistigen Wirklichkeit weihet, die ihn über sich selbst hinaushebt - nur sie sind imstande, die Last einer toten Vergangenheit abzuschütteln und eine wahrhaft neue Ordnung zu geben. Daher müssen wir an der Schwelle des Handelns daran denken, einen Maßstab für den Menschen und die Zivilisation zu suchen.

Dieses Maß darf entgegen der Meinung aller Reformbestrebungen nicht eng gefaßt werden.

Geschichtlich gesehen, geht die Krise, die von uns Lösung erheischt, weit über die Ausmaße einer einfachen politischen Krise oder selbst einer einschneidenden Wirtschaftskrise hinaus. Wir erleben den Zusammenbruch eines Abschnittes der Zivilisation, der geboren ist am Ende des Mittelalters, einerseits befestigt, anderseits untergraben durch das Zeitalter der Industrie, kapitalistisch in seinem Aufbau, liberal in seiner Gedankenwelt, bürgerlich in seiner Ethik. Wir nehmen teil an den Geburtswehen einer neuen Zivilisation, deren Umrisse und geistiger Inhalt noch nicht klar zu erkennen sind, weil die zusammenbrechenden Formen und die krampfhaften Zuckungen der zu Ende gehenden Zivilisation sie verdunkeln. Jede Handlung, die sich nicht bis zur Höhe dieses geschichtlichen Problems aufschwingt, jede Lehrmeinung, die dieser Tatsache nicht Rechnung trägt, ist vergebliche Knechtsarbeit. Fünf Jahrhunderte der Geschichte sind ins Wanken gekommen, fünf Jahrhunderte der Zukunft fangen an, sich herauszukristallisieren. An diesem kritischen Punkt hängt es von der Klarheit unserer Einsicht ab, ob unsere unmittelbaren Handlungen verurteilt sind, sofort im Gewühl unterzugehen, oder ob sie in die Ferne wirken können. Gewiß, man darf keinem Leiden die lindernde Arznei versagen, sofern sie Erleichterung schafft, ohne Schaden anzurichten, und man darf auch nie außer acht lassen, wie langsam die Geschichte vorwärts schreitet und was für Übergangszustände sie kennt; aber deshalb muß man doch diejenigen, die heute alle Kräfte aufwenden, um die Umwälzung zu verhindern, oder die Köpfe in den Sand stecken, davon überzeugen, daß sie unabwendbar ist und daß sie nur die Wahl haben, sie zu leiten oder von ihr zermalmt zu werden.

Unser geistiges Streben darf nicht enger gespannt werden als das geschichtliche. Sollen nun auch wir, wie andere, davon reden, daß ein neuer Mensch geschaffen werden müsse? Ja und nein.

Nein, wenn man meint, jede geschichtliche Epoche bringe einen neuen Menschentypus hervor, der von Grund auf verschieden sei von dem Menschen der vorangegangenen Zeitalter, einfach infolge der Einwirkung veränderter Lebensumstände und der fortschreitenden Gesamtentwicklung der Menschheit. Wir glauben, daß ein Mensch nur durch seine persönliche Anstrengung neu geboren werden kann und daß die äußeren Umstände dabei hemmen oder

fördern, aber selbst nichts Neues schaffen. Wir glauben auch, daß der Einfluß der äußeren Struktur sich niemals auf den ganzen Menschen erstreckt. Wir denken, daß in der menschlichen Natur Kräfte und Neigungen vorhanden sind, die sich ewig gleich bleiben, Ihre Grenzen bestimmen zu wollen, freilich, dazu sind wir zu bescheiden! So viele Jahrhunderte haben uns zu sehr an unsere ewigen Unvollkommenheiten gewöhnt, als daß wir immer genau wußten, was denn nun natürlich bedingt und was altererbte Krankheit ist. Um die Grenzen zu ziehen zwischen dem, was eigentlich menschlich und was es nicht ist, wäre eine unendliche Reihe von Versuchen, Irrtümern, Abenteuern nötig. Hier, wo der Boden leicht zu bearbeiten schien, stößt man auf Felsen, und dort, wo man meinte, der Widerstand sei durch die ewigen Gesetze des Alls bestimmt, gibt der Boden unerwartet nach. Es ist Überheblichkeit oder Einfalt, zu denken, alles sei Natur, oder zu bestreiten, daß etwas Natur sei.

Aber wir hüten uns wohl, zu behaupten, daß ein neuer Mensch unmöglich sei, wie es die Satten tun, die den Dienst am Ewigen mit der Bewahrung ihrer Vorrechte oder mit der trostlosen Unfruchtbarkeit ihrer Einbildungskraft verwechseln und die die zufällige Lebenslage, zu der die Unordnung der Zeit einen Menschen verdammt, für den Ausdruck seiner wahren Natur halten. Daran, daß es möglich wäre, den meisten Menschenleben ein neues Antlitz zu geben, wenn man sie nur von all der Knechtschaft erlosen konnte, die sich beim modernen Menschen seiner inneren Berufung entgegenstellt, ist kein Zweifel erlaubt. Für uns, die wir dem Menschen ein geistiges Schicksal zuschreiben, ist es noch augenscheinlicher, daß die Kräfte und Möglichkeiten seiner erst so unvollkommen geubten und erforschten Natur längst nicht ausgeschöpft sind und daß er die Welt unaufhörlich mit seiner Schöpferkraft befruchten konnte. Im Schoße der Geschichte ruht noch mehr als eine Möglichkeit, welches auch die Gaben und Grenzen der menschlichen Natur sein mögen.

Zu einer neuen Zivilisation gehört ein neuer Mensch: die Gefahr scheint uns kleiner, den Ehrgeiz zu hoch zu spannen, als zu niedrig. An jedes Zeitalter ergeht der übermenschliche Ruf der Geschichte: ob es ihn hört oder sich ihm verschließt, davon hängt ab, ob es ein Werk vollbringt, das seiner würdig ist. Unser Fernziel bleibt, was es im Jahre 1932 war: nach vier Jahrhunderten der Irrtümer geduldig und gemeinsam die Renaissance neu zu beginnen.

Das im Oktober 1936 erschienene Manifest des Personalismus, das im bewußten Gegensatz zum kommunistischen Manifest treten will, besteht aus vier Teilen.

Der erste Teil: „Die moderne Welt, Feindin der Person“ umfaßt drei Kapitel. Zuerst wird mit der zu Ende gehenden bürgerlichen und individualistischen Zivilisation abgerechnet: wie an die Stelle des ursprünglich heldischen Ideals der Renaissance immer mehr ein kleinbürgerliches Ideal getreten ist, wie das Geistige immer blutleerer und schemenhafter wurde und die Gemeinschaft immer mehr zerfiel. Sodann folgt eine Darstellung der sogenannten „faschistischen“ Zivilisationen und endlich eine ausführliche Auseinandersetzung mit dem Marxismus.

Im zweiten Teil: „Was ist der Personalismus?“ werden im ersten Kapitel die Grundsätze einer personalistischen Zivilisation auseinandergesetzt. Zunächst wird definiert, was eine Person ist und dann die Person in die Umwelt hineingestellt: Person und Individuum, Person und Berufung, Person und Selbstüberwindung, Person und Autonomie, Person und Gemeinschaft. Dann wird gezeigt, wie eine echte Gemeinschaftskultur nur auf der Grundlage der vollen Entwicklung der menschlichen Persönlichkeit möglich ist.

Der dritte und umfangreichste Teil: „Hauptstücke eines personalistischen Regimes“ besteht aus sechs Kapiteln:

1. Erziehung der Person.
2. Privatleben.
3. Kultur der Person.
4. Wirtschaft.
 - a. Der Kapitalismus gegen die Person.
 - b. Grundsätze einer Wirtschaft im Dienste der Person.
5. Die politische Gesellschaft.
6. Die Gesellschaft der Völker und Rassen.

Im vierten Teil: „Grundsätze der personalistischen Aktion“ werden schließlich drei Fragen gestellt, die die praktische Arbeit betreffen:

- I. Wie anfangen?
- II. Was tun?
- III. Mit wem zusammengehen?

Der ganze Text umfaßt 242 Seiten.

Manifeste au service du Personnalisme; Ferdinand Aubier, Editions Montaigne.

LE PLAN FRANÇAIS

Mit diesem Abschnitt wenden wir uns den Plänen zu, die einen so großen Raum im geistigen und politischen Leben der französischen Nation in den letzten Jahren eingenommen haben. Ihrer aller Vater ist, eingestanden oder nicht, der Plan des Belgiers Henrik de Man, der, etwas verwässert, in Belgien zur Ausführung gekommen ist, der von vielen Franzosen begeistert begrüßt und gepriesen wurde, aber doch trotz gewisser Erfolge an den Problemen selbst nichts geandert hat

Der Aufruhr vom 6. Februar 1934 hatte den Franzosen plötzlich zum Bewußtsein gebracht, wie verwirrt und chaotisch die Lage in ihrem eigenen Lande geworden war. Die Wirtschaftskrise, die endlich auch in Frankreich empfindlich fühlbar geworden, die Auflösung vieler Bande, vieler Hemmungen durch die Verwilderung der Kriegszeit, fast mehr noch der Nachkriegszeit hatten jenen Zustand geschaffen, in dem sich in Frankreich plötzlich der Abgrund des Bürgerkriegs zu öffnen schien.

Nichts ist dem französischen Wesen so durchaus entgegengesetzt und im innersten Wesen zuwider wie alles Chaotische. Das Ich Frankreich erschrak zu Tode vor dem Blick in den Abgrund. Es versuchte wenigstens gedanklich so schnell als möglich an die Stelle des Chaos eine logische Ordnung zu setzen, etwas woran sich zum mindesten der Geist anklammern könnte, um nicht zu versinken. Die Frucht dieser durchaus naturbedingten, innerlich notwendigen Reaktion waren die „Pläne“, die wie Pilze aus dem Boden schossen. An allen Ecken und Enden schlossen sich Gruppen und Gruppchen zusammen und traten nach einiger Zeit mit einem Plan, ihrem Plan hervor: nun war das Vaterland gerettet. Etwas Kindlich-Wohlthuendes (dem man so oft im geistigen Leben Frankreichs begegnet und worüber zu spotten zu billig ist) lag in diesem Eifer, eine narve Gläubigkeit.

Die Gruppe „Dynamo“, von der wir noch hören werden, hat später ein Viertelhundert dieser Pläne gesammelt und Punkt für Punkt verglichen; wie es nicht anders sein kann, sehen sich viele sehr ähnlich, und viele haben ihr Gedankengut andern entlehnt. Die Feuerkreuze waren es sich ebenso schuldig, einen Plan zu verfassen, wie die royalistische „Action Française“ und ein berühmter Romanschriftsteller stand beim „Plan vom 9. Juli“ Pate. Eine Zeitlang konnte der

für einen schlechten Bürger gelten, der nicht auch einem Komitee für einen Plan angehört. Eine ungeheure Summe geistiger Arbeit ist hier bewältigt worden; daß sie vergeblich war, denken wir nicht. Abgesehen von dem Nutzen, den jeder daraus zieht, wenn er sich geistig mit einem Problem oder einem Komplex von Problemen auseinandersetzt, sind wir des Glaubens, daß ein jeder zu Ende gedachte und in klare Worte gefaßte Gedanken die Welt des Geistes bereichert, den geistigen Schatz der Sprache, in der er sich ausdrückt, vermehrt, von nun an da ist, als etwas Serendes, Unzerstörbares, von dem Kräfte ausgehen. Die Besonderheit von Paris, seinen Vorzug, den es vor allen andern Hauptstädten voraus hat, erblicken wir eben in dem dort aufgestapelten, zu Ende gedachten Gedankengut, das die ganze Atmosphäre erfüllt und gleichsam ionisiert.

Nach Ablauf von drei Jahren sind es im wesentlichen noch drei Pläne, die die Öffentlichkeit beschäftigen: der Plan des allgemeinen Gewerkschaftsbundes (C.G.T.), der der christlichen Gewerkschaften und der sogenannte „Plan Français“. Wir möchten dazu den Plan der Kriegsteilnehmer rechnen, von dem ein starker Einfluß auf den Ablauf der Entwicklung ausgegangen ist, den aber die Berufspolitiker gerne totschweigen, weil sie fürchten, früher oder später die Herrschaft an die Kriegsteilnehmer abgeben zu müssen.

Es würde den Rahmen dieses Buches weit überschreiten, auch nur in großen Zügen zu umreißen, worin denn die Reformen bestehen sollen, von denen man die Rettung Frankreichs erwartet. Der Plan der C.G.T. erhofft, wie nach der marxistischen Lehre zu erwarten, das Heil von dem Übergang der Produktionsmittel in die Hände des Staates als des Treuhänders der Arbeiterschaft. Er will im großen und ganzen an die Stelle des zugellosen Privatkapitalismus den Staatskapitalismus setzen, eine Tyrannei für eine andere. Den christlichen Gewerkschaften schwebt mehr eine christlich-patriarchalische Ordnung vor, die notwendig auf den guten Willen aller rechnen muß. Beide Pläne, die im einzelnen vorzügliche Gedanken enthalten, verdanken ihre Bedeutung dem Gewicht der Organisationen, die hinter ihnen stehen.

Für uns weit interessanter, weil nicht von gegebenen Dogmen ausgehend, in deren Prokrustesbett das lebendige Leben gezwängt werden mußte, ist der „Plan Français“, dessen geistige Urheber Marcel Déat und einige seiner Freunde sind. Marcel Déat, Professor der Geschichte und Schüler der Ecole Normale Supérieure, ist der Führer der Neusozialisten, die sich 1933 von den Sozialdemokraten (S.F.I.O.)

abgespaltet haben. Richtiger würden sie Altsozialisten heißen, weil sie auf den ursprünglichen französischen Sozialismus zurückgehen, der lange vor Marx da war und im Marxismus einen Irrweg sieht.

Der „Plan Français“ ist stark, wenn auch uneingestanden, von den Ideen des „Überflusses“ beeinflusst, die Jacques Duboin in Frankreich verbreitet hat und denen wir in einem der nächsten Abschnitte begegnen. Aber er zieht daraus nicht die radikalen Folgerungen der „Front des Überflusses“. Man kann ihn so kennzeichnen, daß er die bisherigen Formen der neuen Lage anpassen möchte. Dadurch gewinnt er eine gewisse praktische Brauchbarkeit. Niemand wird leugnen, daß die in den folgenden Auszügen vorgeschlagenen Maßregeln ganz gut durchführbar wären und schon eine wesentliche Verbesserung der Lage herbeiführen könnten. Das Bestehende, und sei es noch so sinnlos geworden, kann eben niemals mit einem Federstrich beseitigt werden; es ist da, wirkt durch seine Schwerkraft, sein Beharrungsvermögen, und es umzuwandeln ist oft aussichtsreicher, als es durch ganz Neues zu ersetzen.

Wir geben hier das Inhaltsverzeichnis des bei den Verlegern Fasquelle erschienenen Buches „Le Plan Français“ und dann Auszüge aus zwei Kapiteln, die uns deshalb bemerkenswert schienen, weil die darin vertretenen Meinungen sich den Ideen des Nationalsozialismus nähern, so der Grundsatz des „sozialen Nutzens“ und des „gerechten Preises“, die in Wirklichkeit eine schroffe Abkehr vom wirtschaftlichen Liberalismus bedeuten.

LE PLAN FRANÇAIS

(Nov. 1935)

Vorwort von Marcel Déat

DIE LEHRE

1. Einleitung.
2. Der Überfluß als Quelle des Elends, ein ungeheuerlicher Widerspruch der Neuzeit.
3. Auf welche Weise kann man die Reichtümer, die die Menschen zu erzeugen vermögen, unter sie verteilen?
4. Der Verkauf mit Nutzen einzige Quelle der Kaufkraft.

5. Der Wettbewerb der Preise macht den Verkauf mit Nutzen unmöglich, daher wird nur ungenügende Kaufkraft geschaffen, und diese ist mit volligem Verschwinden bedroht
6. Der Haushalt des Staates hängt unmittelbar von der Kaufkraft seiner Bürger ab
7. Welches sind die Mittel, die Kaufkraft wiederherzustellen und zu mehren?
8. Die Bildung von Kaufkraft muß eine kontinuierliche Schöpfung sein.
9. Notwendigkeit des Eingreifens des „Gesamtwillens“, der den Austausch im Dienste des allgemeinen Interesses regeln muß. Schaffung und Befolgung eines neuen Rechtes, als notwendige Ergänzung der „Menschenrechte“.
10. Der soziale Preis Seine Rolle Seine Umgrenzung. Die Beziehungen, in denen er zu den verschiedenen Faktoren der Erzeugung stehen muß, insbesondere zum Preis der Arbeit (dem Lohn) und den Notwendigkeiten sozialer Fürsorge.
11. Neue Zeiten, neue Einrichtungen.
12. Der internationale Handel, von den Weltpreisen unabhängig gemacht, wird zum Diener des Gemeinwohls und zum Mittel der Annäherung der Völker.
13. Das Problem der Landwirtschaft. Der Verkauf der Bodenerzeugnisse mit ausreichendem Nutzen ist die Grundlage jeder wirtschaftlichen Wiederaufrichtung.
14. Rolle des Kredits und des Sparens. — Notwendigkeit die Kapitalanlagen der Kontrolle des Gemeinwohls zu unterwerfen.
15. Die Lösung der Krise und die Wiederaufnahme der Entwicklung nach einem ununterbrochenen sozialen Fortschritt hin ist nur eine Frage einer richtig rechnenden, klugen und gerechten Einsicht.

DER VERKAUF MIT NUTZEN EINZIGE QUELLE DER KAUFKRAFT

Wir möchten diesen ersten Grundsatz aufstellen: Auf unserem Planeten kann es keinerlei andere Quelle geben, aus der Kaufkraft entstehen könnte, weder mittelbar noch unmittelbar, weder sofort

noch auf Termin, als den Verkauf mit Nutzen Selbst der Diebstahl macht keine Ausnahme.

Der Verkauf mit Nutzen ist nichts anderes als der moderne Ausdruck des Urgesetzes, das jeder menschlichen Gesellschaft zugrunde liegt: das Gesetz des „donnant-donnant“ oder des Austausches. „Gib mir was du hast, und ich gebe dir dafür, was ich habe“, so reden noch heute Kinder und Wilde. — „Do ut des“, ich gebe, damit du gibst, lautete das lateinische Sprichwort.

Unter der Herrschaft des Tauschhandels war diese für beide Teile nutzbringende Gegenseitigkeit unmittelbar und ins Auge fallend. Sie war es noch, obwohl in geringerem Maße, unter der Herrschaft des doppelten Austausches, der mit dem Gebrauch des Metallgeldes verknüpft war. Sie ist weniger leicht wahrnehmbar und verschwindet sogar aus dem Gesichtskreis unter der Herrschaft der Gutschriften, unter der wir leben. Das ganze Problem der gegenwärtigen Stunde liegt darin, diesem Gesetz wieder Geltung zu verschaffen und es der Vielfalt des modernen Austausches anzupassen.

Denn man kann sehr wohl verkaufen, ohne daß dabei ein Austausch stattfindet. Jeder von uns kann das, was er von seinem Nachbarn kauft, nur mit dem Nutzen bezahlen, den ihm seine eigene Erzeugung läßt. Wenn er nun ohne Nutzen oder gar mit Schaden verkauft, so wird es ihm unmöglich, von den andern irgend etwas zu erwerben, d. h. er verzichtet bewußt auf Austausch. Zwei Ursachen haben uns gleichlaufend und zwangsläufig zu diesem Verzicht geführt, einerseits die unbegrenzten Möglichkeiten, die Erzeugung zu vergrößern, die dem technischen Fortschritt zu verdanken sind, andererseits das zügellose Unterbieten der Preise.

Betrachten wir die soziale Bedeutung irgendeiner Erzeugung, z. B. eines Stückes Tuch.

Wenn es gelingt, das Stück Tuch mit Nutzen zu verkaufen, so wird es zuerst dem Erzeuger der Wolle einen ausreichenden Preis gegeben haben. Dann hat es allen denen Kaufkraft verliehen, die daran mitgearbeitet haben: Handlanger, gelernte Arbeiter, Aufseher, Zeichner, Buchhalter, Ingenieure, und von dieser Kaufkraft konnten sie andere Güter erwerben. Es ist sogar vorgekommen, daß ein Unternehmer, der mit dem Geschäftsgang zufrieden war, von selber Löhne und Gehälter aufgebessert hat. Das Stück Tuch hilft

weiter, die Arbeit der Geschäftsreisenden, der Verwaltung, der Direktion zu entlohnen. Es trägt einen Teil der allgemeinen Unkosten und vermehrt damit die Kaufkraft einer Menge verwandter Zweige: Betriebskraft, Beleuchtung, Versicherungen, Werbewesen usw. Sodann gestattet es, Steuern zu zahlen, die auf mittelbare Weise wieder die Kaufkraft der Unterstützungsbedürftigen, des Militärs, der Beamten, bis zu den Gesetzgebern selbst nahren. Endlich sichert es in der Form von Zinsen oder Dividenden eine neue Kaufkraft denen, die das Kapital zur Verfügung gestellt hatten, das ja in Wirklichkeit nichts anderes ist als für die Zukunft aufgespeicherte Kaufkraft.

Aber was wird nun, wenn durch das Spiel des freien Wettbewerbs das Stück Tuch ohne Nutzen verkauft werden muß, oder gar mit Schaden, wie es jetzt häufig genug vorkommt? Denn es sieht ja aus, als wenn die Erzeuger, in der Sorge um die Falligkeiten, um Bargeld zu bekommen, nicht weiter dächten, als wie sie ihr Hinsiechen verlängern könnten.

Dann brauchen die Fabrikanten zunächst ihre Rücklagen auf, d. h. ihre Bankguthaben oder das Geld in der Kasse. Danach versuchen sie die Kapitallasten zu vermindern, indem sie die Dividende verringern oder den Zinsfuß herabzusetzen trachten. Als nächstes kommt die Drosselung der Unkosten, die in Wirklichkeit den Umsatz der anderen darstellen. Sodann setzen sie Löhne und Gehälter herab. Weiterhin entziehen sie sich so weit als möglich der Besteuerung. Schließlich schranken sie schrittweise den Betrieb ein und erhöhen dadurch die Arbeitslosigkeit, und als letztes kommt der völlige Stillstand und die Auflösung, die eine Menge Tuch zu Schleuderpreisen auf den Markt wirft und dadurch den Konkurrenten unmöglich macht, einen nutzbringenden Betrieb aufrechtzuhalten.

Eine Erzeugung also, die nicht zu einem Verkauf mit Nutzen führt, verliert sehr rasch die Fähigkeit, ihre doppelte Rolle zu erfüllen, nämlich einerseits Verbrauchsgüter in ausreichender Menge bereitzustellen, anderseits allen denen, die an der Erzeugung beteiligt sind, zu gestatten, ihrerseits nun den ihnen zukommenden Teil der Gesamterzeugung zu verbrauchen. Und dies ist in Wahrheit der einzige Grund dessen, was man „die Krise“ nennt.

Aus dem Gesagten geht schon hervor, daß, was wir hier den Nutzen nennen, nicht in dem engen Sinne gemeint ist, den man

gewöhnlich damit verbindet, nämlich ausschließlich den Nutzen, den das investierte Kapital dem Unternehmer abwirft. Aber wir mochten, um weiterhin richtig verstanden zu werden, ausdrücklich darauf hinweisen.

Wir verstehen unter Nutzen die Summe dessen, was die Erzeugung und Lieferung eines für die Gemeinschaft bestimmten Gutes allen an dieser Erzeugung Beteiligten einträgt.

In unserem Verrechnungssystem stellt also der Gesamtnutzen der Erzeugung die Summe dar, die an Löhnen, Gehältern und sonstigen Einkünften von ihr verteilt wird. Wir nennen dies den sozialen Nutzen. Dieser Nutzen kann unzureichend sein, wenn ein Produktionszweig vor den andern benachteiligt wird. Umgekehrt kann er im Verhältnis zu den andern übermäßig sein. Das, worauf es ankommt, ist eben, hier etwas Ordnung zu schaffen.

Der soziale Nutzen fängt dort an, wo ein einziger Arbeiter Lohn empfängt, sei dieser noch so bescheiden, und unbeschadet des weiteren Schicksals des Unternehmens. Es kann vorkommen und kommt oft vor, daß ein Unternehmen eine große Summe an Löhnen und Gehältern verteilt, ohne daß der Unternehmer selbst einen rechnungsmäßigen Gewinn hat. Ein solches Unternehmen wird sich unter den Konkurrenten als nicht lebensfähig erweisen, aber deshalb hat es doch einen sozialen Nutzen verteilt, den man nur nicht mit dem Buchgewinn verwechseln darf.

Uns interessiert nur der soziale Nutzen, d. h. die Verteilung von Kaufkraft. Aber dabei darf man nicht außer acht lassen, daß ein Unternehmen, das mit Verlust arbeitet, notwendig mit der Zeit zum Stillstand kommt, einfach darum, weil Soll und Haben niemals ausgeglichen sind. Schon die Furcht vor der Unterbilanz führt automatisch zum Schrumpfen der Löhne, Gehälter und aller Ausgaben.

Aus diesem Grunde und in diesem Ausmaße ist der soziale Nutzen aller an einer Gütererzeugung Beteiligten letzten Endes vom rechnungsmäßigen Gewinn des Unternehmens abhängig, und daher sind wir der Ansicht, daß beide in ein richtiges Verhältnis gebracht werden. Denn ein Verkauf ohne Nutzen für den Unternehmer führt unausweichlich dazu, zu einem Verkauf ohne sozialen Nutzen zu werden.

DIE FRAGE DER LANDWIRTSCHAFT

Nutzbringender Verkauf der Erzeugnisse des Bodens ist die Grundlage alles wirtschaftlichen Neuaufschwungs

Der Mann, der als erster Ausspannung von der Jagd oder der Bodenbearbeitung gesucht hat, indem er mit seinen Händen ein Tongeschirr formte, hat eine ganz neue Ordnung der Dinge geschaffen. Mit der Zeit erlangte er Fertigkeit darin, und da seine Gefäße praktisch waren, so lag es nahe, daß die andern für seine Nahrung sorgten, damit er sich ganz seiner neuen Aufgabe widmen konnte, im Austausch gab er ihnen seine Topfereien: so entstand das Gewerbe. Vorbedingung dafür war, daß auch wirklich ein Austausch von Dienstleistungen stattfand, daß unserem Mann wirklich jemand die Töpfe um Nahrung abnahm; sonst hätte er selber wieder auf die Jagd gehen oder seinen Acker bebauen müssen.

Wenn wir nicht sehr acht geben, kann es uns geschehen, daß wir, zehn Jahrtausende später, eben dieses Schicksal erleiden. Gewiß hat das Rechengeld den ursprünglichen Tauschhandel ersetzt. Aber gerade dieses Rechengeld, seinem wirklichen Zweck entfremdet, hat dazu geführt, daß wir zwar vom Bauern verlangen, daß er uns ernährt, ihm aber nichts im Austausch geben wollen.

Jetzt ist es so, daß Bauer und Weingärtner, wenn sie einmal die Arbeitslöhne, den Kunstdünger, Unterhalt und Erneuerung von Scheune, Keller, Werkzeug, Landmaschinen, Pachtzins bezahlt und die Erzeugnisse des Jahres verkauft haben, sich im Besitz von weniger Bargeld befinden, als sie zu Beginn des Jahres besessen hatten. Sie sind also armer geworden. Kann man da wirklich sagen, daß wir ihnen im Austausch gegen ihre Erzeugnisse etwas gegeben haben?

Und doch sind es die Bauern, die, weil sie der Scholle treu geblieben sind, den ganzen industriellen Aufstieg, allen menschlichen Fortschritt erst möglich gemacht haben, indem sie eine stetig wachsende Zahl von Menschen der Notwendigkeit enthoben, selber die Nahrungsmittel zu erzeugen. Der Dienst, den sie der Ge-

meinschaft erweisen, ist das natürliche Gegenstück aller anderen menschlichen Betätigung.

War denn nicht im Anfang das Ziel und der Daseinsgrund aller gewerblichen Tätigkeit eben das Bestreben, dem Ackerbauer, der die Nahrung lieferte, seine Arbeit zu erleichtern? Sind wir ihm nicht einen gerechten Anteil an den nützlichen und angenehmen Dingen schuldig, die menschlicher Erfindungsgeist in immer wachsendem Maße hervorbringt? Haben wir nicht den stillschweigenden Pakt, schimpflich verletzt, der zu Beginn zwischen denen, die die Erde bearbeiten, und den andern abgeschlossen worden ist. Und wie konnten Gewerbe und Handel außerdem hoffen, in sich selbst den Ausgleich zu finden, wenn sie diese Masse von Verbrauchern außer acht lassen, deren geborene Schuldner sie sind, denen sie Austausch schulden, und die in Frankreich einundzwanzig Millionen Individuen ausmachen, mehr als die Hälfte der Bevölkerung?

Und doch ist es in Wirklichkeit so, daß die Bauern am meisten unter dem freien Spiel von Angebot und Nachfrage leiden. Man ist drauf und dran, so zu tun, als wenn der wesentliche Dienst, den sie der Gemeinschaft leisten, gar nicht bestünde, weil sie angeblich zu viel produzieren. Früher, wenn sie eine Menge erzeugten, die wir mit 100 beziffern wollen, so empfingen sie im Austausch dafür rechnungsmäßig so viel an andern Gütern, wie ihren Bedürfnissen entsprach. Jetzt haben sie ihre Erzeugung auf 130 gesteigert (wozu man sie unaufhorlich ermuntert hat), und jetzt sind sie auf einmal rechtlos und können nicht mehr hoffen, aus ihrer Arbeit irgendwelchen Nutzen zu ziehen. Ist das zulässig? Ist das überhaupt denkbar? Moralisch gesehen ist es eine Verleugnung der Gerechtigkeit, sozial gesehen eine Ungeheuerlichkeit.

*

Hier muß also, mehr als anderswo, der Wille der Gesamtheit eingreifen, im Dienste des öffentlichen Wohles.

Mehr als von andern Erzeugnissen gilt es von denen des Ackerbaus, daß sie zu einem sozialen Preis verkauft werden müssen, d. h. zu einem Preise, der nicht nur dem Ackerbauern ein sicheres und ausreichendes Einkommen gewährt, sondern ihm auch gestattet, sich in steigendem Maße den ihm zukommenden Teil der

andern menschlichen Erzeugnisse zu verschaffen, was die Vorbedingung alles Fortschrittes ist. Der Preis, den er erzielt, muß außerdem seinen Anteil an den Soziallasten einschließen, und wir zögern nicht, zu sagen, daß je notiger ein Erzeugnis der Menschheit ist, desto besser verhältnismäßig der Preis sein muß, den es erzielt; d. h. der Preis muß außer der ausreichenden Entschädigung des Erzeugers auch den sozialen Ausgleich sichern helfen.

Damit wollen wir sagen: anstatt die Soziallasten dem Luxus aufzuburden, der immer Mittel und Wege findet sich daran vorbeizudrücken, ist es viel sicherer und einfacher, sie von den Erzeugnissen aufbringen zu lassen, die jedermann braucht.

Wer von uns zur Stunde noch über ein großes Einkommen verfügt, zahlt weder Brot, noch Zucker, noch Fleisch, noch Milch, noch Kohle zu ihrem sozialen Preise. Er zieht unbillig Nutzen aus dem zu niedrigen Preise, den das Gesetz von Angebot und Nachfrage zur Folge hat, und trägt so nicht den auf ihn entfallenden Teil der sozialen Lasten. Und wenn man uns entgegenthält, daß doch der Brotpreis für Reiche und Arme immer derselbe sein wird, so antworten wir, daß in der von uns geplanten Organisation der Lohn des Arbeiters automatisch steigen wird, während das Einkommen des Reichen dasselbe bleibt.



Die Schwierigkeit liegt darin, zu erreichen, daß der soziale Preis der Bodenerzeugnisse und einiger verwandten Produkte auch wirklich eingehalten wird. Während es verhältnismäßig leicht ist, industrielle Erzeugnisse zu kontingentieren oder Mindestpreisen zu unterwerfen, schien es uns ganz unzweckmäßig, ebenso mit den Bodenerzeugnissen zu verfahren.

Anderseits sind wir uns bewußt, daß halbe Maßregeln ganz unwirksam wären. Davon, daß der Staat finanziell eingreifen würde, reden wir gar nicht, weil sich das buchhaltungsmaßig nicht durchführen läßt.

Deshalb sind wir der Ansicht, daß diese folgenschwere Frage nur gelöst werden kann, wenn man zwischen Erzeugung und Verbrauch Einkaufs- und Verteilungsorgane einschaltet.

Die wesentliche Aufgabe dieser Stellen wurde sein, das normale Spiel der Preise wieder herzustellen, wie es sich auswirken würde,

wenn die landwirtschaftliche Gesamterzeugung mengenmäßig gerade dem Verbrauch entsprechen wurde.

Die Geldgebarung dieser Stellen wurde vom Staatshaushalt ganz unabhängig sein. Ihr Personal wurde man aus dem des gegenwärtigen Großhandels nehmen, nur daß es vereidigt und einer strengen Überwachung unterworfen wurde.

Die so zu schaffenden Ämter, nämlich für Getreide, Wein, Milch und Seefische, könnten von den Vertrauensmännern der Erzeuger selbst verwaltet werden. Aber sie waren auch, wie es sich gehört, im allgemeinen Interesse einer Kontrolle unterworfen, die der leitende Organismus der nationalen Wirtschaft auszuüben hätte.

Wir sind der Ansicht, daß keinerlei Grund vorliegt, die landwirtschaftliche Erzeugung Frankreichs zu beschränken oder zu kontingentieren, aus folgenden Gründen:

1. Wir können nicht voraussehen, wie groß unser eigener Verbrauch sein wird, sobald einmal jeder über ausreichende Kaufkraft verfügt.

2. Die französische Erzeugung ist sehr vielgestaltig und kommt von einem außerordentlich zerstückelten Besitz, wird daher niemals massenhafte Überschüsse liefern

3. Rings um uns wohnen Nachbarn, die von der Natur weniger gut bedacht sind, denen wir unsern Überfluß anbieten können und die uns im Austausch die Rohstoffe oder Industrieprodukte geben können, die uns fehlen.

Unsere Ämter werden also jeweils die Gesamtheit der Erzeugung aufkaufen

Sie werden jedoch die Ankaufspreise so staffeln, daß ein stetiger Anreiz zur Verbesserung der Güte gegeben ist, damit nach und nach die minderwertigen Erzeugnisse vom Markte verschwinden, die jetzt wegen ihres billigeren Preises gerade gesucht sind. Auf diesem Gebiete müssen wir weniger die Menge, als die Güte suchen. Das wird zugleich die beste Werbung für Fremdenverkehr sein. Und wäre es nicht schön, wenn sich in Zukunft überhaupt zwischen den zivilisierten Nationen eine edlere Art von Wettbewerb einbürgern wird, die darin bestünde, daß jede danach trachtete, ein Höchstmaß von Wohlbefinden zu erreichen?

Die Ämter kaufen also nun die Gesamterzeugung zu einem Preise, der den Produzenten eine genügende Kaufkraft verleiht, und zwar wie groß auch die Mengen sein mögen. Hier konnten die

Preise von 1928 als Grundlage dienen. Ihre Aufgabe wäre weiterhin, die innerfranzösischen Verkaufspreise zu bestimmen, im Verhältnis zu den verbrauchten Mengen, so zwar, daß aus der Gesamtoperation weder Verlust noch Nutzen flösse, da es sich ja um eine Arbeit für das Gemeinwohl handelt. Die Gemeinschaft wurde ihnen lediglich die allgemeinen Unkosten zuruckerstatten.

Wenn also der französische Gesamtverbrauch eines Jahres nur 70 Millionen Hektoliter beträgt, während das Amt 100 gekauft hat, genügt es, daß es sodann die 70 Millionen zu einem Preise verkauft, der den Einkauf der 100 Millionen plus Unkosten deckt. Wir erinnern daran, daß eine Verteuerung des Preises, die daraus entstehen konnte, bedeutungslos ist, weil die gesamte Preisskala, ebenso wie Löhne und Gehälter untereinander in einem festen Verhältnis stehen werden. Was kann es dem einzelnen ausmachen, das Brot selbst zum doppelten Preise zu bezahlen, wenn er infolge des wiederhergestellten wirtschaftlichen Austausches selbst das Doppelte und mehr verdienen kann?

Dem Getreideamt wird also ein Überschuß an Getreide bleiben, der mit Null zu Buche steht. Diesen Überschuß wird es unsern Nachbarn anbieten, zum Weltmarktpreis, und für den Erlös werden wir im Austausch Rohstoffe oder Industrieerzeugnisse erwerben können.

Diese Rohstoffe oder Produkte wird unser Amt in Frankreich zum inneren sozialen Preis verkaufen und dabei einen Gewinn erzielen, der verschiedene Bestimmungen erhalten kann.

1. Er kann dazu dienen, den Getreidebauern im nächsten Jahr einen höheren Preis zu zahlen.

2. Er kann dem Amt für Außenhandel überwiesen werden, das ihn dazu verwendet, verschiedene Ausfuhr-Industrien zu begünstigen, soweit das zur Bezahlung unserer Einfuhr nötig ist. Obwohl die Wiederherstellung des freien Spieles des Warenaustausches erlauben mußte, auf solche Kompensationen zu verzichten.

3. Die beste Lösung schiene uns aber, wenn solcher Überschuß einfach der Autonomen Kasse für Sozialfürsorge überwiesen würde. So käme der Überschuß an Getreide den Alten und Armen zugute, was gewiß das Natürliche ist. Aber diese waren imstande, es zu kaufen. Man hatte so vermieden, daß, infolge der Überproduktion die Preise ruiniert würden und brauchte nicht den Überschuß

gratis an die Armen verteilen, was mit einer gesunden Wirtschaft unvereinbar ist.

Wir müssen unterstreichen, daß diese Ämter in keiner Weise das bisherige Verteilungssystem zu ersetzen hätten; sie werden weder Groß- noch Kleinhandel treiben. Die Grossisten werden einfach ihren Bedarf beim Amt decken, wie sie es bisher beim Erzeuger getan haben, und werden weiterhin den Kleinhandel versorgen. Die Großmühlen z. B. werden die gerechte Entlohnung erhalten, die dem geleisteten Dienst der Umwandlung von Getreide in Mehl entspricht und werden ihren schlechten Ruf als Spekulanten verlieren.

Vielleicht wird es nötig sein, da und dort große Speicher und Lagerhäuser zu errichten, aber im Grunde kann nichts erwünschter sein, als nützliche öffentliche Arbeiten auszuführen.

Und wenn einmal der soziale Preis der hauptsächlichen Bodenerzeugnisse gesichert ist, wird es vielleicht gar nicht nötig sein, die Preise der Nebenerzeugnisse, wie Geflügel, Eier, Gemüse, Obst zu regeln. Wenn der Bauer an seinen Haupterzeugnissen ausreichend verdient, hat er es nicht nötig, die Nebenerzeugnisse zu verschleudern.

Immerhin, unser Ziel, allen Erzeugern landwirtschaftlicher Produkte eine stets wachsende Kaufkraft zu geben, darf nicht aus den Augen verloren werden. Und wenn sich herausstellte, daß die Hebung der Preise in den Hauptprodukten. Getreide, Milch, Wein und Alkohol nicht ausreichte, um dem Kleinbauern die Kaufkraft zu geben, die er braucht, so würde das Gemeinwohl erfordern, daß entweder auch die Preise der Nebenerzeugnisse geregelt oder dem Kleinbauern ein besserer Preis für die Haupterzeugnisse gezahlt wurde.

So muß z. B. auch dem Viehzüchter ein normaler und steigender Verdienst gesichert werden. Dafür wurde vielleicht eine Kompensationskasse genügen, die bei sinkenden Preisen den Überschuß aufkaufen und exportieren, bei ungerechtfertigter Preissteigerung dagegen importieren würde. Worauf es ankommt, das ist, immer und überall den Ausgleich zwischen Soll und Haben zu suchen, weil nur dann jedem das Höchstmaß an Verbrauch ermöglicht wird.

VI.

LA RÉPUBLIQUE DES COMBATTANTS

Diesen Titel trägt der Plan, den die *Union Fédérale d'Anciens Combattants*, die größte der französischen Kriegsteilnehmer-Organisationen, im November 1934 veröffentlicht hat. Der Einwand liegt nahe, daß er in dem Kapitel „Gruppen“ fehl am Platze sei. In Wirklichkeit ist auch dieser Plan die Arbeit einer kleinen Gruppe, einer „Mannschaft“ erfahrener, aufrechter und kluger Männer, die sich um den Präsidenten der *Union Fédérale*, den in Deutschland sehr bekannten Henri Pichot, sammeln. Im November 1934 hat der Plan nur seine endgültige Fassung erhalten, mit den darin enthaltenen Ideen war Henri Pichot bald nach dem Putsch vom 6. Februar, im Monat März 1934 hervorgetreten. Damals war die ganze, so wichtige Welt der Kriegsteilnehmer in grollende Bewegung gekommen und die Dachorganisation aller Verbände, die *Confédération Nationale* (die als solche nur repräsentative und verwaltungstechnische Aufgaben hat) hatte Vertreter aller Verbände zu einem großen Nationalrat zusammenberufen. Dort hatte Pichot seinen Ideen Anerkennung und Geltung verschafft.

Später hat die *Confédération Nationale* selbst einen Plan ausarbeiten lassen, der ein verwässerter Abguß der „*République des Combattants*“ ist und nie Bedeutung erlangt hat. Auch die zweite große Kriegsteilnehmer-Organisation, die etwas mehr rechts stehende „*Union Nationale de Combattants*“, hat ein „*Programme d'Action Civique*“ ausgearbeitet, das ohne die „*République des Combattants*“ undenkbar wäre, im ganzen etwas zahmer und bürgerlicher.

Im März 1934 schien es eine Weile, als seien die Kriegsteilnehmer berufen, die politische Führung im Lande zu übernehmen. Fehlte ihnen der Mut, oder war die Zeit noch nicht reif? Als dann im Jahre 1936 die Volksfront an die Regierung kam, machten sich die Politiker gern ein bißchen über die schwerfälligen, gutgläubigen „*Anciens Combattants*“ lustig, denen sie sich weit überlegen fühlten. Die Dinge haben sich wieder geändert. Im Jahre 1938 ist das Parlament sehr tief im Ansehen gesunken; es hat auch die Selbstachtung verloren. Die Mi-

nisterpräsidenten lassen sich von ihm Vollmachten bewilligen und schucken es in die Ferien, wie es ihnen beliebt, und die Kammer geht gehorsam auf alles ein, was man ihr zumutet. Das wäre noch vor zwei Jahren in Frankreich unmöglich gewesen und zeigt am besten, wie weit die Veränderungen schon fortgeschritten, die ungesehen in den Tiefen vor sich gehen.

An sich sind die Organisations der Kriegsteilnehmer die beste Vertretung des französischen Volkes, die man sich denken kann, eine viel getreuer als das gewählte Parlament. Sie umfassen alle Schichten und in ihnen die Besten, die ihr Leben für das Vaterland eingesetzt haben, und schließen sie in einem Geist brüderlicher Liebe zusammen. Die frei gewählten Männer der Kriegsteilnehmer sind so authentischere Vertreter des Willens des Volkes, als viele Abgeordnete, die ihre Wahl Ränken und Umtrieben verdanken.

Es ist daher durchaus möglich, und in gewisser Hinsicht fast wahrscheinlich, daß das französische Volk diesen Führern eines Tages, wenn die Politiker am Ende ihrer Weisheit angekommen sein werden, die Macht überträgt, damit sie die erforderlichen, einschneidenden Reformen durchführen. Wohin man auch blickt, man sieht sonst niemanden, der über das nötige Ansehen verfügt. Diese Tatsache rechtfertigt wohl, wenigstens einige Auszüge aus der „République des Combattants“ zu geben.

WAS GEHT IN FRANKREICH UND IN DER WELT VOR ?

I. Bei uns

Verfall der Sitten, Krise der Einrichtungen, Unordnung in der Wirtschaft

Frankreich, das Land der Klarheit, ist ganz verstört.

Versagen des politischen Personals, Erlahmen des bürgerlichen Pflichtgefühls, Ruckgang der sozialen und beruflichen Moral, Skandale, die man hatte verhindern können und die nur schwächlich unterdrückt werden — all das erscheint jetzt grellbeleuchtet den Augen der Franzosen, die ein Volk ehrbarer und arbeitsamer Menschen sind.

Eine Regierung, die nicht auf der Höhe ist, Unordnung in Politik und Verwaltung, Versagen der öffentlichen Gewalt angesichts ernster wirtschaftlicher und sozialer Probleme, allgemeine Unzufriedenheit und öffentliche Unruhen, die von Parteileidenschaften angefacht werden: das ist wahrlich ein beunruhigendes Schauspiel, während doch die internationalen Ereignisse erfordern, daß Frankreich auf der Hut sei und Ordnung bewahre, um ihnen seine ganze Aufmerksamkeit und Wachsamkeit schenken zu können

Und mit den Schwierigkeiten des Lebens, Arbeitslosigkeit, mangelndem Absatz, Defizit im Staatshaushalt, sozialen Mißständen, Elend in den Familien hat die Unsicherheit ihren Einzug gehalten, in einem Land, das doch ganz bestimmt reich an Hilfsquellen aller Art ist

So sieht sich die französische Nation vor die Notwendigkeit gestellt, ihre Einrichtungen in Ordnung zu bringen und zu erneuern.

Auch wenn die Wirtschaftskrise nicht wäre, so konnte das Land nicht lange mit gestörter Verwaltung, in sozialer Verwirrung leben, ohne Gefahr für seine innere und äußere Sicherheit zu laufen. Die Staatsreform, seit langem gefordert aus dem Bestreben nach politischer Vervollkommnung, ist jetzt zu einer dringenden Notwendigkeit geworden

Aber sie ist um so dringender, als der Staat in seiner gegenwärtigen Struktur nur ungenügende Mittel hat, die Wirtschaftskrise zu bekämpfen, deren Besiegung die Sorge um das tägliche Brot unbedingt erheischt.

Für uns sind die beiden Fragen untrennbar verbunden

Wir wollen einen Staat, dessen Autorität wiederhergestellt ist, erstens, weil das eine Forderung aller Zeiten ist, zweitens, weil die Verantwortung für das Wirtschaftsleben, das bisher im großen und ganzen sich selber überlassen war, im Begriff ist, dem Staate zur Last zu fallen.

II. In der Welt.

Eine Wirtschaftskrise, die in der Geschichte zweier Jahrtausende nicht ihresgleichen hat

Die Wirtschaftskrise, die in der Welt wutet, hat nun auch in Frankreich ihren Einzug gehalten. Wir müssen uns bemühen, zu verstehen, was denn eigentlich vorgeht; in Wirklichkeit ist es nämlich etwas sehr anderes, als es der Mehrzahl der Menschen erscheint.

Nur wenn wir uns von diesen Ereignissen eine richtige Vorstellung machen, werden wir Verbesserungen vorschlagen können, die nicht nur die Politik und die Staatseinrichtungen betreffen, sondern die auf eine wirtschaftliche Organisation der Nation hinielen.

i. Unbegrenzte Ausdehnung der Erzeugung und unbegrenztes Wachstum der Arbeitslosigkeit.

Jedermann weiß jetzt, daß die Maschinen, diese mechanischen Sklaven des Menschen, immer mehr produzieren. Zu ihrer Bedienung oder Überwachung reicht eine immer kleiner werdende Zahl von Arbeitern aus. Daher kommt die Arbeitslosigkeit; denn die Maschinen arbeiten an der Stelle der Menschen.

Menschen, die nicht mehr arbeiten, leben nicht mehr, sie vegetieren nur, als unterstützte Arbeitslose zu Lasten der Gemeinschaft. Zwar sind sie genau solche Konsumenten und haben die gleichen Bedürfnisse wie ihre Mitbürger, die ihren Lebensunterhalt „verdienen“, aber sie können diese Bedürfnisse aus Mangel an Geld nicht befriedigen.

Je mehr man produziert, desto weniger Arbeiter braucht man, desto mehr schrumpft die Zahl der Konsumenten zusammen. Überfluß auf der einen Seite, Mangel und Elend auf der andern, das ist das Endergebnis des wissenschaftlichen Fortschritts, und die Arbeitslosigkeit ist so groß, daß sie rasch auch die Jugend erfaßt: Tausende junger Leute sind ohne Erwerb.

Die Arbeitslosigkeit des zwanzigsten Jahrhunderts ist kein vorübergehendes Ereignis. Sie ist ein dauernder Zustand und wird es bleiben, was man auch tue, wenn man sich auf die gewöhnlichen Mittel beschränkt. Von jetzt ab wird es immer Menschen geben ohne Arbeit, die auf Kosten derer, die noch Arbeit haben, ungenügend ernährt werden.

Wir halten es für einen Irrtum, zu glauben, daß die „Krise“ von selbst vorübergehen und die Dinge wieder in Ordnung kommen werden. Es steht in niemands Macht, den Fortschritt der Wissenschaft aufzuhalten, die Gelehrten zu verhindern, daß sie Erfindungen machen, die Ingenieure und Techniker, daß sie sie anwenden. Wer vorschlägt, die Produktion zu verringern, die Fabriken zu schließen und zu primitiven Erzeugungsmethoden zurückzukehren, schlägt einfach eine weitere Verschärfung der Arbeitslosigkeit vor.

Denn man darf nicht sagen: die Krise hat die Arbeitslosigkeit verursacht. Krise und Arbeitslosigkeit sind das gleiche. Die Krise besteht in der Arbeitslosigkeit.

Die zu lösende Frage ist die: die Arbeit muß so organisiert werden, daß alle Bürger leben, d. h. das mittlere Leben eines mittleren Menschen führen können.

In der industriellen Welt ist ja alles vorhanden, was gebraucht wird, um das materielle Leben der Bevölkerungen sicherzustellen. Das Problem ist nicht, die Erzeugung zu vermehren, denn sie wächst von selber, sondern die Berge von Erzeugnissen in richtiger Weise zu verteilen. An sich sind die Bedürfnisse der Menschen noch weit davon entfernt, befriedigt zu sein.

Vor unsern Augen, ohne unser Zutun vollzieht sich die wirtschaftliche Revolution: wir müssen ihr die menschliche Gesellschaft anpassen.

2 Suche nach einer neuen sozialen Grundregel.

Bis jetzt beruhte das wirtschaftliche Leben auf dem völlig freien Wettbewerb, der den höchstmöglichen Nutzen zu erzielen trachtete. Aber der wissenschaftliche Kapitalismus, der auf Trachten nach Nutzen aufgebaut ist, geht dem Bankrott entgegen. Er produziert und kann nicht verkaufen, weil der Fortschritt selbst dreierlei zur Folge hat: er zieht Arbeitslosigkeit nach sich, vermindert dadurch die Zahl der Verbraucher und vermindert deren Kaufkraft; denn im gegenwärtigen Zustand kann man Bedürfnisse nur befriedigen, wenn man bezahlen kann.

Das Gesetz des individuellen Nutzens erdrückt den Menschen; es kennt nur Erzeuger und Verbraucher. Dazu kommt, daß die großen Zusammenballungen von Banken, Industrien und Händlern den Regierungen ihren Willen auferlegen. Gleichzeitig droht ihre Macht, den kleinen und mittleren Handel und die Landwirtschaft sich auf Gnade und Ungnade zu unterwerfen, während diese selbe Macht ohnmächtig ist, die Wunden, die sie schlägt, zu heilen oder zu lindern.

Die wirtschaftliche Freiheit ist so zur Anarchie geworden, aus der nur die modernen „Feudalherren“ Nutzen ziehen, denen doch zugleich ihre eigene Macht über den Kopf gewachsen ist und die unfähig sind, der von ihnen beherrschten Gesellschaft den Lebensunterhalt zu sichern.

Deshalb muß ein neuer sozialer Grundsatz all dem vorangestellt werden, was unternommen wird, um die Welt wirtschaftlich wieder aufzurichten, auf nationalem Gebiet wie auf übernationalem (das ist ganz das gleiche): der Grundsatz der sozialen Gerechtigkeit, des sozialen Dienstes; es ist der Grundsatz des Gemeinwohls, des Gehorsams gegen das Gesetz der nationalen Solidarität (wie auch der internationalen).

Genau so, wie während des Krieges, im Namen des Gemeinwohls, der Staat alles und alle befahlte und überall Menschen, Haustiere, Fabriken, Gebäude, Felder requirierte, so wird es ihm zugehoren, die Arbeit zu regeln, den Nutzen zu bestimmen, Ordnung in die Gutererzeugung zu bringen.

Die Kriegsteilnehmer haben es begriffen, als sie am 25. März 1934 in dem Manifest der „Confédération“ erklärten: „Die Herstellungspreise müssen herabgesetzt werden durch Überwachung und Einordnung der Grundindustrien“ und: „Die Spanne zwischen den Erzeuger- und den Verbraucherpreisen muß verringert werden, indem man eine bessere und gerechtere Verteilung der Güter vornimmt.“ Die Tatsache allein, daß es sich gegenwärtig nicht um ein Problem der Erzeugung handelt, sondern um das einer besseren und gerechteren Verteilung, hat etwas Revolutionäres an sich. Denn revolutionär sein heißt nicht, einreißen und zerstören wollen, sondern heißt, die Grundlagen ändern wollen, weil man begriffen hat, daß dies notwendig geworden ist, und heißt, dem Leben der Nation einen neuen Rahmen schaffen wollen.

Daher sagen wir: wenn ein jeder Mensch das Recht zu leben hat, dann haben es auch die, die gegen ihren Willen durch die Arbeitslosigkeit aus der Welt der Arbeit hinausgedrängt worden sind, genau so wie die, die noch arbeiten. Wenn es an Arbeit fehlt, so bleibt doch das Recht auf Leben. Und wenn die Gesellschaft nicht mehr allen Arbeit schaffen, das Recht auf Arbeit also nicht mehr befriedigt werden kann, so muß das Recht auf das Leben befriedigt werden, von dem das Recht auf Arbeit nur die sichtbare Form war. Dann ändert sich der ganze Begriff der Arbeit.

Die Organisation des Rechtes auf das Leben, seine Verteidigung, die Sorge dafür sind von nun an die unbedingte Pflicht des Staates.

FÜR EINE NEUE WIRTSCHAFTSPOLITIK

I. Der Sinn der wirtschaftlichen Entwicklung

1. An Theorien verschiedenster Art fehlt es nicht Kontrolle der Wirtschaft, Planwirtschaft, Nationalisierung des Kredits, Regelung und Beschränkung des Besitzrechtes, damit es nicht zu einer Macht wird, die den Menschen und den Staat horig macht, staatliches Genossenschaftswesen; Staatskapitalismus, restlose Durchführung des Gewerkschaftswesens usw.

2. Allen diesen Theorien ist das eine gemeinsam, daß sie eine Verurteilung des wirtschaftlichen Liberalismus darstellen, der nichts anderes fertiggebracht hat, als die Wirtschaft den Händen einiger weniger zu überantworten, die ihre Macht über die Masse durch Konsortien, Kartelle, Koalitionen ausuben. Und alle diese Theorien suchen nichts anderes, als den Grundsatz des Rechtes auf das Leben in die Wirklichkeit zu übertragen und dem Staat die Sorge für dieses Recht und seinen Schutz zu übertragen.

In Wahrheit hat es schon zahlreiche Eingriffe der staatlichen Hoheit in das Regime des freien Wettbewerbs, wie man es noch immer nennt, gegeben. Die Enteignung für öffentliche Zwecke; das Gesetz über die Arbeitsunfälle; die Regelung der Arbeit von Frauen und Minderjährigen; das Gesetz über die achtstündige Arbeitszeit; das Pensionsgesetz, das auf dem Grundsatz der Wiedergutmachung der im Kriege erlittenen Schaden beruht, das Gesetz über die Kriegsschaden; über die Pflicht, Kriegsbeschädigte einzustellen; die vielen Gesetze über die Mieten; das Gesetz über die Getreidepreise. Alle diese Gesetze sprechen entweder dem Bürger, der im Dienst für die Allgemeinheit zu Schaden gekommen ist, besondere Rechte zu, oder schützen den wirtschaftlich Schwachen gegen die Übermacht des Kapitals oder des Besitzes. Das bedeutet, daß der Staat schon jetzt die individuelle Freiheit beschränkt und reglementiert, sobald sie für andere verletzend wird:

Es besteht kein Zweifel, daß die Entwicklung nach dieser Richtung führt und wenn die Machthaber das nicht sehen oder wissen und nicht dahin arbeiten wollen oder können, solange die Entwicklung auf friedlichem Wege noch möglich ist, dann kommt eben unter dem Zwang der Notwendigkeit die Revolution.

3. Das Besitzrecht. Die Große Revolution hat die Agrarreform gebracht, seitdem ist Frankreich ein Land der Kleinbesitzer. Aber auf allen andern Gebieten ist der Besitz ins Ungeheuerliche gewachsen: Besitz an Wertpapieren und Häusern, Kapitalismus, Finanzmonopol, Trusts, Kartelle, Konsortien, die die Existenzmittel der Nation an der Quelle beherrschen, die Presse sich dienstbar machen und fortwährend einen Druck auf die Regierungen ausüben, auch in der Außenpolitik: gegen diese Mächte geht der Kampf. Das Königtum hatte schon im dreizehnten Jahrhundert die Kommunen gegen die Feudalherren begünstigt. Die Revolution von 1789 hat die Feudalherrschaft vernichtet und die Vorrechte der Adelskaste und der hohen Geistlichkeit beseitigt. Der republikanische Staat hat die Aufgabe, die Macht der modernen Lehnsherren zu beschränken und aufzusaugen, und dazu müssen wir ihm Kraft und Autorität geben. Dies um so mehr, als das Leben der Arbeitermassen in den Fabrik-Kasernen eine sittliche und politische Gefahr darstellt: der einzelne wird entpersonlicht, verliert den Sinn für Initiative und Wagnis, reift zu einem willenlosen Gehorsam in der Hammelherde heran, mag sich nicht mehr selber rühren, und die militärische Arbeitsdisziplin färbt so auf das sittliche und soziale Leben ab.

II. Staffelung des Weges

Wenn man das Gute, das die Vergangenheit gegeben hat, bewahren und eine dem französischen Wesen angepaßte Umwandlung erreichen will, darf man folgende Grundsätze nicht außer acht lassen:

1. Achtung vor der persönlichen Initiative, die heute durch das Geld behindert und gebremst, nicht selten ausgebeutet wird, und der man freien Lauf geben muß, weil sie die Quelle des Fortschritts ist

2. Vorrang der Arbeit, die zu sozialem Dienst geworden ist und jedem ein Mindestmaß normalen Lebens sicherstellen muß. Das hat zur Folge: eine Gesetzgebung, die die Arbeit gegen die Versklavung durch das Kapital oder die Spekulation schützt; Zusammenfassung der Berufe in Gewerkschaften, Entwicklung aller Formen der Berufsvereinigungen

3. Neuordnung des Besitzrechtes Der Besitz darf keine unbeschränkten willkürlichen Rechte haben Er stellt eine Art Vorrecht dar, das nicht zugellos ausgeübt werden darf. Das Recht, das mit dem Besitz verbunden ist, darf nicht der Ausbeutung durch die Willkur der Einzelpersonen überlassen werden Deshalb muß eine Beschränkung der Formen des Großbesitzes, der heutzutage vor allem ein Besitz an beweglichen Werten ist, ins Auge gefaßt werden, und auf jeden Fall eine äußerst strenge Gesetzgebung zum Schutz der Sparer gegen die Gesellschaften, mit persönlicher Verantwortung der Verwaltungsräte, die Unpersönlichkeit, „Namenlosigkeit“ der Gesellschaften muß verschwinden.

4. Kontrolle der Großbanken, Verbot der Spekulation, Kreditorganisation für die Arbeitenden. Die Großbanken, die die von der Arbeit geschaffenen Werte in Bankwerte und Spekulationsobjekte verwandeln, erwürgen Handel, Gewerbe, Ackerbau und schröpfen den Staat. Was organisiert werden muß, das ist der Kredit „Es ist wichtig, die Frage des Kredits zu lösen, der sich in den Dienst der Arbeit stellen muß, anstatt sie auszubeuten, die Gemeinschaft und die Sparer haben das Recht, die Verwendung der Früchte ihrer Leistung nachzuprüfen.“ (Manifest der Confédération“ vom 25. März 1934)

Für die Zukunft fassen wir zwei Losungen ins Auge oder eine gemischte Lösung: Nationalisierung des Kredits, oder seine bankmäßige Organisation durch die Berufskorperschaften der Industrie, des Handels, des Ackerbaus, die auf diese Weise aus den Klauen der Spekulation befreit werden und die Freiheit erlangen, für den sozialen Dienst zu schaffen; oder aber Verbindung der staatlichen Organisation des Kredits mit dem Kreditwesen der Genossenschaften.

Für die Gegenwart brauchen wir sofort die Überwachung des Kredits durch den zu schaffenden „Nationalen Wirtschaftsrat“

5 Wirtschaftliche Organisation der Nation:

a) Eine zeitgemäße wirtschaftliche Organisation setzt politische Einrichtungen voraus, die ihr angepaßt sind; d. h. ein vollständig umgeschmolzenes Ministerium der nationalen Wirtschaft. Hierbei werden sich folgende Probleme ergeben:

Errichtung einer allen Schwankungen entzogenen Währung und Bestimmung ihrer Verwendung; vielleicht Abschaffung der Borsen; Kontrolle und Regelung der Ausfuhr und Einfuhr von Kapitalien;

Inventar der nationalen Kraftquellen auf allen Gebieten;
Studium der Technik ihrer Ausbeutung;
Organisation und Kontrolle der Erzeugung;
Ein- und Ausfuhr, Zolltarife;
Gerechte Verteilung der Güter aller Art und aller Herkunft;
Berechnung des Verbrauchs; strafrechtliche Verfolgung des Betrugs, des Hamsterns, der freiwilligen Vernichtung von Waren und Erzeugnissen;

Organisation der Arbeit; Aufstellung von Lohnregeln.

Unsere Sache als Kriegsteilnehmer kann es nicht sein, uns für bestimmte technische Lösungen einzusetzen; diese Arbeit wird dem Nationalen Wirtschaftsrat zufallen, der alle denkbaren Lösungen untersuchen und die Ergebnisse der Entscheidung des Parlaments vorlegen wird.

b) Folgende Punkte werden dem Urteil der Vernunft zu unterwerfen sein:

Genauere Definition dessen, was Großindustrie ist, mit Kontrolle der Gestehungspreise; Beschränkung der Großindustrie auf solche Kategorien der Fabrikation, die eine Zusammenballung großer Arbeiter- und Materialmengen erfordern;

Entwicklung des Handwerkerstandes, dem alle die Fabrikationen vorbehalten bleiben, die wenig Arbeitskräfte, wenig Maschinen, wenig Kapital erfordern. Beschränkung der Arbeiterzahl, die ein Handwerksbetrieb (einschließlich der Familienglieder) beschäftigen darf. Das wird das beste Mittel gegen die Landflucht sein;

Regelung des Wettbewerbs und des Werbewesens und Bestrafung der unwahren oder betrügerischen Reklame, um so die Ehrenhaftigkeit in den Geschäften wieder zur Geltung zu bringen. Der Käufer muß in jedem Falle genau erkennen können, was für ein Produkt und von welcher Güte er kauft. Die Werbekosten sind erheblich einzuschränken,

Berufsorganisation, die die Gewerkschaften und Berufsgruppen nach Arbeits- und Produktionskategorien zusammenfassen, zum Zwecke der Verteidigung des Berufs, der Interessen der Arbeitenden und der gewerkschaftlichen Freiheit, sowie zum Zwecke ihrer Vertretung im Nationalen Wirtschaftsrat. Für die freien Berufe: Schaffung von Berufsvereinigungen oder „Orden“ (wie der Orden der Rechtsanwälte, Notare, Wechselagenten), die ebenfalls Anspruch auf Vertretung im Nationalen Wirtschaftsrat haben.

c) Nationale Unternehmungen. Der Staat muß wie bisher den Gang der großen öffentlichen „Dienste“ übernehmen, die das Nervensystem des nationalen Lebens bilden, wie der Eisenbahnen.

Die Überwachung solcher Dienste nationalen Charakters, die privaten Gesellschaften anvertraut sind, wie die Schiffahrtsgesellschaften, die Luftfahrt u. dgl., mußte von äußerster Strenge sein. Diese Gesellschaften müssen Bilanzen nach industriellem Muster vorlegen.

d) Internationale Beziehungen. Kein Staat wird sich aus eigenen Kräften wieder aufrichten können; der Ablauf der Ereignisse erweist es taglich vor unseren Augen. Indessen haben wir in dieser kurzen Übersicht uns auf die nationalen Seiten des Problems beschränken wollen.

VII.

DIE FRONT DES ÜBERFLUSSES

Wenn das Leben einer Nation als Lebensäußerung ihres Gesamt-Ichs angesehen werden muß, dann gilt das nicht nur vom stofflichen Leben, sondern mehr noch vom geistigen, denn ein Ich ist ein Geistwesen. Mit tausend Augen, wie die Facettenaugen einer Libelle oder Biene blickt es in das Gewimmel des Geschehens und mit tausend Organen antwortet es auf die empfangenen Eindrücke.

Wo das Ich zum Bewußtsein seiner selbst gekommen und stark geworden ist, dort tragen alle diese Äußerungen, weil sie Ausfluß eines und desselben Geistwesens sind, den Stempel seiner Persönlichkeit, wie die Ziegel der römischen Legionen, nach denen man heute ihre wechselnden Standorte ermittelt. Auch das Fremde, das unablässig von außen hereinströmt, wird umgeformt, empfängt den Stempel und muß durch den Brennofen. Ist eine Nation einmal zu dieser Höhe der Entwicklung aufgestiegen, dann hat sie es nicht mehr nötig, ihre Lebensäußerungen mechanisch gleichzuschalten.

Eine der Absichten, denen dieses Buch dient, ist zu zeigen, wie im geistigen Leben des Ichs Frankreichs alles sich hebt und trägt, alles miteinander verflochten und verzahnt ist, wie man mit unwider-

stehlicher Gewalt von einem zum andern geführt wird, sobald man einmal vom laufenden Band erfaßt ist. Immer wieder sind wir auf den Einfluß gestoßen, der seit 150 Jahren von der berühmten Professorenschule in der Rue d'Ulm ausgeht, jener Schöpfung der Konvention, die in den drei Jahren ihres Bestehens von 1792 bis 1795 so außerordentlich viel Wertvolles und Bleibendes geschaffen hat — darunter das metrische System — daß es die Auswuchs der Schreckenszeit mehr als aufwiegt. Wir haben den Anstoß gesehen, den Paul Desjardins gegeben hat. Der Geist, aus dem die „Union pour la Vérité“ geboren ist, findet sich in anderer Ausprägung auch in der NRF, in „Ordre Nouveau“ und in den „Nouveaux Cahiers“, denen wir noch begegnen werden. Und dieselben Namen lesen wir in den Inhaltsverzeichnissen der NRF, von „Ordre Nouveau“ und „Esprit“. Dieses wieder öffnet eine Tür zur religiösen Welt hinüber. Auch die römische Kirche trägt in Frankreich ihren deutlich erkennbaren „gallikanschen“ Stempel und in ihrer Tiefe findet immer noch ein stummes Ringen zwischen dem mehr östlichen, mehr hieratischen Rom und dem westlichen, freieren, beweglicheren Frankreich statt — wenn auch die offiziellen Vertreter der Kirche sich lieber die Zunge abbeißen, als das zugeben würden. Daß die Hugenotten eine Art Protestanten für sich sind und als Hugenotten den stärksten Einfluß gerade auf das Preußentum ausgeübt haben, weiß jedermann. Die vielen Reformpläne, von welcher Seite sie auch aufgestellt sein mögen, ähneln den Bildern eines Kaleidoskops, das aus den gleichen Elementen immer wieder andere Figuren zeichnet.

Im Inhaltsverzeichnis des „Plan Français“ sind wir dem Überfluß im Plan der Kriegsteilnehmer dem „Recht auf das Leben“ begegnet, und nun wenden wir uns einer Reihe von Gruppen und Bewegungen zu, die alle um dieses Recht kämpfen und die sich am 3. Februar 1936 zur „Front de l'Abondance“, der Front des Überflusses, zusammengeschlossen haben.

Ehe die Bewegung sich herauskristallisierte, waren eine ganze Anzahl von Gruppen, Clubs, Zeitschriften, Bewegungen entstanden und vergangen, die das Problem angepackt hatten. Nichts ist vielleicht so kennzeichnend für das geistige Leben Frankreichs und insbesondere von Paris, als dieses unaufhörliche Kommen und Gehen, Entstehen und Vergehen, dieses Brodeln geistiger Regungen, das aber auf einem bestimmten Gebiet immer nur eine Zeit dauert, bis die Glockenspeise durchgemischt, durchgekocht, geläutert, zum Gusse reif, bis die Lösung so gesättigt ist, daß die Kristalle zusammenschießen können. Wir

nennen hier ein erstes „Ordre Nouveau“ von Charles Albert, „Ustica“ von Roger Francq, die „Compagnons de l'Intelligence“ von Albert Rodrigues, „Chantiers“ und die „Table Ronde“ von Georges Valois.— Albert Thomas, der Direktor des Internationalen Arbeitsamtes, ein Schuler von Paul Desjardins, veröffentlichte 1932 ein Manifest, das 200 Unterschriften „ersten Ranges“ trug (welcher führende Mann hätte diesem bedeutenden Geist die Unterschrift verweigern wollen?); aber ein jäher Tod machte seinem Wirken ein Ende.

Das Problem des Rechts an das Leben ist nicht in der Nachkriegszeit geboren; es ist viel älter. Die große Revolution hatte es zum erstenmal klargestellt. Vor 100 Jahren wollte einer der Väter des Sozialismus, Charles Fourier, es in seinen Phalansterien und Familisterien lösen; in der Revolution von 1848 flammte es neu auf. Aber dann kam in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts die große Zeit der Ausstattung des Erdballs mit Maschinen und Eisenbahnen, die der abendländischen Bevölkerung Arbeit in Hülle und Fülle gab. Wer arbeiten wollte, konnte immer nicht nur seinen Lebensunterhalt finden, sondern, wenn er tüchtig war, auch auf der sozialen Leiter aufsteigen. Das Problem trat in den Schatten. Erst die durch den Weltkrieg geschaffene Unordnung brachte es wieder ans Licht, und von brennender Bedeutung ist es durch den amerikanischen Wirtschaftszusammenbruch von 1929 gekommen, der sich in den folgenden Jahren zur Weltwirtschaftskrise ausgeweitet hat.

Der Mann, der den Ideen des Rechtes auf das Leben feste Formen gegeben und Geltung verschafft hat, heißt Jacques Duboin. Ein feingebildeter, unscheinbarer, bescheidener, freundlicher Herr, der irgendeine leitende Stellung innehat, der einmal kurze Zeit Unterstaatssekretär in einer Linksregierung war, was ihm Anspruch auf den Titel „Herr Minister“ gibt und der seine ganze freie Zeit, und wohl auch sein Geld darauf verwendet, den von ihm als richtig erkannten Ideen Geltung zu verschaffen. Geburtshelfer einer neuen Zeit. Jede Woche steht er einen oder mehrere Abende auf der Rednertribüne, trägt in überzeugenden Worten seine Thesen vor und antwortet auf die mehr oder minder klugen Einwände seiner Gegner. Wenn man ihm gegenüber sitzt, hat man den — ach! wie seltenen! — Eindruck eines Mannes, der weiß, wovon er spricht. Daneben schreibt er unermüdlich Zeitungsartikel, in denen er zu allen Wirtschaftsfragen von seinem Standpunkte aus Stellung nimmt. Diese Artikel sind eine besondere Anziehungskraft gewisser Zeitungen. Hunderttausende von Menschen lesen sie mit gespanntem Interesse. Vor allem

die lange Reihe „Was man so die Krise nennt“ hat zu ihrer Zeit (1933/1934) wie eine Offenbarung gewirkt. Aus den Artikeln entstehen Bücher, Band um Band, alle präzise, mit genauen Angaben und zwingenden Folgerungen vollgepfropft, alles Phrasenschwunges bar, zu denen die Franzosen die Begeisterung und ihre beflugelte Sprache so leicht verleitet. Ein ganzer Stoß „Die große Ablösung des Menschen durch die Maschine“; „Die kommende große Revolution“; eine Satire „Ku der Fassungslose“; das zweibändige Werk „Unterwegs zum Überfluß“; „Befreiung“, „Brief an jedermann“.

Jacques Duboin ergeht es wie den Kriegsteilnehmern: die Politiker sind ihm feindlich gesinnt — sie wittern in ihm eine „unlautere“ Konkurrenz. Vom Wirtschaftlichen verstehen sie nichts, wenn sie davon reden, ist es wirklich so, wie Alain gesagt hat jedermann lacht, und hier wird gezeigt, wie in unserer Zeit das Wirtschaftliche die Politik entthront hat. Aber doch hat ein bedeutender Politiker, ein sehr kluger Mann, Anatole de Monzie, einer der großen „Ministrablen“ der französischen Politik — dessen Vortrag in der „Union pour la Vérité“ wir auszugsweise gebracht haben — einmal zugestehen müssen, daß die Ideen des „Rechtes an das Leben“ vielleicht einen größeren Teil an dem Wahlsieg der Linken von 1936 gehabt haben als die politische Phraseologie.

Warum das „Recht an das Leben“ das Kernproblem unserer Zeit ist und worin es besteht, ist in der Einleitung angedeutet worden. Der Abschnitt aus „Unterwegs zum Überfluß“, den wir veröffentlichen, wird es noch klarer machen.

Jacques Duboin, umgeben von einem kleinen Kreis von Mitarbeitern, die ihm und seinen Ideen unbedingt ergeben sind, steht an der Spitze der „Liga für das Recht auf Arbeit und sozialen Fortschritt“ die 92 Sektionen in Paris und der Provinz und 10000 zahlende Mitglieder hat (was für französische Verhältnisse, wo jeder gern mit geistigen Bewegungen „sympathisiert“, aber nur äußerst ungern den Beutel zieht, nicht wenig ist).

Die Liga gibt eine Zeitschrift heraus, die zweimal monatlich erscheint und den Titel „La Grande Relève“ — „Die Große Ablösung“ (der Menschen durch die Wissenschaft) — führt. Die Nummer vom Juli 1938 trägt als Motto den Text von Art 28 des Dekrets der Konvention vom 3. Mai 1793:

„Wer überfuhrnt wird, daß er böswillig und absichtlich Korn oder Mehl beschädigt, verdorben oder vergraben hat, wird mit dem Tode bestraft.“

Nichts kennzeichnet besser die völlige Umkehr aller Verhältnisse, als daß die französische Regierung in diesem Jahre des Heils 1938 genötigt ist, selbst ungeheure Mengen von Weizen „absichtlich“ ungenießbar zu machen und zu beseitigen.

Die Liga hat ein Gegenstück in der Bewegung J.E.U.N.E.S., was die „Jungen“ bedeutet, aber aus den Anfangsbuchstaben der Worte „Jeunes Equipes Unes (pour une) Nouvelle Economie Sociale“ etwas künstlich zusammengesetzt ist. Diese führt den Kampf auf politischem Gebiete, gehört zur Volksfront und spielt in ihr etwas die Rolle des enfant terrible. An ihrer Spitze steht der junge Jean Nocher, Redakteur an der Zeitung L'Oeuvre, aus der Ecole Normale Supérieure hervorgegangen.

Die „Liga für das Recht auf Arbeit“ und die Bewegung J.E.U.N.E.S. haben aus sich die sehr merkwürdige Gruppe „Dynamo“ herauskristallisiert, eine ganz lockere Vereinigung von Technikern und Fachleuten aus allen Gebieten, die in etwa zwanzig Kommissionen zusammengefaßt sind. Sie leisten die wissenschaftliche Arbeit, tragen das Material zusammen, bearbeiten die Probleme, die ihnen von den beiden andern Kommissionen zugewiesen werden, ohne jeden Apparat natürlich, ohne Regie, um Gotteslohn. Es sitzen darin Ingenieure und Direktoren aus Handel und Industrie, aber auch hohe Ministerialbeamte usw. Eine derartige Vereinigung scheint uns nur in Frankreich möglich.

Die Gruppe „Dynamo“ gibt selbständig Bücher heraus, die das Ergebnis der Untersuchungen zusammenfassen. Die erste dieser Schriften heißt „Pauvres Français!“ — Arme Franzosen! — und ist ein vorläufiger Versuch einer Katalogisierung des französischen Nationalreichtums; es ist eine Kollektivarbeit, für die, was in Frankreich nur selten vorkommt, niemand persönlich zeichnet. Ein anderer Band trägt den Titel „Bäuerliches Elend oder Wohlergehen?“. Wir bringen die Einleitung des ersten Bandes.

Was unseres Erachtens die Veröffentlichungen des Kreises um Jacques Duboin auszeichnet, ist die große Klarheit, mit der das Kernproblem unserer Zeit gestellt ist. Es ist aus allem Wust von Gefühl und Neigung, von Überlieferung und Bindungen herausgeschält. Absichtlich haben wir die vorgeschlagenen Lösungen beiseite gelassen. Sie sind noch sehr angefochten, vielleicht auch noch nicht ganz reif. Vielleicht befremden sie auch nur deshalb, weil uns selbst zur Zeit andere Probleme stärker beschäftigen. Übrigens ist auf diesem Gebiete noch alles in Bewegung.

Zu der „Front des Überflusses“ gehören noch zwei andere Bewegungen: „Nouvel Age“ und „Das Recht an das Leben“, die noch radikalere Forderungen stellen als die Gruppen um Duboin. „Nouvel Age“ wird uns in anderer Hinsicht im nächsten Kapitel beschäftigen.

Alle Bücher von Jacques Duboin und Dynamo sind in den Editions Fustier, 8 rue de Choiseul, Paris 2e, erschienen.

UNTERWEGS ZUM ÜBERFLUSS

Ein Mensch kann es 15 oder 20 Tage aushalten, nicht zu essen; 48 Stunden, nicht zu trinken. Aber auf Atmen kann er nur wenige Minuten verzichten.

Was ist also wertvoller für ihn? Die Nahrungsmittel, das Getränk oder die Luft, nach der seine Lungen ständig verlangen?

Unstreitbar ist es die Luft, da man sie nur für wenige Minuten entbehren kann.

Nun hat aber die Luft in unserem Wirtschaftssystem keinerlei Wert, einfach, weil sie im Überfluß vorhanden ist, und weil niemand sie einsperren und ein Tauschobjekt daraus machen kann. Nahrungsmittel und Getränk hingegen, in geringerer Menge vorhanden, bilden Güter, die man austauschen kann.

Denn unsere Wirtschaftsordnung kennt keinen andern als den Tauschwert und dieser wird durch eine Geldsumme bezeichnet, gegen die man ein Gut eintauschen kann.

Wenn nun aber die Luft keinen Tauschwert hat, so hat sie doch unstreitig einen sehr großen Nutzwert; dieser aber ist gleichsam nicht vorhanden, weil er heutigen Tages nicht in Rechnung gestellt werden kann.

Dank der Wissenschaft und der Gesamtheit technischer Fortschritte, die sie ermöglicht hat, haben nun aber alle Erzeugnisse eine Tendenz, im Überfluß zu entstehen und dadurch ihren Tauschwert zu verlieren.

Der Kampf ist also entbrannt zwischen dem Nutzwert und dem Tauschwert. Jener sucht diesen aus seinen Stellungen zu verdrängen, die er seit Jahrhunderten innehat und auf die das Wirtschaftssystem aufgebaut ist, in dem wir leben.

Dank dem ungeheuren Sprung, den die Mechanik und die Chemie der Guterzeugung zu machen gestattet haben, geht der Tauschwert in allen modern ausgerüsteten Ländern zurück.

Sobald die Erzeugnisse in so großer Zahl vorhanden sind, daß es schwer wird, sie abzusetzen, d. h. in Geld zu verwandeln, spricht man von Überproduktion. Und alles, was nicht mehr abgesetzt werden kann, ist der Produktionsüberschuß. Obwohl dieser aus Gütern besteht, die nicht weniger nützlich sind als die andern, muß er doch um jeden Preis beseitigt werden.

Um den Tauschwert zu retten, haben die Menschen Kartelle, Trusts, industrielle Vereinbarungen, Verkaufsorganisationen, Schutzzölle und Kontingente erfunden. Alle diese Maßnahmen sollen das Vordringen des Nutzwertes aufhalten und die Menge der Güter bis zu dem Punkt verringern, wo sie wieder einen Tauschwert bekommen, den man sich so hoch wie möglich wünscht.

Trotz aller dieser Bemühungen geht der Tauschwert immer weiter zurück; man ruft die Regierungen zu seiner Hilfe herbei. Diese „sanieren“ die Märkte, was nur ein schöner Ausdruck dafür ist, daß man die Erzeugnisse verseltent, auf gesetzlichem Wege man verbrennt Kaffee, Weizen, Baumwolle, Zucker, man wirft die Fischfänge wieder ins Meer und reißt die Weinstöcke aus.

Aber solche Maßnahmen kommen sehr teuer zu stehen, denn in Wahrheit kauft die Gemeinschaft, durch das Organ der Regierung, das auf, was die einzelnen nicht mehr kaufen können. Der vernichtete Überschuß hat ebensoviel gekostet, wie die Güter, die man verbraucht, so daß die Völker sich im Kampf gegen den Nutzwert finanziell ruinieren.

Vergeblich versuchen die Völker ihre Überschüsse im Ausland abzusetzen. Da heute alle großen Völker aufs beste ausgestattet sind und keine erheblichen Unterschiede mehr bestehen, so trachten alle zu verkaufen, möglichst ohne dagegen etwas einzukaufen. Und man mag den fremden Käufern noch so große Vorteile bieten: sie schließen ihre Grenzen, wie wir die unsern.

Zu allem Unglück wird es, je mehr die Völker den Nutzwert bekämpfen, indem sie die Erzeugung beschränken, dennoch immer schwieriger, den Tauschwert wieder herzustellen; er schwindet dahin, weil die Menschen kein Geld mehr haben, zu kaufen; denn da sie keine andere Möglichkeit haben, ihren Lebensunterhalt zu verdienen, als indem sie produzieren, so verringert jede Produktionsbeschränkung ihre Verdienstmöglichkeit.

Man rennt also hinter dem Tauschwert her, wie ein Hund hinter seinem Schwanz oder wie ein Finanzminister hinter dem Budgetausgleich.

Wer wird die Schlacht gewinnen: der Nutzwert oder der Tauschwert? Der Nutzwert stützt sich auf die Wissenschaft und auf alle die Anstrengungen, die die Menschen seit Jahrhunderten gemacht haben, um zur Fülle zu gelangen. Sein Endsieg ist sicher; es konnte nur anders sein, wenn mit einem Schlag alle Menschen blodsinnig wurden.

Ohne geradezu ausgeschlossen zu sein, ist diese Wahrscheinlichkeit gering.

+

Soweit man auch den Blick zurück in die Nacht der Zeiten taucht, so sieht man überall das unablassige Bestreben des Menschen, die Menge der nützlichen Dinge zu vermehren. Während sechs Jahrtausenden hatte er kaum eine andere Kraft zur Verfügung als die seiner Arme. In diesen sechs Jahrtausenden hat sich die Guterzeugung nur sehr wenig verändert.

Unvermittelt beginnt im Jahre 1775 das Zeitalter der Energie. James Watt findet das Mittel, die aufgespeicherte Kraft der Steinkohle freizumachen, und man beginnt sie zu benutzen, um die Maschinen, deren Bau den Menschen schon gelungen war, von alleine laufen zu lassen. Der Mensch empfängt so Hilfe von einer äußeren Kraft, die seine harte Arbeit erleichtert. Von da ab hört er nicht mehr auf, immer neue Kräfte sich dienstbar zu machen, die zu denen hinzutreten, die er schon benutzt. Er erobert Milliarden und Milliarden von Dampf-Pferdekraften, die gelehrig und unermüdlich immer mehr vervollkommnete Maschinen betreiben und so immer mehr nützliche Dinge schaffen. Diese Dampfpferde bringt die Kohle hervor; dann kommt das Erdöl dazu und endlich die Elektrizität.

Das Zeitalter der Energie beginnt, sagten wir, 1775. 142 Jahre später beginnt das Zeitalter des Überflusses.

Es ist in der Tat das Jahr 1917, in dem der Überfluß seinen Einzug in die Welt halt, auf amerikanischem Boden, in dem Lande dessen industrielle und landwirtschaftliche Ausrüstung am vervollkommensten war, und wo die Armee der Dampfpferde den höchsten Bestand des ganzen Planeten erreicht hatte. Aber hier ist eine Erklärung notwendig

Seit dem Beginn des Zeitalters der Kraft ist die Wissenschaft in rascher Gangart vorwärtsgeschritten, die Anwendungen sind ihr auf dem Fuße gefolgt, und die Seltenheit aller Nutzgüter, die alle vorhergehenden Jahrhunderte kennzeichnete, machte allmählich einer verhältnismaßigen Fülle Platz. Und nun kommt der Augenblick, wo die Menschen den Überfluß bekämpfen.

Welch eine Torheit! werden sie ausrufen. Sie erklärt sich daraus, daß der Überfluß den individuellen Profit tötet und daß unsere gesamte Gesellschaftsordnung auf diesem Profit aufgebaut ist. Die Menschen beginnen nun, auf der einen Seite den Überfluß zu schaffen und ihn auf der andern Seite zu bekämpfen, denn für unsere Gesellschaftsordnung ist der Überfluß der große Feind. Auf! erdrosseln wir den Überfluß, damit die nützlichen Dinge wieder selten werden und wir daran verdienen können!

Je größere Fortschritte nun die Guterzeugung macht, desto mehr vervollkommenet und verschärft sich der Kampf gegen den Überfluß.

Zuerst führen ihn die Einzelwesen, mit ihren Kräften und mit allen Mitteln ihrer Erfindungsgabe. Aber der Überfluß wird immer größer, dehnt sich auf immer neue Gebiete aus, in immer rascherem Tempo. Der Widerstand der einzelnen erweist sich als ohnmächtig: der Staat muß helfen d. h. die Gemeinschaft. Man glaubt zu träumen, aber die Wirklichkeit übersteigt alle Traume. Leute, die sonst die wildesten Eigenbrötler sind, fordern in ihrem Kampf gegen den Überfluß das Eingreifen des Staates, den sie sonst verabscheuen, und der Staat kommt ihnen wirklich zu Hilfe! Aber betrachten wir einmal das Auf und Ab dieses Kampfes etwas genauer!

Sobald die Erzeugung der Nutzgüter wächst, sieht man, wie der individuelle Nutzen die Abwehr organisiert. Sie kleidet sich in die Form von Trusts, Kartellen, Verkaufskontoren. Das sind Abkommen zwischen Erzeugern, um sich zu Herren des Marktes zu machen und sich in ihn zu teilen. Man beginnt mit dem Angriff auf die wirtschaftlich schwachen Konkurrenten, die einen jähren Preissturz nicht aushalten können. Sobald man sie dahin gebracht hat, daß sie entweder Bankrott erklären oder sich unterwerfen müssen, kommt der nächste Schritt: man schließt die Fabriken zweiten Ranges, und man schafft so die Seltenheit; darnach setzt man die Preise wieder herauf, um aus der Seltenheit Nutzen zu ziehen.

Alle diese Anstrengungen vermögen den Überfluß immer nur zeitweilig zurückzudrängen. er geht in immer mächtigeren Wogen zum Gegenangriff über. Die Kartelle, Trusts, Verkaufskontore und wie sie heißen mögen, werden überflutet. Jetzt kommt der Staat den machtlosen Gegnern des Überflusses zu Hilfe. In welcher Form? Durch Zölle, Einfuhrverbote, Vorzugstarife für Beförderung, Ausfuhrprämien, Kontingente usw.

Alles umsonst! Nun schreitet der Staat zur Sanierung der Märkte. So lautet der wunderbare Euphemismus, den man erfunden hat, um den Kampf gegen den Überfluß zu maskieren. Sobald alle Bemühungen derer, die aus der Seltenheit Nutzen ziehen, sich als unwirksam erwiesen haben, „saniert“ man also den Markt des betreffenden Produktes.

Die Wirkungen dieser Sanierungen durch Schaffung von Leere sind zu bekannt, als wir darauf eingehen müßten. Innerhalb weniger Monate hat man in der Welt freiwillig so viel Getreide vernichtet, wie der Verbrauch aller Franzosen in einem Jahr beträgt. In Amerika hat man 6 Millionen Schweine und 600 000 Kühe beseitigt; Sudamerika hat 550 000 Hammel vernichtet. Die brasilianische Regierung hat 35 Millionen Sack Kaffee ins Meer werfen lassen; die kubanische Regierung hat 13 Millionen Tonnen Rohrzucker vernichten lassen. Man hat Baumwolle in Ägypten verbrannt, Gerste, Mais, Hafer in den Vereinigten Staaten und in Kanada; man hat 200 000 Milchkuhe in Holland beseitigt — alles freiwillig.

In Frankreich denaturiert man den Weizen und verringert durch Gesetz die Saatflächen von Getreide und Zuckerrüben. In einem Gesetzentwurf, für den Flandin zeichnete, war die Rede von dem Aushauen von Weinbergen. In den Vereinigten Staaten hat man durch Gesetz 4 Millionen Acker ($1\frac{1}{2}$ Millionen Hektar) Baumwollland, das wackere Männer im Schweiß ihres Angesichts urbar gemacht hatten, in Brache verwandelt; ebenso hat man es mit Mais, Gerste, Reis gemacht. Man hat die Schweinezucht beschränkt.

Und trotz aller solcher menschlicher Torheit macht der Überfluß nach und nach immer wieder die Berechnungen derer zunichte, die, koste es, was es wolle, wieder zur wohlthätigen Seltenheit von früher zurückkehren möchten, weil sie die sozialen Änderungen fürchten, die der Überfluß erfordert, vor allem aber aus Unwissenheit; denn in nicht langer Zeit wird niemand mehr ein Interesse daran haben, die gegenwärtige Ordnung aufrecht zu erhalten.

In dem Augenblicke nun, wo die Guterzeugung ihr Wachstum fortsetzen kann, während sie gleichzeitig immer weniger Arbeitskräfte braucht, so daß die Arbeitslosigkeit zunimmt, in diesem Augenblicke beginnt die Herrschaft des Überflusses. Dann hat die Stunde geschlagen, wo die Menschheit nur zu verfügen braucht über eine überreiche Produktion, für die eine menschliche Arbeit nötig war, die immer kleiner wird. Und die Guterzeugung wächst weiterhin, zu gleicher Zeit aber nimmt die Arbeitsleistung ab. Wenn das nicht Überfluß ist, dann haben die Worte keinen Sinn mehr.

Einige Beispiele werden es zeigen.

Vor dem Kriege hackte und schippte ein guter Erdarbeiter in kiesigem oder lehmigem Boden einen Kubikmeter je Stunde. Der Dampfbagger leistet dieselbe Arbeit in 15 Sekunden. Der Mann, der ihn bedient, ersetzt also 240 Arbeiter.

Welche Mengen Zement heutzutage zur Herstellung von Beton gebraucht werden, ist bekannt. Die Entwicklung ist auf diesem Gebiet besonders lehrreich, weil nach dem Kriege der Bedarf zur Wiederherstellung der zerstörten Gebiete ungeheuer, der Anreiz, die Erzeugung auf allen Stufen zu verbessern, also besonders groß war.

Beginnen wir im Steinbruch! Vor dem Kriege brach ein Arbeiter etwa einen Kubikmeter Kalkstein in der Stunde. Mit dem Preßluftgerät verrichtet er dieselbe Arbeit in drei Minuten, leistet also die Arbeit von 20 Steinbrechern.

Die gebrochenen Steine müssen nun auf die kleinen Hunte verladen und in die Fabrik geschafft werden. Die Tagesleistung eines Arbeiters war 15 Tonnen in zehn Stunden. Der mechanische Greifer kann Blöcke von einem halben Kubikmeter packen und läßt sie gleich in die Brecher purzeln, die sie auf die richtige Größe zerkleinern. Auf diese Weise können sieben Arbeiter eine Menge von 600 bis 800 Tonnen behandeln.

Das Zermahlen erheischte einen Arbeiter je Maschine, der zwei bis vier Tonnen je Stunde fertigbrachte. Heute beaufsichtigt ein Arbeiter drei Maschinen, deren jede bis zu 30 Tonnen stündlich zermahlt. Bitte rechnen Sie selber aus, wieviel Arme bisher schon überflüssig geworden sind!

Im Brennen des Kalksteins sind in weniger als 20 Jahren außerordentliche Fortschritte erzielt worden. Der alte, stehende Kalkofen machte 150 bis 200 menschliche Arbeitsstunden zur

Erzeugung von 40 Tonnen gebrannten Kalks nötig. Die verbesserten stehenden Öfen leisten 400 Tonnen mit demselben Arbeitsaufwand. Jetzt hat man drehbare Öfen eingeführt, deren Leistung mit kleinerem Bedienungspersonal noch größer ist.

Schließlich muß der Zement in Säcke gefüllt werden. Vor dem Kriege erforderte das Einsacken von 30 Tonnen 20 Arbeitsstunden. Heute füllen Maschinen die gleiche Menge in eineinhalb Stunden in Säcke.

Nicht anders ist es in der Ziegelbrennerei. Nach dem jahrhundertealten Verfahren brachte ein Arbeiter im Tage 450 Backsteine fertig. Mit den modernen Maschinen erreicht ein einziger Arbeiter bis zu 22 000 Steine im Tag. Und das ist keine außergewöhnliche Glanzleistung, in unseren großen Ziegeleien ist das die übliche Leistung.

In der Glasindustrie ersetzt ein Mann an der Maschine 50 Blaser von Flaschen und 500 in der Herstellung von Konserven- und Marmeladeglasern. Und ein einzelner Arbeiter macht soviel Fensterscheiben wie 20 vor 15 Jahren.

In der Wirkerei und Waschefabrikation brachte eine Arbeiterin täglich 85 Knopflocher fertig. Die Maschine, die ein Jugendlicher bedient, macht 2500 in der Stunde.

In den Kohlengruben von Wildwood in Pennsylvanien fördern zwei Arbeiter, 150 Meter unter Tage, 1000 Tonnen täglich. — In Kalifornien genügen 50 Bergleute, dank der Automaten, jährlich 5000 Tonnen Blei herzustellen. Das ist ein Achtel der Welterzeugung. 400 Bergleute würden also im Prinzip genügen, um den gesamten Bleibedarf des Globus zu decken.

Bei Bata in Zlin steht eine Maschine für Schuherzeugung, der man nur Leder und Zwirn zuzuführen braucht. Nur die Nestel werden nachher mit der Hand eingezogen. Man läßt sie nur einige Tage jeden Monat arbeiten, weil sie zuviel Arbeitslose schaffen würde.

Vor zwei Jahren wurde eine Maschine zur Erzeugung von Glühlampen erfunden. Wenn man sie voll arbeiten ließe, könnte Osram damit in wenigen Monaten den gesamten deutschen Bedarf an Glühlampen herstellen.

Fragen Sie einen Mechaniker! Er wird Ihnen sagen, daß am Anfang aller Metallbearbeitung das Schneidgerät steht: die Drehbank, der Hobel, die Fräse usw. Vor weniger als 30 Jahren bestanden diese Werkzeuge aus dem gewöhnlichen Kohlenstoff-

Stahl, der Schneidegeschwindigkeiten von 0,3 Millimeter in der Sekunde gestattete. Kurz vor dem Kriege erschienen die Schnellschneidstähle, die die Schneidegeschwindigkeit erst zu verzehnfachen, dann zu verhundertfachen gestatteten. Heute kann man mit den Tungsten-Stählen tausendmal so schnell schneiden, aber das halten die Maschinen noch nicht aus.

Wir könnten noch lange so fortfahren, denn in allen Industriezweigen ist es dasselbe. Überall ist jetzt das Arbeiten am laufenden Band eingeführt, aber schon ist man dazu übergegangen, die Arbeiter durch Maschinen zu ersetzen, wie in der Fabrik von Auto-rahmen von Smith in Milwaukee. Je schneller das Band läuft, desto einfacher muß der Handgriff sein, den der Arbeiter verrichtet. Eines Tages kam man darauf, daß ein Automat das ebenso gut und noch schneller machen könne. Jetzt beaufsichtigen nur einige Arbeiter die Maschinen.

Man kann noch einen Schritt weitergehen und auch den Aufseher überflüssig machen, wie in dem Leuchtturm von Nivide auf der Reede von Ouessant in der Bretagne. Im Innern steht eine Maschine, die man gemeinhin den „Robot“ nennt. Der Robot empfängt seine Befehle durch Kabel, die ihn mit der Küste verbinden. Wenn das Kabel reißt, erhält er sie drahtlos. Der Strom für den Scheinwerfer setzt aus? Der Robot zündet automatisch eine Azetylenflamme an. Bei Nebel tritt von selbst eine Sirene in Tätigkeit, und wenn sie versagt, schießt der Robot jede Minute einen Kanonenschuß zur Warnung ab.

Alle diese Vervollkommnungen sind schon vorhanden, aber in der Industrie nutzt man sie nicht voll aus, weil jede Arbeit nur von dem einen Gesichtspunkt betrachtet wird, ob sie sich bezahlt macht.

So besteht der Überfluß in allen alten Ländern mit hochentwickelter Industrie. Aber vorläufig existiert er nur latent, potentiell, weil man ihn mit allen erdenklichen Mitteln bekämpft, um den Profit nicht zu verlieren, den der Überfluß zum Verschwinden bringt.

Im Gebiet des Ackerbaus besteht in Frankreich derselbe Überfluß. Wir können keine höhere Autorität anführen, als den Ministerpräsidenten Flandin, der kurz vor seinem Sturz (Juni 1935) vor der Finanzkommission erklärte: der französische Ackerbau leide an zu reichlichen Ernten. Meinte er vielleicht außergewöhnlich reiche Ernten? Keineswegs! Wieviel Leute verweisen noch den Überfluß in den Bereich der Utopien! Wissen sie nicht, daß die

überreiche Ernte von 1934 auf Anbauflächen erzielt wurde, die um eine Million Hektar kleiner waren, als vor dem Kriege, wo Frankreich große Mengen Getreide einführen mußte? Wir erzielen also größere Ernten auf kleinerer Fläche. Und bildet sich vielleicht jemand ein, das sei nur in Frankreich so?

Begeben wir uns in ein neues Land: Argentinien

Ein Land, dessen Getreideernte, welche Überraschung!, ungefähr so groß ist wie unsere. Dazu kommen 2 Millionen Tonnen Leinsaat. Argentinien produziert also soviel Weizen wie wir und noch 75 Prozent der Welterzeugung an Leinsaat. Aber die ackerbautreibende Bevölkerung macht nur ein Drittel der unseren aus: sechs Millionen. Vielleicht wird man sagen, daß unsere die Vielfachkultur betreibt und dazu die Viehzucht.

Argentinien auch! Zu dem Weizen, zur Leinsaat treten noch 6 bis 7 Millionen Tonnen Mais, eine starke Million Tonnen Hafer, 800 000 Tonnen Gerste, Roggen usw. Und hier folgen einige Ziffern über die Viehzucht: 40 Millionen Stück Rindvieh und ebenso viele Schafe; mehr als 10 Millionen Pferde; 2 Millionen Schweine usw. Und das alles bei einer Bauernbevölkerung von einem Drittel der unseren.

Aber in Argentinien können wir noch andere, ganz überraschende Dinge feststellen:

Bis 1914 fuhrte Argentinien alle Haute seines ungeheuren Viehbestandes aus. Dafür bezog es Schuhe und Lederwaren aus dem Auslande. Es gab auch nicht die Spur einer lederverarbeitenden Industrie.

Der Weltkrieg nötigte Argentinien, eine solche zu schaffen, mit allem was dazu gehört. Und 1924 erzeugte Argentinien schon 25 Millionen Paar Schuhe. Nach weniger als zehn Jahren.

Drei Jahre später war die Überproduktion da. Und was war die Folge? Eine lange Reihe von Zusammenbrüchen, Liquidationen, Elend.

Wenige Jahre hatten genügt, um den Überfluß zu schaffen, dank der Maschinen. Denn Maschinen kann man überall aufstellen und Kraft ist auch überall vorhanden. Und es blieb auch nicht bei den Schuhen.

Zur Ausfuhr seines Weizens brauchte Argentinien Säcke. Es begann mit deren Fabrikation. Im Jahre 1920 werden 200 000 Säcke in einer Fabrik von 800 Arbeitern hergestellt, bei zehnstündiger Arbeitszeit. Das macht 25 Säcke je Stunde und Arbeiter.

Zwischen 1920 und 1925, also in fünf Jahren, verbessert man die technische Einrichtung und erzeugt nun 500 000 Säcke statt 200 000. Aber gleichzeitig hat man die Hälfte der Arbeiter verabschiedet und arbeitet nur noch acht Stunden. Die stündliche Leistung ist auf 156 Säcke je Arbeiter gestiegen.

Im Jahr 1932 kommt der große Zusammenbruch der Sackindustrie. Warum? Weil die Erzeugung die Aufnahmefähigkeit überschritten hat.

Wenn wir von Überfluß reden, halten uns die orthodoxen Nationalökonomten immer entgegen: das sei doch ein fiktiver Überfluß, der sich nicht in Geld ausdrücken läßt; er habe gar keinen Wert. Und nicht wahr: die Säcke, die zuviel sind, das überschüssige Getreide, die überflüssigen Schuhe, die gibt es nur in unserer Einbildung? Oder ist ein Land wirklich arm, das an allen Nutzgutern Überfluß hat, bloß weil es mit Geldschwierigkeiten kämpft?

Vor den Toren Frankreichs haben wir das Beispiel Algiers. In elf Jahren ist der Ertrag der Weinberge von 9,4 auf 50,8 Hektoliter gesteigert worden — Wein vorzüglichster Qualität. Und mit Weizen, Gerste, Hafer ist es ähnlich. Aber wem soll man das alles verkaufen? An Frankreich, das selbst am Überfluß erstickt? Den Franzosen, deren Kaufkraft dauernd abnimmt? Also redet man den Algeriern ein, die blonden Ähren des Sersou und der Nektar von Mascara seien nur Scheinreichtümer, und als Lohn für alle ihre Bemühungen verdienen sie nichts als die „große Buße“.

Ganz einfach deshalb, weil der Überfluß den Profit tötet und gewisse Leute sich einbilden, die Erde müßte aufhören sich zu drehen, wenn nicht der Mangel und die Mißernten ihnen gestatten, ihren Nutzen zu vervielfachen.

Kann denn dieser Krieg gegen den Überfluß noch lange dauern?

Manche reden sich ein, sie könnten ihn verlängern, indem sie uns dumm machen. Sie möchten am liebsten auch den Markt der Bildung „sanieren“, indem sie die Verstandeskultur „kontingentieren“. Die letzten Nutznießer der Bildung konnten dann den letzten Nutznießern des Mangels Gesellschaft leisten.

Wahrlich! Wenn Lächerlichkeit noch, wie einst, tötete, was für Staatsbegräbnisse stünden uns in Frankreich in Aussicht!

PAUVRE FRANÇAIS

Vorwort von Jacques Duboin

Dieses Buch wird eine nicht geringe Anzahl unserer Zeitgenossen in Erstaunen setzen. Es würde jenen berühmten Wirtschaftler von einst geradezu besturzen, dessen wissenschaftliches Gepack leicht, dessen Einfluß jedoch beträchtlich ist, da er noch heute auf die nachwirkt, die niemals die kleinste Zeile von ihm gelesen haben. Kurz und gut, die Fachleute von „Dynamo“ haben sich zusammengetan, um endgültig Malthus einzuscharren, den Apostel der Hungersnot.

Die berühmte Theorie dieses bescheidenen Landpfarrers ist bekannt; er erhob sich eines Tages, um zu versichern, daß für die Mehrheit der Menschen das Elend unvermeidlich sei, da die Bevölkerung notwendigerweise viel schneller zunehme, als die Unterhaltungsmöglichkeiten. Er verurteilte eine ständig wachsende Zahl menschlicher Wesen zu dauernder Armut, im Namen einer von ihm behaupteten natürlichen Ordnung, aus der er ein wahres Dogma machte. Und der Gipfel ist, daß man ihm glaubte, und daß man ihm noch immer glaubt.

Seine Lehre beruht auf der Feststellung, daß das Menschengeschlecht in geometrischer Progression wächst, daß aber die Erzeugnisse, deren es bedarf, nur in arithmetischer Progression vermehrt werden können. An sich sollte man sich immer erst der Tatsachen vergewissern, ehe man den Ursachen nachforscht; leider aber entsprachen die Folgerungen, die Malthus aus seinem Dogma zog, so schön dem menschlichen Egoismus, daß man sie unbesehen hinnahm. Waren sie nicht die Rechtfertigung des Kampfs um das Dasein, mit anderen Worten des Gesetzes des Starkeren?

Wenn es Elend gibt, erklärten die Schüler von Malthus, dann ist das nicht Schuld der Menschen. Die Menschen müssen sich unter das harte Gesetz des Individualismus beugen. „Jeder für sich, und Gott für alle.“

Gott! Predigte man nicht zu gleicher Zeit in seinem Namen, daß es sein Befehl sei, zu wachsen und sich zu vermehren?

Es fehlte nicht viel, so hatte uns Malthus auf eine tiefere Stufe gestellt als die Tiere, die in der Natur Kleidung und Obdach finden . . . Er begnügte sich, die menschlichen Gesellschaften auf die gleiche Stufe mit gewissen Tiergesellschaften zu stellen, die allerdings, an einen bestimmten Nahrungsraum gebunden, nur so weit wachsen können, als die vorhandene Nahrung es zulaßt. Das traf wohl auf ganz primitive Gemeinschaften zu, die immer unter Hungersnot litten, so daß der Sieger den Besiegten verspeiste. Aber dem Menschen hat sein Verstand erlaubt, das zu schaffen, was ihm fehlte, indem er die Vermehrungsmöglichkeiten tierischer und pflanzlicher Gattungen ausnutzte, die viel größer sind, als das Gesetz von Malthus annimmt. Dank seiner geistigen Begabung kann der Mensch erreichen, daß sich die Gattungen, deren er bedarf, fast uneingeschränkt vermehren. Und die Vermehrung von Kartoffeln, Heringen und Hühnern geht unzweifelhaft viel schneller vor sich, als die von Menschen.

Merkwürdigerweise haben Geister wie Ricardo, der klassische englische Nationalökonom, und nach ihm viele andere noch, das Fehlerhafte der Malthusischen Theorie nicht bemerkt, obwohl zu ihrer Zeit der technische Fortschritt schon die Siegeslaufbahn begann, die uns die Fachleute von „Dynamo“ beschreiben. Und heute sind wir so weit, daß die Wirtschaft behauptet, sie litte am Überfluß der Nahrungsmittel, und daß man sie also vernichtet, indem man das Korn denaturiert, die Weinstocke ausreißt, die Anbauflächen verringert — während man gleichzeitig über die Abnahme der Geburten klagt. Die Lage hat sich also genau ins Gegenteil verkehrt. Diese Vernichtung von Reichtümern läßt die Theorie von Malthus in einem ganz anderen Licht erscheinen: sie beweist nämlich, daß das Elend nicht von den ungenügenden Produktionsmöglichkeiten herkommt, sondern daß die Dummheit der Menschen allein verantwortlich ist.

Die Fachleute der Gruppe „Dynamo“ liefern uns in dieser Hinsicht genaue Zahlen, die uns gestatten, die Produktionsmöglichkeiten unseres Landes abzuschätzen. Die große wirtschaftliche Revolution, die mit dem Jahrhundert der Energie begonnen hat, hat uns schon jetzt mit einer fabelhaften industriellen Ausrüstung begabt, die es gestattet, die Produktion weit über das hinaus zu steigern, was heute die Menschen zu kaufen vermögen, so daß die Formel. „Das Elend, so alt wie die Welt, wird immer weiter bestehen“ durch die Worte ergänzt werden muß. „durch die Schuld der Menschen“.

Nicht um Erzeugung von Gütern handelt es sich, sondern um die richtige Verteilung des Erzeugten. Nicht die Erzeugungsmöglichkeiten sind beschränkt, sondern die Kaufkraft der Einzelnen. Die Güter sind da, aber der Einzelne hungert, weil er sie nicht kaufen kann. Also ein Problem der Verteilung. Es besteht, seit die Anwendung der Wissenschaft erlaubt, immer mehr zu erzeugen unter Aufwendung immer geringerer menschlicher Arbeitskraft. Jawohl, seit die unverkauflichen Güter sich zu Bergen haufen, indes das Elend wächst. Seit es feststeht, daß einerseits so viele unbefriedigte Bedürfnisse bestehen, während auf der andern Seite die Möglichkeit, sie zu befriedigen, durchaus gegeben ist. Ein soziales und wirtschaftliches System, das nicht umstände ist, hier Abhilfe zu schaffen, indem es die Güter den Bedürftigen zuführt, hat es sich nicht selber verdammt?

Ein Regime, das die Menschen zur unfreiwilligen Arbeitslosigkeit verdammt, während es ihnen am Nötigsten fehlt!

Ja, wenn das Geld nicht wäre! Den Menschen fehlt das Geld, um ihre Bedürfnisse zu befriedigen. Sie streiten sich nicht um die Waren, sondern um das Geld. Aber je mehr die Maschinen die Arbeit der Menschen verrichten, desto schwerer wird es ihnen, Arbeit zu finden und das erforderliche Geld zu verdienen.

Es gibt Wahrheiten, die auf den ersten Blick absurd erscheinen und die die meisten Leute immer für absurd halten werden. Eine solche Wahrheit besteht darin, daß der Gesamtreichtum einer Nation keineswegs der Summe der Reichtümer der Einzelnen gleich ist. Das scheint der Logik zu widersprechen und bleibt solange unerklärlich, als man den tatsächlichen Reichtum eines Landes mit den Geldbeträgen gleichsetzt, die sich unter der Herrschaft unseres Rechnungswesens bei den Einzelnen angesammelt haben. Aber in Wahrheit stellen alle Banknoten zusammen nur den Wert des Papiers und der Druckkosten dar. Die 80 Milliarden, die in Banknoten vorhanden sind, fügen nicht einmal ein Jota zum Gesamtreichtum des Landes hinzu. Aber dennoch vermehrt jede einzelne Banknote den persönlichen Reichtum seines Besitzers, da sie ihm gestattet, sich Waren und Dienstleistungen zu kaufen. Ebenso machen die Rententitel, die eine Regierung ausgibt, wohl einen Teil des Privatbesitzes der Inhaber aus, zählen aber für Null im Gesamtreichtum. Denn die Summen, die man den Rentnern bezahlt, werden von den Summen erhoben, die die Steuerzahler aufbringen. Gesetzt, alle Rentenverpflichtungen

wurden aus dem großen Schuldbuch gestrichen, so wurden zwar die Rentner mit einem Schlage armer, aber die Steuerzahler um ebensoviel entlastet, also reicher; so daß der Gesamtreichtum nach Streichung der Renten genau derselbe bliebe wie vorher.

Hiervon hat uns der Weltkrieg ein noch bemerkenswerteres Beispiel geliefert. Im Jahre 1914 wurden Millionen tatige Menschen ihrer produktiven Friedensarbeit entrissen. Nicht nur erzeugten sie nichts mehr, sondern der Rest der Bevölkerung mußte sie viereinhalb Jahre lang ernähren, bekleiden, mit Waffen versorgen. Die Alten, von Frauen und Kindern unterstützt, produzierten aus allen Kräften Kriegsmaterial und Munition, die auf den Schlachtfeldern in Dunst aufgingen. Man mußte alle seit Jahren angesammelten Vorräte aufbrauchen. Nach dem letzten Kanonenschuß macht man die Bilanz: außer den Hekatomben geopferter Leben und den endlosen Zügen der Verstumelten, stellt man fest, daß dieses Teufelswerk zehn der reichsten Departements von Frankreich vernichtet hatte. Kein Zweifel, daß das Land um viel armer geworden war.

Aber an Geld ist es reicher geworden; denn der Gegenwert aller dieser zerstörten Reichtümer findet sich wie durch Zauber als Reichtum in den Kassen der einzelnen: in der Form von Schatzanweisungen, von Milliarden Kriegsanleihen, von Milliarden Bankguthaben, die alle während des Ungewitters neu geschaffen wurden. Eine unerhörte Verringerung des gemeinsamen Reichtums geht also Hand in Hand mit der Vermehrung von Einzelvermögen.

Ist das alles? Nein! Von 1919 bis 1929 vollzieht sich eine Erzeugung von Reichtümern in einem bis dahin unbekannten Rhythmus. In intensivster Arbeit werden die zerstörten Gebiete neu aufgebaut und neue Vorräte geschaffen. Die ganze wunderbare maschinelle Ausrüstung, die für den Kriegsbedarf geschaffen worden war, dient nun dazu, nützliche Dinge, Verbrauchsgegenstände zu erzeugen. Erstaunliche Fortschritte, die in Industrie und Ackerbau erzielt werden, steigern die Ergiebigkeit bis ins Wunderbare. Die Folge ist eine Zunahme des allgemeinen Reichtums, die in der Geschichte der Welt nicht ihresgleichen hat. Aber o Wunder! Gleichzeitig verarmen die einzelnen so, daß die meisten Verbraucher sich einschränken müssen und immer mehr in Not und Elend geraten.

Entgeht denn wenigstens der Staat dem allgemeinen Geldmangel? Ganz im Gegenteil! Das Defizit des Staatshaushalts

schlägt alle Rekorde, und in den letzten Jahren, die hinter uns liegen, hat sich die Schuldenlast des Staates fast im selben Tempo vermehrt, als zur Zeit, da die Deutschen in Noyon saßen. Der Staat mußte den Erzeugern zu Hilfe kommen, um ihnen ihre Produktion abzunehmen. Er hat den Preisrückgang verhindern wollen, indem er die Märkte sanierte. Das hat viel Geld gekostet, und dieses Geld hat er sich ausleihen müssen. Eine neue Ungeheuerlichkeit: die Wertpapierbesitzer haufen in ihren Kassenschranken die neuen Anleihetitel, deren Gegenwert in denaturiertem Weizen in verscharrem Vieh, in ausgerissenen und verbrannten Weinstöcken besteht.

VIII

NOUVEL AGE

Wir sind dem Namen „Nouvel Age“ bei der „Front des Überflusses“ begegnet. Aber dort ist nicht der eigentliche Platz dieser Gruppe, obwohl auch sie einen eigenen Plan ausgearbeitet und veröffentlicht hat, sie ist aus dieser Front wohl auch wieder ausgetreten. In Wahrheit ist „Nouvel Age“ die vorläufig letzte Verkörperung von Ideen und Willenskräften, die von dem schon erwähnten Manifest von Albert Thomas über den Klub und die Zeitschrift „Chantiers“ („Werkplätze“), zu den Konferenzen und Diners der „Table Ronde“ führten, aus deren Schoße dann „Nouvel Age“ hervorging. Und es atmet den Geist eines leidenschaftlichen Mannes, der sich wie ein Proteus viele Male gewandelt hat und doch immer derselbe geblieben ist, Georges Valois, nacheinander Sozialist, Royalist, Mitarbeiter der „Action Française“, Direktor der Zeitung „Das Neue Jahrhundert“, Verlagsbuchhändler, Führer von „Blauhemden“, Anreger und Herausgeber von „Chantiers“ und jetzt von „Nouvel Age“. Ein Kämpfer um der Freude am Kampfe willen, jemand, der nie Kompromisse macht, immer sofort zum Angriff vorgeht, immer mit allen verfeindet ist, der zugleich überall seine Beziehungen, seine Helfer hat, alles erfährt, alles weiß, alles durchschaut, alles denunziert, der dabei sein Verlagsunternehmen zugrunde gerichtet, sein Vermögen

zugesetzt hat, den man mit allen Mitteln mundtot machen wollte und der nach jedem Sturze sofort wieder auf die Füße springt und in Fechterstellung zu neuem Kampf bereit ist.

Uns interessiert an Georges Valors, daß er zu einer Zeit, als das noch Mut erforderte, das Buch von Viénot „Ungewisses Deutschland“ herausgab und eine Nummer von Chantiers der Frage der Zusammenarbeit von Deutschland und Frankreich auf kolonialem Gebiet widmete.

Die Aufgabe, die sich Georges Valors nach dem 6. Februar 1934 — der so viele Kräfte ausgelöst hat — gestellt hatte, war die, eine völlig unabhängige Zeitung zu schaffen, die einen festen Abonnentenkreis hätte, in der Hauptsache ehrenamtlich verfaßt und geleitet würde und weder auf Subventionen, noch auf Anzeigen angewiesen wäre, die aber auch von keiner politischen Partei oder Wirtschaftsorganisation abhinge und ohne Rücksicht alles frei heraus sagen dürfte, was den Herausgebern nötig schiene, auch wenn es den Großen und Größten der Welt einen Strich durch ihr Konzept machte. Diese Zeitung sollte „Nouvel Age“ heißen. Es wurde ein Verein der Freunde von Nouvel Age gegründet, die entweder kleine Beiträge zeichneten oder sich im voraus auf eine bestimmte Anzahl Nummern, nicht auf Zeit, abonnierten und das gleich bezahlten, wofür sie als Prämie Bücher geliefert bekamen. Jeden Donnerstag versammelten sich die Anhänger in einem Untergeschoß der Rue de l'Abbaye im lateinischen Viertel, hinter St. Germain-des-Prés, der uralten romanischen Kirche, die früher „auf den Wiesen“ gelegen war. Dort wurden sie angefeuert und brachten Erfahrungen und Anregungen vor. Endlich war es soweit, daß „Nouvel Age“ als Wochenblättchen erscheinen konnte, jede Woche von anderm Umfang, von anderm Format, auf anderm Papier, anders gesetzt und gedruckt. Oft erschien es auch nicht, dann wieder als kleiner Wisch von zwei Seiten, manchmal setzte es lange aus, bis wieder etwas Geld zusammengekratzt war — es tat nichts, man war ja auf eine Nummernzahl abonniert. Die Zeitungskioske, die der großen Verlags- und Verteilungsfirma Hachette gehören, durften es nicht verkaufen, die Presse schwieg es tot, es war sozusagen nicht vorhanden. Man könnte sich vorstellen, daß jemand eine Kulturgeschichte dieser bewegten Jahre schreibe und von „Nouvel Age“ nichts erwähnte, einfach, weil er nie etwas davon erfahren hat. Und doch breitete es sich unter der Oberfläche aus. Einige sensationelle Sondernummern, die durch freiwillige Helfer verbreitet wurden, hatten Erfolg, mußten in großen Auflagen nachgedruckt werden, brachten Geld ein, machten die Zeitung bekannt.

Sehr bald war das Ziel aufgestellt worden, aus „Nouvel Age“ eine Tageszeitung zu machen, ein Plan, der ganz abenteuerlich erschien. Ohne Geld! Von da ab lagen jeder zweiten Nummer Schreiben und Aufrufe bei, einer dringender als der andere, woran an das Gewissen der Abonnenten appelliert wurde, an ihre sittliche Pflicht, Beiträge zu zeichnen, Abonnenten zu sammeln. Und eines Tages war es wirklich erreicht, daß „Nouvel Age“ als Tageszeitung erscheinen konnte, zunächst immer nur während eines interessanten Zeitabschnitts, z. B. während wichtiger Parlamentsverhandlungen, bis das Geld verbraucht war; dann tröpfelte es wieder so lange, bis sich das Becken von neuem gefüllt hatte. Wie bei den Wasserfällen im Riesengebirge, wo die Schütze, gegen Gebühr, immer nur von Zeit zu Zeit gezogen werden kann und der Wassersturz oben aufhört, wenn gerade unten der erste Schaum auf den Felsen zerstreut. Aber seit 1937 erscheint „Nouvel Age“ regelmäßig und hat seinen festen Abonnentenkreis. Es ist nur eine ganz kleine Zeitung, aber interessant, gut gemacht, phrasenlos. Alles wird unter einem Blickpunkt gestellt, noch immer ist es ein Kampfblatt, und wie! Es scheut nichts Heiliges und bindet mit jedermann an. Und noch immer sucht man es vergeblich in den Zeitungskiosken, und die große Presse schweigt es geflissentlich tot. Aber die Mächtigen fürchten es.

Wie immer man zu dem Inhalt stehen mag, auf jeden Fall ist „Nouvel Age“ eine durchaus und echt französische Erscheinung, etwas das in einem Bild des französischen Lebens nicht weggelassen werden darf.

Die Sondernummer vom November 1936 über die Abhängigkeit der französischen Presse, aus der wir einen Auszug bringen, hat bei ihrem Erscheinen viel Staub aufgewirbelt.

DER TRUST HAVAS-HACHETTE

Werkzeug der Herrschaft der Banken und Trusts

Endlich wird das Problem der Presse gestellt

Sonntag, den 25. Oktober 1936, hat die Pariser Presse eine Erklärung veröffentlicht, worin der Nationale Verband der Französischen Zeitungen bekanntgibt, daß er im voraus alle Regierungsentwürfe billigt, die dahin zielen:

1. Eine Kontrolle der Einkünfte einzurichten, die alle Zeitungen ohne Ausnahme umfaßt, und alle ihre Einkünfte, welches auch ihre Quelle sei;
2. Alle Geheimfonds vollständig, aufrichtig und wirksam abzuschafter;
3. Das Gesetz von 1881 zu reformieren, soweit es die Schnelligkeit der Gerichtsentscheidungen, die Verschärfung der Strafen und des Schadenersatzes in Verleumdungsfallen betrifft.

Wir werden nachher sehen, daß diese Erklärung ohne Gefahr für die große Presse ist. Sie ist nur Spiegelfechterei, aber sie ist darum doch die erste Konzession, die die bisher unkontrollierte Macht der Presse der Volksbewegung macht.

Endlich wird das Problem der Presse gestellt.

Aber es wird schief gestellt

Die Erklärung des Nationalverbandes ist absichtlich so gefaßt, daß das Publikum irregeführt wird. Und es ist nur zum Wundern, daß diese Tatsache nicht sofort von der „Links“-Presse, von der „antikapitalistischen“ und „proletarischen“ Presse festgenagelt worden ist

Am 25. Oktober haben „Populaire“ und „Oeuvre“ die Erklärung ohne Kommentar veröffentlicht. Die „Humanité“ hat sich dahin geäußert, daß die vom Verband geforderten Maßnahmen das seien, „was die kommunistische Parlamentsgruppe schon am 11. Juni in dem Entwurf einer Entschließer verlangt habe, der im „Journal officiel“ abgedruckt ist“.

Die Haltung der drei Linksblätter, deren Herausgeber und Verwaltungsräte den Mechanismus der großen Presse genau kennen, zeigt, daß sie vorläufig sich damit zufrieden geben, daß das Problem so gestellt werde, wie es die kapitalistischen Organe wollen

Heute handelt es sich aber nicht mehr darum, die Quellen zu kennen, aus denen die Einkünfte der Zeitungen fließen, noch die Geheimfonds abzuschaffen, oder gar ein neues Gesetz über die Verleumdung zu schaffen. Es handelt sich darum, zu wissen, ob ja oder nein, ein Trust des Nachrichten- und des Anzeigenwesens existiert, wie er funktioniert, und in wessen Interesse er alle Freiheit der Presse unterdrückt hat. Alles übrige sind Kleinigkeiten.

Der Trust Havas-Hachette

Es existiert ein Trust der Presse, des Zeitungsverbands und des Anzeigenwesens: Das ist der Trust Havas-Hachette

Es ist unerhört und unverständlich, daß die sogenannte Linkspresse, radikal, sozialistisch, kommunistisch, dem Publikum das Bestehen dieses ungeheuren Trusts verschweigt, der das große Werkzeug der Herrschaft der Banken und Trusts ist, sowohl zum Zwecke der finanziellen, industriellen und kaufmännischen Ausbeutung des Landes, wie für ihre politische Betätigung

Mit Hilfe des Trusts Havas-Hachette haben die Banken und Trusts den Aufruhr vom 6. Februar 1934 veranstalten können. Und durch diesen Trust bereiten sie den Angriff vor, der der Demokratie und dem Sozialismus in Frankreich ein Ende bereiten soll.

Die falschen Fährten: „Kauflichkeit der Presse, verfaulte Presse“

Zuallererst muß man das Publikum auf die richtige Fährte setzen

Heute ist es ein reines Ablenkungsmanöver, wenn man gegen die „Kauflichkeit der Presse“, gegen die „Bestechlichkeit der Journalisten“, gegen die „journalistische Fäulnis“ vom Leder zieht.

Die Presse ist nicht mehr käuflich;
Denn sie ist vollkommen gekauft.

Der Kapitalismus hat es nicht mehr nötig, sie zu bestechen: sie gehört ihm, oder er kontrolliert sie ganz, mittelbar oder unmittelbar. . .

Früher wurden Banken und Trusts zuweilen von journalistischen Abenteurern gebrandschatzt; heute haben sie es vorteilhafter gefunden, den Betrieb der Zeitungen, den Versand, das Nachrichtenwesen in ihre eigenen Hände zu bringen. Und sie haben aus allem zusammen einen Trust von einer Macht gebildet, von dem das Publikum keine Ahnung hat und um den sich alle andern Trusts wie um einen Angelpunkt drehen

Die wahre Fahrte: wo und wie man dem Trust
Havas-Hachette auf die Spur kommt

Die Frage ist also nicht mehr, ob die Zeitungen aus irgendwelchen Geheimfonds oder anderswoher Subventionen beziehen. Die Frage ist, wer die wahren Eigentümer der Zeitungen sind und in welcher Weise sie in den Trust eingeordnet sind.

Wenn wir z. B. wissen, daß „Oeuvre“ einer Aktiengesellschaft gehört, die einen regelrechten kaufmannischen Nutzen abwirft, dann wissen wir noch gar nichts. Wenn wir aber wissen:

1. daß die Aktiengesellschaft „Oeuvre“ unter der Kontrolle der Agence Havas steht, die den Direktor bestellt;
2. daß der kaufmannische Betrieb des „Oeuvre“ nur Nutzen abwerfen kann, wenn es genügend Anzeigen bekommt, und daß die Anzeigen von der Agence Havas verteilt werden,
3. daß, um Anzeigen zu bekommen, die Auflage groß sein muß und daß deren Größe von Hachette abhängt,

dann begreifen wir, daß „Oeuvre“ nur mit Bewilligung von Havas und Hachette bestehen kann. Und so sind wir dem Trust Havas-Hachette auf die Spur gekommen, der selbst das Werkzeug der Hochfinanz und der großen Kartelle ist. Es handelt sich nicht mehr darum, zu wissen, ob ein Journalist oder ein Zeitungsherausgeber bestechlich ist; es handelt sich darum, die Organisation der Presse zu kennen, des Anzeigenwesens und des Zeitungsversands.

Das Geheimnis des Trusts Havas-Hachette

Das ganze Geheimnis beruht in folgendem:

1. Der Kostenpreis einer Tageszeitung ist unter allen Umständen höher als der Verkaufspreis, selbst in den günstigsten Fällen.

2. Eine Zeitung kann nur Nutzen abwerfen, wenn sie genügend Inserate bekommt.
3. Das Anzeigenwesen ist in den Händen der Agence Havas vertrustet.
4. Die Agence Havas gibt nur solchen Zeitungen Anzeigen, die eine große Auflage haben (und einigen kleinen, die ihr als Wachthunde dienen).
5. Eine Zeitung kann einen großen Absatz nur erwerben unter Benutzung der Organisation Hachette, die den ganzen Versand und Verkauf vertrustet hat.¹
6. Havas und Hachette sind untereinander eng vergesellschaftet. Eine Zeitung kann also ohne ihre Genehmigung weder Absatz noch Anzeigen erlangen.
7. Der Trust selbst steht unter der Kontrolle der Banque de Paris et des Pays-Bas, die die Bank aller großen nationalen und internationalen Wirtschaftsverbände ist.
8. Leben und Tod einer Zeitung hängen also im strengen Sinne von dem Willen folgender drei Einrichtungen ab: Banque de Paris, Agence Havas, Messageries Hachette. Eine Zeitung ist zum Tode verurteilt, wenn sie eine dieser Organisationen angreift.

Einige Zeitungen, die von Abonnenten leben, oder kapitalkräftige Besitzer (Komitees, Parteien) haben, sind wohl in der Lage, eine eigene Politik zu machen. Aber da auch sie über Hachette gehen, so dürfen sie den Trust nicht angreifen. In der Praxis kommt es auch gar nicht vor, daß irgendeine Tageszeitung von diesen Dingen auch nur spricht.

80 Prozent der Zeitungen rechts und links machen die Politik, die der Trust wünscht; er steht über allen Regierungen und vermag ihnen seinen Willen aufzuzwingen.

Mechanismus des Trusts

Der Trust beruht auf der Tatsache, daß die Industrie des Zeitungswesens nicht aus eigenen Kräften leben kann, sondern nur wenn sie nebenher einen kaufmännischen Betrieb unterhält, der

¹(Anm. d. Her.: Die französischen Zeitungen haben keine eigenen Versandabteilungen, sondern übergeben die frischgedruckten Zeitungen den Messageries Hachette, die den Versand überallhin und die Verierlung auf die Zeitungsverkäufer vornehmen. Der Franzose abonniert sich nicht auf seine Zeitung, sondern kauft sie beim nächsten Stand.)

mit der Verbreitung von Gedanken nicht das mindeste zu tun hat: die Reklame.

Die Freiheit der Presse ist von Emile de Girardin getötet worden, dem Erfinder der Zeitung zu einem Sou, die nur von den Anzeigen leben konnte.

Dadurch allein ist jede Verbreitung von Gedanken durch die Presse von der Industrie des Anzeigenwesens abhängig geworden.

Diktatur der Inserate (Havas) und des Versands (Hachette)

Das Anzeigenwesen

Außerhalb des Trusts können nur Zeitungen existieren, die mit sehr geringen Kosten hergestellt werden und die eine sichere Kundschaft von 20000—30000 Abonnenten haben. Das war früher der Fall des „Populaire“; das ist heute der Fall von „L'Aube“ und „La Croix“. Alle andern sind genötigt, das unvermeidliche Defizit entweder durch Subventionen ihrer Leser oder durch Inserate zu decken.

Drei oder vier Zeitungen empfangen regelmäßig Subventionen ihrer Glieder oder ihrer Organisationen: die „Action Française“, „Humanité“, „Peuple“. Aber ewig können die Freunde nicht geben. Und die „Action française“ ist in der Tat genötigt, jedes Jahr zwei bis drei Millionen außerhalb ihres Freundeskreises zu finden. „Humanité“ und „Peuple“ bekommen wohl von der Partei und von den Gewerkschaften ausreichende Zuschüsse, aber da ihr Provinzverkauf durch Hachette geht, sind sie insofern an den Trust gebunden. Der „Populaire“ könnte an sich außerhalb des Trusts leben; leider hat auch er seine Verbreitung Hachette anvertraut.

Alle andern Zeitungen können nur leben, wenn sie genügend Anzeigen bekommen.

Fruher hatten sie ihre eigenen Werbeagenten oder erhielten Aufträge von verschiedenen Inseratenagenturen. Heute gibt es praktisch nur noch eine solche, die Agence Havas, alle andern hängen von ihr ab. Durch eine Arbeit, die Jahrzehnte dauerte, hat sie es dahin gebracht, daß jeder, der seine Erzeugnisse anpreisen will, sich an sie wenden muß, und ebenso jede Zeitung, die Inserate von Fabriken oder Kaufleuten haben will. Ein doppeltes Monopol also.

Coty hatte mit seinem „Ami du Peuple“ dieses Monopol brechen wollen. Er hatte auch Annoncen außerhalb Havas bekommen. Aber Havas hat von den Industriellen, die im „Ami du Peuple“ Reklame machten, keinerlei Anzeigenaufträge für andere Zeitungen mehr angenommen. Und so wurde Coty besiegt.

So übt die Agence Havas eine Diktatur des Werbewesens aus. Und eine Zeitung, die auf Anzeigen angewiesen ist, darf nichts angreifen, was mit Havas zusammenhängt, sonst werden ihr die Inserate entzogen.

Das Spiel geht nun so: Eine Zeitung verpachtet an Havas ihren Anzeigenteil; dafür erhält sie einen festen Betrag auf lange hinaus zugesichert, unter der Bedingung, daß die Auflageziffer nicht unter eine bestimmte Höhe sinkt. Und hier greift nun Hachette ein

Die Messageries Hachette

Es gibt nur noch ein Unternehmen für den Zeitungsvertrieb Hachette. Jede Zeitung, die irgendwo in Frankreich verkauft werden will, muß sich an Hachette wenden. Hachette aber ist der Partner von Havas im Trust.

Die Zeitung macht einen Vertrag mit Hachette, dessen Bedingungen sich nach der Höhe der Verkaufsziffer richten. Wenn die Zeitung gegen Havas und was hinter ihm steht Angriffe richtet, sorgt Hachette dafür, daß die Verkaufsziffer sinkt und kündigt den Vertrag. Und so ist die Zeitung zum Tode verdammt.

Die Wochenschrift „La Flèche“ hat mit ihrer berühmten Sondernummer „France voilà tes maîtres!“ (Frankreich, siehe, das sind deine Herren!) eine schlussige Erfahrung gemacht. Hachette verkaufte nur eine geringfügige Anzahl; er gab jedem Kiosk nur wenige Nummern. Aber die Händler kummerten sich selbst: sie holten Exemplare vom Verlag und verkauften sie zu hunderten. Und die Nummer, von der Hachette nur 2000 Exemplare abzusetzen „vermochte“, erreichte eine Auflage von mehr als 100 000. Aber das geht nur bei Sondernummern. Im allgemeinen kann sich eine Zeitung den Luxus nicht leisten, den Verkauf selbst zu organisieren. Und hier liegt das ganze Geheimnis der Macht von Hachette.

Die Messageries Hachette besitzen in der Tat:

1. das Monopol des Zeitungsvertriebs;
2. das Monopol der Belieferung der Zwischenhändler und Händler;

3. die beste, rascheste und billigste Organisation für Verteilung und Versand,
4. das Monopol des Verkaufs in den Bahnhöfen.

Wenn du eine Zeitung herausgeben willst, kannst du sie nur durch Hachette verkaufen. Wenn du Händler bist, kannst du Zeitungen nur durch Hachette bekommen. Wendest du dich direkt an eine Zeitung, so sperrt dir Hachette alle übrigen, und setzt dir einen Konkurrenten vor die Nase.

Die große technische Schwierigkeit liegt darin, daß ein Zeitungsverlag nicht mit Zehntausenden von Händlern abrechnen kann; daß ein Händler nicht mit den dreihundert Zeitungen, die er verkauft, Einzelbeziehungen unterhalten kann. Hachette sagt zu dem einen, wie dem andern: Ich kummere mich um alles, du hast nur eine einzige Rechnung zu führen.

Auf die Art, wie Hachette den Versand und Vertrieb organisiert, hat die Zeitung keinen Einfluß, sie hat auch keine Kontrolle über die Verkäufe, über die Rückgaben, über die Abrechnung. Aber Hachette hat ein ausgezeichnetes Zwangsmittel: die Vorschüsse. Eine Zeitung, die unabhängig von Havas leben will, ist immer in Geldnot. Hachette gibt mit der größten Bereitwilligkeit Vorschüsse. Hat man sich einmal darauf eingelassen, dann wird es so eingerichtet, daß man immer Schuldner bleibt. Alles ist gut, solange man artig bleibt; aber wehe, wenn man nur ein Wort gegen den Trust sagt, dann wird Rückzahlung verlangt; die kann man nicht leisten; der Vertrag wird ungültig; und die Zeitung muß sterben oder sich unterwerfen. Wir wollen das Blatt nicht nennen, dem das kürzlich passiert ist.

Die ganze Presse weiß es und hütet sich. So kommt es, daß die Agence Havas, die Messageries Hachette, die Banque de Paris et des Pays Bas in der ganzen Presse tabu sind, rechts wie links, Populaire, Peuple und Humanité inbegriffen . .

Die Kräfte des Trusts

Der Trust der Presse, des Werbewesens, des Zeitungsvertriebs umfaßt:

1. Die Agence Havas, die der ganzen Presse Nachrichten und Anzeigen liefert.
2. Die großen Tageszeitungen *Matin*, *Echo de Paris*, *Journal*, *Petit Parisien*, *Excelsior*, *Oeuvre*, die unmittelbare Teilhaber der Agence sind.

- 3 Die Zeitungen, die wohl eine unabhängige Leitung haben, aber für Anzeigen und Vertrieb von Havas und Hachette abhängen. Petit Journal, Paris-Soir, Paris-Midi, Intransigeant, Temps, Journée Industrielle, Journal des Débats, Jour, Figaro
4. Die Polemikblätter, mit deren Hilfe die andern manövriert werden: Action Française, Liberté, Volonté, Homme libre, Ami du Peuple, République.
- 5 Die Messageries Hachette, durch deren Hände gegenwärtig der Vertrieb aller Zeitungen in ganz Frankreich geht.
- 6 Die verschiedenen Pressesyndikate, die alle nur Werkzeuge des Trusts sind.

Über dem Pressetrust steht der große Zentraltrust, und zwar einerseits die Banque de Paris et des Pays Bas, deren leitender Geist Horace Finaly ist, dem die Agence Havas und die Messageries Hachette unterstehen, andererseits die Schwerindustrie, deren unbestrittenes Haupt François de Wendel ist. Das ist die Spitze einer wahren, wirtschaftlichen Lehnorganisation.

Gleich nach diesen Herren, die wie souveräne Fürsten sind, kommen die großen Vasallen; nämlich die großen Zeitungen: Journal, das der Banque de Paris und den Papierfabriken Darblay gehört, die den Trust des Zeitungspapiers vertreten; Matin, Eigentum der Familie Bunau-Varilla; Petit Parisien und Excelsior, der Familie Dupuy gehörig; Echo de Paris, Eigentum der Simond.

Diese Zeitungen sind sozusagen Mitinhaber der Agence Havas. Die Dupuy zwar erdulden das Joch nur widerwillig, müssen sich aber unterwerfen.

In zweiter Linie kommen die Zeitungen, die eine eigene, oft sehr unabhängige Leitung haben, aber nicht wagen können, den Trust anzugreifen:

Petit Journal, Raymond Patenôtre gehörig, einem sehr reichen, sehr ehrgeizigen Mann, den aber die Agence Havas in Schranken halt;¹

Intransigeant, Eigentum des Bankiers Louis Louis-Dreyfus; hat zwar große eigene Einkünfte durch „Kleine Anzeigen“, muß aber einen Vertrauensmann der Agence Havas an der Spitze seiner Redaktion dulden;

¹ (Anm. d. Her 1937 an eine protestantische Bankengruppe verkauft)

Paris-Midi und Paris-Soir, Besitz der Prouvost von Roubaix (Textil) und Beghin (Zucker und Papier), ebenfalls mit großen direkten Einnahmen aus „Kleinen Anzeigen“, aber doch von Havas abhängig

Daneben stehen eine Reihe Zeitungen, sehr unabhängig in ihrer Leitung, aber doch so, daß sie Havas unter keinen Umständen angreifen dürfen, nämlich die Zeitungen der Schwerindustrie:

Temps, im Besitz des Comité des Forges, dessen Angestellte Mireaux und Chastenet als Direktoren bestellt wurden.

Journée Industrielle, gemeinsames Eigentum der großen Komitees, mit Gignoux als Leiter, einem ehemaligen Universitätsprofessor, den man auch zum Vorsitzenden des großen Arbeitgeberverbands gewählt hat;

Journal des Débats, Figaro, Jour, die verschiedene Gruppen vertreten.

Auf der nachstniedrigen Stufe stehen die Polemikblätter, die manchmal Seitensprünge machen, aber im allgemeinen doch die erhaltenen Befehle getreulich ausführen, nämlich Action Française, Volonté, Liberté, Ami du Peuple, Homme Libre, République.

Sie erhalten nur einen bescheidenen Anteil an den Inseraten und man läßt sie nicht zu groß werden; dafür bekommen sie geheime Zuschüsse. In der großen Lehnshierarchie nehmen sie die Stelle der Söldnergenerale ein, die eine gewisse Wahl haben, in wessen Dienste sie treten wollen . . .

IX.

FRANCE 1950

Aus dem Dunstkreis des winkeligen Untergeschosses im lateinischen Viertel machen wir einen Sprung in das Reich der Konferenzsäle, der vornehm-sachlichen Privatburos mit breiten Diplomaten-Schreibtischen, abgrundtiefen Ledersesseln, dicken Zigarren.

Dort ist France 1950 zu Hause.

Ein Klub.

Kein englischer Klub, kein Gesellschaftshaus, nichts von Beefsteaks, Pale Ale, Shagpfeifen und Zeitungen im Riesenformat. Nein! Im Grunde auch nur eine echt französische Gruppe, Männer, die die zu wendende Not zusammengeführt hat, die nicht untätig zusehen können, wie eine neue Welt sich bildet und wie so mancher Stumper den Reformator spielen möchte, die es juckt, die Hand an die Lösung der Probleme zu legen, die sie überall brennen sehen, weil sie glauben, daß sie etwas davon verstehen, weil sie müssen und nicht anders können. Einmal in der Woche oder alle 14 Tage kommen sie zusammen, um zu beraten, was geschehen müsse:

„damit Frankreich 1950 ein moderner Staat sei“.

Das ist das Ziel; daher der Name.

Die Mitglieder der Gruppe France 1950 oder kurz F. 1950 bilden eine Auslese, eine Oberschicht, manche von ihnen sind schon jetzt in ihrem Fach Fuhrer. Der Mann, der das Programm von F. 1950 verfaßt hat, das wir veröffentlichen, ist die treibende Kraft einer weltumspannenden Organisation tätigen Lebens. Selten trifft man ihn zu Hause. Er ist heute in London, morgen in Oslo, übermorgen in Helsinki, Berlin, Prag. Dann fährt er wieder nach Amerika. Alle seine Mitarbeiter müssen mindestens drei Sprachen fließend beherrschen. Er kennt die Großen fast aller Länder der Erde; über seinem Schreibtisch hängt ein Bild von Hermann Göring mit eigenhändiger Widmung. Widerstrebend nur gab er das Papier heraus, unter der Bedingung, daß kein Name genannt werde, es ist noch nie, auch nur auszugsweise, veröffentlicht worden. Diesen Männern kommt es nicht auf Ruhm oder Macht und Einfluß an, nur auf die Sache. Viele von ihnen stehen auf Stellen, wo sie schon mehr Einfluß und damit Verantwortung haben, als ihnen lieb ist.

Zahlreiche Franzosen, gerade unter den gebildetsten und klugsten, wissen bestimmt nicht, was „Nouvel Age“ ist, und wurden es wahrscheinlich verleugnen, wenn sie es kennen. Aber noch viel unbekannter ist France 1950. Selbst auf den Redaktionen der großen Zeitungen, wo man geschulte und findige Späher hat, die in jede Spalte schlüpfen, wo man das Gras wachsen hört, hat man nie davon gehört.

Aber deshalb ist dieser „Klub“ doch da, eine Kraft, die mithilft, daß die Entwicklung vorwärts geht, die Dinge reifen.

Und gerade die Männer, die zu F. 1950 gehören, haben vielleicht mehr Aussichten als die meisten andern, einmal an führender Stelle ihre Ideen in die Tat umzusetzen.

FRANCE 1950

(17. 4 1937)

Warum „Frankreich 1950“?

Es gibt in Frankreich etwa 30 politische Parteien und etwa 15 politische „Ligen“ von der Art der „Action Française“, der „Patriotischen Jugend“, der „Französischen Sozialpartei“, der „Französischen Volkspartei“, des „Frontisme“ usw.

Es hat immer gegeben und es gibt immer wieder eine Fülle von Gruppen und Einzelbemühungen, die auf einen neuen Aufbau des französischen Lebens hinzielen. Wir wollen nur einige ins Gedächtnis zurückrufen, weil es lehrreich ist: die „Neue Demokratie“ von Lysis; das „Anod“ von Probus; die „Ustica“ von Roger Francq; die „Konfederation zwischen Intelligenz und Produktion“ von Georges Valois; die „Französische Wiederaufrichtung“ von Ernst Mercier, das „Planungskomitee“ von Marcel Déat, den „Wirklichen Menschen“; die „Wahre Ordnung“; den „Neuen Menschen“; die „Neue Ordnung“; „Geist“; „Sieben“ usw.

Die „Programme“ aller Art sind in unserer individualistischen Republik so zahlreich wie Sand am Meer; ungerechnet diejenigen, die einfach Früheres aufwarmen.

Trotz oder wegen dieser wuchernden Fülle von Parteien und „Kapellen“ wird die französische Unfähigkeit, sich neuen Notwendigkeiten anzupassen, jeden Tag deutlicher, sowohl im Innern, wie in der Außenpolitik.

Kleine Stichproben sollen es beweisen.

Es gibt keine wirtschaftlichen oder sozialen Kaders, die wirklich solide, und dem modernen Leben wirksam angepaßt waren. Überall eine opportunistische Mittelmaßigkeit.

Kein kraftvoller Staat, zerfallende Einrichtungen; nur zu oft Günstlingswesen; Unbeständigkeit; Mangel an Fachwissen; Routine; geheime Diktatur Unverantwortlicher.

In der Presse entwickelt sich immer mehr die Zuträgerei, die kleine giftige Zeitungsnotiz, das Wohlgefallen am Skandal, im öffentlichen Leben die Böswilligkeit, die Verleumdung, die Erpressung.

Und das Selbstvertrauen der Nation wird zerstört durch das skeptische Zweifeln an allem, die Selbstsucht, den Schlendrian.

Die Franzosen zerfleischen sich gegenseitig, anstatt daß sie die Elendsviertel abreißen, die Trunksucht, die Tuberkulose, die schweinische Literatur bekämpfen, der Jugend die unerläßliche Körperkultur geben; anstatt daß sie die Städte zwingen, moderne Einrichtungen zu schaffen und die Landorte, sich endlich zu verjungen

Die Folge von dem allem? Das Ansehen, der Einfluß, die Autorität Frankreichs in der Welt geht dauernd zurück.

Trotz oder wegen der wuchernden Fülle von Parteien und Klüngeln — was bekommt man zur Antwort, wenn man nun die besten der sozialen, wirtschaftlichen, geistigen „Führer“ unserer Zeit fragt? (Führer ist ein unbeliebtes Wort — mag man unsertwegen „höhere Leitende“ oder „leitende Kameraden“ dafür sagen, es kommt aufs gleiche heraus; wir meinen damit nicht Übermenschen, die das Schicksal ausgewählt hat, noch die, die Macht innehaben oder die Last der Titel und Ehren tragen, sondern diejenigen Männer und Frauen, die an der Spitze von irgendeinem Unternehmen, einer Gewerkschaft, einer Werkstatt stehen, sie leiten und dafür verantwortlich sind) — Fragt man diese Führer einmal: Zu welcher Partei gehörst du? Welcher Bewegung folgst du? — was antworten sie? Ein Drittel nennt einen Namen, preist einen Apostel, eine Idee, und fugt sogleich hinzu. „Ach, wissen Sie, in der Umgebung unseres Chefs sind Leute, die da nicht hingehören...“ oder: „Wie schade, daß das Programm geistig auf so schwachen Füßen steht!“ oder „Ich bin beigetreten, weil es meiner Überzeugung entspricht; aber weiter gehe ich nicht Ich gehe wohl hie und da zu den Versammlungen, aber ich arbeite nicht wirklich mit. Man braucht mich auch gar nicht So bleibt meine Erfahrung ungenutzt.“

Zwei Drittel antworten. „Beinahe ware ich jener Partei, jener Gruppe beigetreten. Aber ich habe es mir noch einmal überlegt. Ich habe das Programm studiert und mir die Leute angesehen, und ich habe gefunden, daß es im Grunde überall die gleichen leeren Formeln sind, letzten Endes demagogisch. Die Politiker ekeln mich an, die neuen Führer der Massen machen mir Angst . . . ich pfeife auf das alles, ich gehe nicht auf den Markt, ich beschränke mich auf meine persönliche Arbeit und suche mein bißchen persönliches Vergnügen Komme, was wolle.“

Dieses Versagen, dieses Abdanken derer, die zur Führung berufen waren, das ist die größte Gefahr für das heutige Frankreich. Gegen diesen freiwilligen Verzicht stellt sich „France 1950“.

+

Nichts liegt uns ferner, als der Anspruch, als Retter aufzutreten, oder das „große, unfehlbare“ Programm der Erneuerung abzufassen.

Wir sind nur eine „Mannschaft“; uns eint der Glaube an die Zukunft, das innere Bedürfnis zu „dienen“ (denn alles menschliche Glück liegt im tatkräftigen Handeln) und zugleich eine tiefe Angst, wenn wir zuschauen müssen, wie Frankreich auseinanderfällt. Eine Unruhe und Unsicherheit ist in uns. Wir sehen, daß die Menschen der verschiedenen sozialen Gruppen sich auseinanderleben, keiner weiß mehr, versteht mehr, was der andere denkt und fühlt. Wer von uns kann behaupten, er wisse, was ein Arbeiter, ein Bauer, ein Unternehmer über diese oder jene Lebensfrage der Nation denkt?

So haben wir uns darangemacht, einen gemeinsamen Boden zu suchen, auf dem Männer verschiedener sozialer Gruppen — keine Politiker — sich begegnen können, sich kennen lernen, gemeinsam den Wiederaufbau Frankreichs vorbereiten, an seiner ständigen Verbesserung arbeiten, jeder, indem er seine eigene Erfahrung beibringt.

Und dies ist unsere Grundlage:

Wir denken, daß um das Jahr 1950 herum, also in langstens 15 Jahren, Frankreich ein moderner, von Spannkraft erfüllter Staat sein muß. Modern heißt nicht futuristisch, und spannkraftig heißt nicht aufgeregt, vordringlich, den andern unerträglich.

Alles hat sich ins Ungeheure entwickelt: die maschinelle Ausrüstung, die Verkehrsmittel, die Technik aller Art. Aber unsere Verwaltung ist napoleonisch geblieben und manche unserer Sitten mittelalterlich. Auf 100 Gebieten genügt eine Reform gar nicht mehr, eine wahre Umwälzung der Gewohnheiten und Methoden ist nötig. Man mochte heulen, wenn man sieht, wie wir zurückgeblieben sind, verglichen mit unsern Nachbarn, wir, ein Volk voll Erfindungsgabe und natürlichem Verstand, voll schöpferischen Geists und Freude am Handeln. Ist es denn wirklich wahr, daß „Frankreich die Revolution liebt und die Änderungen verabscheut“?

Wir müssen vorausschauen, wir müssen heute schon wollen, wie das Frankreich von 1950 sein wird. Wir müssen begreifen und dartun, daß keine Reform unmöglich oder zu kühn ist, wenn sie geistig gereift und in gemeinsamer Bemühung vorbereitet ist.

„Eure Doktrin?“ — so fragt man uns. Reiner Liberalismus? Nein doch! Der Liberalismus hat sich selbst umgebracht, weil er nicht fähig war, die großen Probleme des Jahrhunderts zu lösen — Totalitärer Kollektivismus? — Ebensowenig, obwohl es leicht ist, ihn zu verdammern und schwer, ihn zu verwirklichen. Wir sind Leute, die sich an Tatsachen halten, wir stellen sie nebeneinander, um daran zu zeigen, worauf es ankommt. Wir fühlen uns frei von jeder Bindung an die Formeln der Vergangenheit und fürchten uns vor keiner neuen Form, mag sie noch so kühn oder fremdartig erscheinen. Wir sehen, daß gemeinsame Bemühung mehr und mehr an die Stelle der Einzelbemühung tritt. Wir wollen eine Wirtschafts- und Gesellschaftsordnung, die vom Geist der Billigkeit erfüllt ist und an deren Verbesserung standig gearbeitet wird, damit alle immer besser leben können — und wo der Profit oder die Rücksicht auf das bequeme Leben der wenigen nicht den Ausschlag gibt. Und wir mochten beweisen, daß diese neue „Ordnung“ verwirklicht werden kann, ohne daß die Freiheit des Menschen geopfert wird, die unser höchstes Gut ist.

Hinter uns steht keine wirtschaftliche oder politische Gruppe, kein Name, keine Geheimfonds. Wir sind die Werkgesellen der Bauhütte „Frankreich 1950; das ist alles.

Unsere Tagesaufgaben sind sehr verschieden, unsere dinglichen und geistigen Interessen gehen auseinander, widersprechen sich zuweilen, aber wir haben einen gemeinsamen Nenner: den Willen, eine Mannschaft zu bilden, die sich in den Dienst der französischen Volksgemeinschaft stellt.

Alle sind wir Leute, die eine wirtschaftliche oder soziale Aufgabe haben, die schwer an der Last von Verantwortungen tragen, die mit Arbeit überlastet sind, das heißt: wir haben keine Zeit für leere Wortgefechte, für unüberlegte Handlungen, für unnützes Geschwätz. Uns kommt es darauf an, ein Werkzeug zu schmieden, ein modernes Arbeitsgerät, geschmeidig und wirksam, das wir während des Gebrauchs immer weiter vervollkommen.

Wir möchten einen „Klub 1950“ gründen. Zu welchem Zweck?

Wir möchten ein- oder zweitausend Franzosen aussieben, unter den tüchtigsten und den modernsten. Durch eine unerbittliche, unparteiliche Auswahl. In allen gewerkschaftlichen, sozialen, geistigen Verbänden, in den großen Unternehmungen, aus allen Strömungen mochten wir die Menschen heraussieben, die wirklichkeitsnahe denken, die zu handeln bereit und fähig sind, kühne Neuerer auf wirtschaftlichem und sozialem Gebiet, die schon etwas geleistet haben. Erbauer, keine Schonredner. Keine Leute, die immer mochten, nein Leute, die es in ihrem Beruf zu etwas gebracht haben, die keine Verantwortung scheuen, die denken, ehe sie handeln, aber die genug praktische Erfahrung haben, um richtig urteilen zu können.

Ihre politische Etikette ist uns völlig gleichgültig. Unter den Verwaltungsräten der großen Unternehmungen gibt es Männer, die in Wort und Tat zehnmal revolutionärer sind, als die durftigen Intellektuellen, die das Maul weit aufreißen und „Revolution“ schreien, um ihr Postchen nicht zu verlieren.

Wir wollen, daß die Leiter verschiedener Berufe einander kennen, wir wollen sie in „Mannschaften“ vereinigen, deren jede gemeinsam ein Sondergebiet bearbeitet.

Es muß gelingen, zwischen ihnen menschliches Verständnis und Achtung zu schaffen, ein wirkliches, auf Vertrauen und gemeinsame Arbeit gegründetes Gemeinschaftsgefühl, ein Einanderheben und -tragen. Es muß gelingen, aus allen menschlichen Meinungsverschiedenheiten das Gemeinsame herauszuarbeiten, das den Aufbau und Fortschritt gestattet.

Wir verbannen aus unserer Mitte:

den Parteigeist jeder Art, das Sektenwesen, die Demagogie, das Streiten um Worte, wie auch jeden Versuch, sich das Verdienst am gemeinsamen Erfolg persönlich anzueignen;

allen persönlichen Hader — das heutige Leben in Frankreich ist ganz vergiftet, durch Eifersuchte, Ärmlichkeiten, Intrigen, die Menschen verbrauchen ein Drittel ihrer Zeit mit persönlichen Händeln. Jedes Mitglied von „France 1950“ verpflichtet sich schriftlich, „die Gesetze der Ehre und Freundschaft zu achten, die Arbeitsgefährten brüderlich zu unterstützen, jeden persönlichen Konflikt dem Ehrengericht zu unterbreiten, sich aufrichtig seiner Entscheidung zu unterwerfen und F. 1950 nicht für persönliche Reklame zu mißbrauchen“.

Was wir nicht wollen: ein einmaliges Heilsprogramm aufstellen oder einen Vierzehnjahresplan ausarbeiten. Thesen, Programme, Pläne gibt es genug und übergenug. In jedem ist ein Körnchen Wahrheit, aber die Ereignisse überholen einen nach dem andern. Es gibt in Frankreich kluge Leute in übergroßer Zahl. Aber es gibt nicht genug geschlossene Persönlichkeiten. Was fehlt, das sind die Männer, das ist eine Organisation, die aus dem Vielerlei die Grundlinien herauschält, die herausarbeitet, was die Probleme gemeinsam haben, die nach Lösungen sucht, die Lösungen in Übereinstimmung bringt, den Massen zugänglich macht. Hier setzt unsere Arbeit ein.

+

Wie soll F. 1950 funktionieren?

Es besteht aus einem Exekutivkomitee und den Arbeitsgemeinschaften. Das Komitee umfaßt einige wenige Männer, die einer für den andern stehen. Es gibt keinen Vorsitzenden, keinen Vizepräsidenten, keinen Generalsekretär. F. 1950 ist nicht und darf nie werden das Organ, weder eines Mannes, noch eines Klüngels, wo man sich gegenseitig Komplimente macht und Ehren und Privilegien untereinander verteilt. Das Komitee bestimmt die Arbeit, stellt die Mannschaften zusammen, bestimmt die Leiter, in ständiger Fühlung mit der Mannschaft „Ehrengericht“. Das Komitee entscheidet, verwaltet, vereinigt die Ergebnisse. Alle Leiter von Mannschaften sind ihm beigeordnet.

Die Arbeitsgemeinschaften leisten die technische Arbeit für F. 1950; sie studieren die Probleme, machen Vorschläge, bereiten die Ausführung vor.

Jede Mannschaft umfaßt etwa 20 Mann, die nach ihrem Fachwissen und ihrem sittlichen Wert ausgelesen werden, so daß ein gewisses Gleichgewicht zwischen den an der Frage beteiligten sozialen Gruppen besteht. Die Mannschaften können erneuert und ergänzt werden, je nachdem es die Arbeit, die Notwendigkeit zu handeln, die Leistung erfordert. In jeder Mannschaft werden drei Mitglieder bestimmt, die die Arbeit leiten und anregen.

Arbeitsmethode: möglichst wenig Zusammenkünfte, kurze, zusammenfassende Darlegungen, knappe und klare Berichte; Diskussionen so gedrängt und ergiebig wie möglich; scharf umrissene, allen verständliche Anregungen; Texte voll Spannkraft, ohne unnötige Fachausdrücke und allgemeine Erörterungen

Die Leiter der Mannschaften müssen alle Gehirnbungen verbannen, alles dialektische Spiel, alle Wortmacherei, die so viele Kommissionsverhandlungen unerträglich machen, wo jeder sich verpflichtet fühlt, seinen Spruch anzubringen Immer im Hinblick auf die gemeinsame Arbeit und Handlung denken, kein Diskutierklub, eine Schule der Zusammenarbeit

Wir wollen, daß Frankreich in 15 Jahren ein moderner Staat sei, das ist der Grundgedanke.

Dazu ist es nicht nötig, daß jede Mannschaft alle die Fragen bearbeitet, die irgendwie mit ihrem Fach zusammenhängen Das wäre unmöglich und uferlos Es gibt ja Hunderte von Spezialorganisationen und Tausende von Fachleuten, die alle Fragen bearbeiten. Für uns handelt sich es nicht darum, diese ganze Arbeit noch einmal zu machen, sondern deren Ergebnisse und Erfahrungen zu benutzen. Aber wir sehen sie mit unsern Augen, aus unserm Geist heraus an, dem Geist von 1950. Und wenn wir ihre Schlußfolgerungen gemeinsam und sachlich geprüft haben, dann wählen wir aus dem Wust der Nebendinge das Wesentliche heraus, das, was für den Neuaufbau unerläßlich ist, wovon jeder Franzose sich durchdringen muß. Und wenn möglich, stellen wir einen Terminkalender auf, bis zu welchem Zeitpunkt dies oder jenes erreicht sein kann und erreicht sein muß, und wir trachten, die zuständigen Behörden zu überreden und vorwärts zu treiben.

Die Zweifler aus Veranlagung und die Besserwisser aus Gewohnheit werden sagen: Bah! Nichts Neues. Allenfalls, daß die Schmierfinken ohne Überzeugung, die Advokaten ohne Kundschaft und die politischen Geschäftemacher am Anfang ausgeschlossen sind. Diese paar Erklärungen von Modernismus . . . Diese komische Idee eines Ehrengerichtshofes . . . Nicht der Rede wert.

Zugegeben. Ein Programm gilt nur durch seine Verwirklichung (Marschall Foch). Ein Klub wie der unsere gilt nur durch die Charakterfestigkeit der Mitglieder, durch die Entschlossenheit, zu handeln, durch den festen Zusammenhalt der Männer, aus denen er besteht. Die Erprobung wird uns rechtfertigen

Den Nutzen von F. 1950 sehen wir zunächst für uns selbst, Arbeiter, Unternehmer, Verstandesmenschen, Produzenten, darin, daß

F. 1950 uns zusammenführt und miteinander bekannt macht (denn wir sind alle zerstreut, nach Berufen getrennt, durch politische Meinungen entzweit);

- F 1950 uns gestattet, zu klaren Anschauungen zu kommen, durch Austausch von Erfahrungen (wir wissen ja nichts voneinander, als durch Hörensagen und was entstellt und verfälscht in den Zeitungen steht);
- F. 1950 uns ein Führerbewußtsein gibt (wie viele von uns, selbst in leitenden Stellungen sind wirkliche Führer? Wie viele haben den Mut der eigenen Überzeugung? Wie viele sind sich ihrer Pflicht bewußt, mit Menschen anderer sozialen Gruppen zusammenzuarbeiten?);
- F 1950 unsere Kräfte der Überredung und des Antriebs verzehnfachen wird (denn der einzelne kann ja immer nur gelegentlich und vorübergehend etwas ausrichten, nur die geschlossene Gruppe gestattet eine methodische und dauerhafte Aufbauarbeit).

Den Nutzen von F. 1950 sehen wir sodann in der Arbeit, die es für die Politiker leistet, die an der Macht sind, aus welcher Partei immer sie kommen mögen, und für die öffentliche Meinung, ohne deren Rückhalt große Pläne nicht entworfen und ausgeführt werden können.

Die Parlamentarier und die Männer des öffentlichen Lebens haben ja gar keine Zeit, sich wirklich mit den großen Fragen zu befassen; sie werden immer gepeinigt von Privat- und Parteiinteressen, von lokalen Bedürfnissen, von dem, was der Tag fordert. Sie sind Gefangene ihrer Versprechungen, sie kommen gar nicht dazu, den Ablauf der Dinge zu überschauen.

Die Massen wiederum werden von Empfindungen bewegt, überlegen nicht, wissen oft selber nicht, was nötig und zu ihrem Heil ist.

F. 1950 wird die Richtlinien aufstellen; das Netz unserer Freunde und Mitarbeiter wird dafür sorgen, daß sie in die Massen dringen.

Den Nutzen von F. 1950 sehen wir endlich darin, daß unser Klub eine bürgerliche und soziale Moral ausarbeiten und zur Geltung bringen wird, die der kommenden Wirtschaft angepaßt ist und uns ermöglichen soll, für 1950 den Staat zu bauen, den wir ersehen.

Seit 100 Jahren sind wir Franzosen zu sehr Dogmatiker geblieben. Wir haben uns an Prinzipien, an tote Texte angeklammert. Wir haben geglaubt, die Dinge mußten sich nach unseren logischen Schlußfolgerungen richten. Gewiß, wir wollen uns nicht einem öden Empirismus hingeben. Der Realismus, dessen Frankreich bedarf, entsteht aus dem Zusammenwirken der reinen Logik und der Improvisation.

Wir glauben, daß F 1950 helfen kann, den Franzosen zum Bewußtsein zu bringen, was für wirtschaftliche und soziale Veränderungen unentbehrlich sind, und was für persönliche Opfer sie erheischen . . . und ihnen das Bewußtsein ihrer europäischen Pflichten zu geben.



Das Vorhandensein eines Parlamentes, eines obersten Wirtschaftsrates, zahlreicher Räte aller möglichen Zweige, eines großen Beamtentums, selbst wenn es vollkommen wäre, entbindet die Bürger nicht von der Pflicht, zu überlegen, anzuregen, zu handeln.

Gewiß treffen sich Bauern, Arbeiter, Techniker, Arbeitgeber, Erzeuger, Verbraucher auf dem Forum der großen Organismen, aber sie gehen dorthin in offizieller Eigenschaft, feierlich, als Beauftragte, durch Richtlinien gebunden. Oft stehen sie sich als Gegner gegenüber, immer beobachten sie einander voll Vorsicht und Mißtrauen. Zu uns kommen dieselben Männer freimutig, schlicht, ohne Hintergedanken, um zu diskutieren. Sie sind keine Gegner mehr, sondern suchende Menschen, die es nach enger Zusammenarbeit verlangt, Glieder einer Mannschaft, der Mannschaft, die will, daß Frankreich 1950 ein moderner Staat sein soll. Jeder bringt das Beste seiner selbst bei und denkt nicht nur an das Heil seiner eigenen sozialen Gruppe, sondern an das der französischen Gemeinschaft.

Schließ dich uns an! Du bist mit Lasten und Pflichten überhauft? Wir auch! Bei uns gibt es keine Mußiggänger. Je mehr Verantwortung des Lebens ein Franzose trägt, je mehr Erfahrung er mitbringt, desto mehr muß er zur Organisation und Vervollkommenung der Nation und des Staates beitragen.

NOUVEAUX CAHIERS

Die Gruppe „Nouveaux Cahiers“ — „Neue Hefte“ — die ihren Namen nach der Zeitschrift führt, die sie herausgibt, kommt ans Ende unserer Auswahl, weil sie die jüngste der Gruppen ist, von denen wir gesprochen haben, sie ist erst im März 1937 an die Öffentlichkeit getreten.

Zugleich trifft es sich, daß sie, den Reigen beschließend, uns an unsern Ausgangspunkt zurückführt, zu Paul Desjardins, denn sie ist in gewisser Art eine Tochter der „Union pour la Vérité“, die ihr als Vorbild gedient hat. Ein Diskutierklub wie jene. Freilich ein Diskutierklub, der nicht das feierlich-altmodische, professorale Gepräge des Klubs trägt, der sich in dem alten Hotel in der Rue Visconti versammelt, nein, moderner, weltlicher, auch formloser. Die Probleme der Philosophie und die Frage nach Gut und Böse, nach Zeitlich und Geistlich interessieren ihn weniger als die brennenden Fragen des tätigen Lebens. Auch ist nicht jedermann gegen Eintrittsgeld zugelassen. Die Mitglieder der Gruppe und die Eingeladenen kommen alle 14 Tage in einem Kaffeehaus-Saale zusammen, sitzen hinter Tischen, trinken ein Glas Bier, rauchen eine Zigarette.

Die „Neuen Hefte“ bekennen als ihr Ziel: „das Denken von der Knechtschaft der Privatinteressen, des Partei- und Klassengeistes zu befreien“. Zu diesem Zwecke wollen sie „Männer der Tat aus den verschiedensten Berufen, verschiedenster Herkunft, aber vom gleichen Geiste beseelt in unmittelbare Berührung bringen“. Diesem Zwecke eben dienen die Diskussionsabende. Die Zeitschrift soll die Ergebnisse dieser Diskussionen veröffentlichen und darüber hinaus Stellung zu allen Fragen der Zeit nehmen. In dem engeren Ausschuß der „Neuen Hefte“ finden wir in der Tat Namen aus allen Lagern; Professoren und Schriftsteller, Journalisten und Industrielle, Sozialisten und Gewerkschaftler, Katholiken und Protestanten. Nicht wenigen dieser Namen begegnet man auch in den Zeitschriften anderer Gruppen und vielleicht wurde es den „Neuen Heften“ nicht gelungen sein, aus dem Schatten hervorzutreten, wenn ihnen nicht eine starke Persönlichkeit aus dem Wirtschaftsleben das Gepräge gäbe: August Detoeuf,

Vorsitzender des Verwaltungsrats der „Alsthom“, der größten französischen Elektrizitäts-Gesellschaft, einer der anerkannten Führer der Industrie

Die Männer der Wirtschaft treten sonst in Frankreich nicht gern hervor ins Rampenlicht, sie scheuen den Lärm des Marktes, sie denken wer Schmutz anfaßt, besudelt sich. Das bedeutet nicht, daß sie die Dinge sich selbst überlassen — aber es gibt andere Mittel, Einfluß auf ihren Ablauf auszuüben, geräuschlosere die großen Zeitungen gehören ihnen, Politiker sind ihnen lehns pflichtig, Minister führen ihre Befehle aus. Sie haben es nicht einmal gerne, wenn nur ihre Namen genannt werden, am schönsten ist es, wenn man ganz im Hintergrunde bleibt.

August Detoef, ein stämmiger Nordfranzose, ist robuster. Er fürchtet sich nicht. Er schreibt Zeitungsartikel, hält Vorträge, die bei seiner Stellung großen Widerhall finden; er diskutiert mit jedermann, der Zutritt zu seinem Klub findet. Er hat nicht nur begriffen, daß eine neue Zeit heraufkommt — die Zahl der Wirtschaftsführer, die dies begriffen haben, ist vielleicht nicht so klein —, aber er scheut sich auch nicht, es auszusprechen und die Folgerungen daraus zu ziehen. Er setzt sich mit den Gewerkschaftsführern, die heute fast die mächtigsten Männer Frankreichs zu sein scheinen oder sich wenigstens dafür halten, an einen Tisch und zwingt sie, hinter den Dogmen hervorzukommen, hinter denen sie verschanzt sind. Auf seine Veranlassung haben sich im Sommer 1938 in der herrlichen, romanischen Abtei Pontigny, dem Sitz von Paul Desjardins, Industrielle und Gewerkschaftler aus Schweden mit französischen Wirtschafts- und Arbeiterführern getroffen und in mehrtägigen Diskussionen ihre Erfahrungen ausgetauscht und die Möglichkeiten sozialen Friedens erörtert, ein Ereignis, das Aufsehen in Frankreich erregt hat.

Es scheint uns daher richtiger, anstatt einen Artikel aus den „Neuen Heften“ wiederzugeben, der schließlich fast ebensogut in einer der zahlreichen anderen Zeitschriften stehen könnte, einen Auszug aus einem Vortrag, den Detoef im Januar 1938 in der „Université des Annales“ gehalten hat. Das Manuskript des Vortrags hat uns Herr Detoef freundlicherweise zur Verfügung gestellt.

Der Vortrag ist zugleich lehrreich, weil er gestattet, sich eine Vorstellung von der Art eines französischen Wirtschaftsführers zu machen, der, wie jeder wirklich gebildete Franzose, immer zugleich Philosoph ist und die Erscheinungen logisch nach den Linien der „allgemeinen Ideen“ zu ordnen sich bemüht.

EIN VORTRAG

Von August Deloef

Vorsitzender des Aufsichtsrats der Alsthom-Gesellschaft

Meine Damen und Herren!

Im Juni 1936, als die Fabriken der Gesellschaft, der ich angehöre, von den Streikenden besetzt waren, sagten die Arbeitervertreter — die einen gemäßigt, die andern heftiger —, während sie mit mir über die Bedingungen der Arbeitsaufnahme verhandelten: „Heute verhandeln wir noch mit Ihnen; aber zum letztenmal. Bald werden wir zu entscheiden haben, ob wir Sie behalten wollen oder ob wir ohne Sie auskommen.“

So bestand also zwischen ihnen, die sich als die Besitzer der Fabrik ansahen, in der sie arbeiteten, und mir, der ich diese für das Eigentum der Aktionäre hielt, ein ungeheurer Unterschied der Auffassung von der Idee selbst des Eigentums, — kein Unterschied mehr, sondern ein volliger Gegensatz. War es das Interesse, das ihre Haltung bestimmte? Zum Teil, unbestreitbar. Aber doch nicht allein. Sie und ich, wir hatten die Volksschule mit Begriffen vom Staat, von der Moral, der Wirtschaft verlassen, die einander benachbart waren — jetzt waren wir in allen Fragen völlig voneinander geschieden, so als ob wir, aus verschiedenen Welten kommend, uns zum erstenmal auf der Schwelle einer Fabrik begegneten. Sie sagten zueinander: „Das ist gar kein menschliches Wesen.“ Und ich sagte mir: „Sie haben die Vernunft verloren.“ Menschlich und vernünftig, ist das nicht ungefähr das gleiche? Wenigstens, wenn wir zugeben, daß der Mensch ein vernünftiges Lebewesen ist; obwohl dem die Ereignisse der letzten zwanzig Jahre widersprechen. Alle beiden schlossen wir uns so gegenseitig mehr oder weniger aus der Menschheit aus, weil unsere Empfindungen im Widerspruch zueinander standen. Aber dieser Widerspruch war nicht den Arbeitern der Alsthom und dem Vertreter ihres Verwaltungsrats eigentümlich: man würde ihn von einem Ende Frankreichs bis zum andern wiederfinden.

Für die eine Hälfte der Bevölkerung gibt es nur die Böswilligkeit, die Unnachgiebigkeit der Arbeitgeber, die „silberne Mauer“,

die „zweihundert Familien“ sie sind überall, haben ihre Hände überall drin, beuten das Land aus und ruinieren es. Für die andere Hälfte sind es die Drahtzieher, der Kommunismus, die Heimtücke der Gewerkschaften, die Demagogie, die das Land ausbeuten und ruinieren. Jedes Ereignis erscheint unter zwei Formen, der einen von links, der andern von rechts. Die Produktion geht zu-
rück ein schlechtes Gesetz, sagen die einen, böser Wille die andern. Ein Attentat wird begangen, die Hand des Kommunismus, heißt es hier, die des Faschismus, dort. Eine Schlacht findet in Spanien statt. Franco triumphiert! — Nein! er ist geschlagen! Und jeder ist seiner Wahrheit sicher . . .

„Mystiken“ sagt man und verfälscht den Sinn dieses Wortes, das die Erforschung des Geheimnisses bezeichnet, den Weg, der zu den Gottern führt¹. Rassenmystik, Mystik des Kommunismus, des Großen Italien, auch der Volksfront. Im Grunde sind es große Hoffnungen, die ein gemeinsamer Haß unterstützt. In früheren Zeiten hatten solche Glaubensbewegungen immer den Charakter des Opfers: bei den Hindus, die sich von ihrem Körper befreiten unter den Radern des Wagens des Dschagannath, den ersten Christen, die sich zum Martyrium drängten, den fanatischen Arabern, die im Kampf das Paradies Mohammeds suchten, bei den Leuten aus dem Volke, die an den Kreuzzügen teilnahmen — immer strahlte im Mittelpunkt des Glaubens die Aufopferung des Fleisches für ein überirdisches Heil.

In all dem wimmelt es unterschiedslos von leidenschaftlichen Interessen, aber darüber ist ein großer Mantel von echtem Idealismus geworfen, der sie mit Tugend bekleidet. Unterordnung der kleinen Egoisten unter Macht und Große Deutschlands oder Italiens, Opferung der Bevorzugten zugunsten der Armen und Unglücklichen: überall finden wir eine Form von Adel. Aber auch überall zur Rechtfertigung der „Mystik“ eine vernunftgemäße Theorie: Rassenlehre, Romertum, Marxismus, Theorie der Kaufkraft. So ist jede etwas Vollständiges, in sich Geschlossenes, eine abgesonderte Welt; jede verfolgt ihre Interessen, wird von einem Chef geführt, durch eine Moral erhöht, von einer Theorie gerechtfertigt. Jede ist eine Wahrheit und verachtet das Denken der übrigen Menschen.

¹ (Anm. d. Herv.: Im modernen Französisch wird das Wort „mystique“ im Sinne von Weltanschauung gebraucht, dem eine Bedeutung von inbrünstigem Glauben beigegeben ist.)

Was heißt das anders, als daß die Vernunft die Oberfläche der Erde verlassen hat? Denn was man Vernunft nennt, ist untrennbar von der Allgemeingültigkeit. Der vollkommenste Ausdruck der Vernunft ist auf abstraktem Gebiet die Mathematik. Warum? Weil über ihre Behauptungen keine Meinungsverschiedenheiten möglich sind. Vor einem korrekten Beweis müssen sich alle beugen: von Japan bis nach Spanien, vom Reichen bis zum Armen, vom Schwachen bis zum Mächtigen. Und dieselbe Formel ist wahr für den Sklaven Epiktet wie für den Aristokraten Alkibiades. Sie ist also im höchsten Sinne vernünftig. Aber die Vernunft ist nicht nur das Allgemeingültige, sondern auch der Glaube, daß sie allgemeingültig sei; es ist die Überzeugung, daß die Vernunft aller Meinungsverschiedenheiten Herr werden muß, aller Feindschaften, aller Gewalttätigkeit und daß es möglich sein muß, sich zu einigen, wofern man nur genau zusieht, „worum es sich handelt“, wie Foch, dieser große Vernunftmensch, sagte.

Im nachfolgenden möchte ich die Vernunft als das bezeichnen, was Gegenstand einer allgemeinen Zustimmung ist. Das ist nicht ganz die Formel Descartes'. Gewiß ist die Vernunft das, wohin der gesunde Menschenverstand führt, das was klar und unzweideutig ist; aber es ist doch auch, und sogar in höherem Maße, das, worüber die Menschen einig sind. Für Descartes ist die Vernunft allgemeingültig, weil sie absolut ist; ich möchte lieber sagen: soweit sie absolut ist, ist sie auch allgemeingültig. Denn überall dort, wo sie auf eine Erfahrung gegründet ist, hängt sie von der Umwelt ab. Ein Dorf hat seine besondere Vernunft, die Nation, Europa, die Menschheit. „Wahrheit diesseits der Pyrenäen, Irrtum jenseits.“ Aber dieser Irrtum ist nur eine andere Wahrheit; und über beiden Abhängen der Pyrenäen schwebt eine höhere Wahrheit, die die französische und spanische einschließt.

Diesseits verlangt die Vernunft, daß man das Kraut im Mai auspflanzt; jenseits im März; aber haben wie drüben, daß man es erst auspflanzt, wenn die Froste vorbei sind — eine Formel, die die beiden vorhergehenden in sich einschließt, die hier wie dort wahr ist. Wenn Klima oder wirtschaftliche, soziale, ethnologische Bedingungen sich ändern, ändert sich auch die Vernunft. Und doch darf sie sich niemals von der Allgemeingültigkeit entfernen, insofern, als ein Mann, der anderswoher kommt, sobald er nur die Bedingungen der neuen Umwelt kennengelernt hat, auch die Vernunft an sich darin wiederfinden muß.

So fordert die Vernunft auf politischem und sozialem Gebiet, daß das, was einer sagt, auch verstanden wird, und daß jeder versucht, den Nachbarn zu verstehen. Aber gerade das gibt es heute nicht mehr: man bildet eine Gruppe, innerhalb deren man einander zu verstehen sucht, aber mit dem ausgesprochenen Willen, allen denen, die außerhalb der Gruppe stehen, das Verständnis zu verweigern, und man legt auch gar keinen Wert darauf, verstanden zu werden. So daß es unmöglich wird, Streitfälle mit den Mitteln der Vernunft zu lösen, und nur die Gewalt als Ausweg bleibt.

Die Wahrheit, die jede Gruppe vertritt, kümmert sich so wenig um die Interessen, Empfindungen, Bedürfnisse der andern, daß man überhaupt nicht sieht, wie sie sich durchsetzen könnte, außer durch eine Schreckensherrschaft.

Wer wird den Sieg davontragen und die andern zu Sklaven machen, die Reichen oder die Armen, die Arbeitgeber oder die Arbeitnehmer, die totalitären Staaten oder die demokratischen? So stellt sich heute das menschliche Problem für die meisten Menschen, bewußt oder unbewußt.

Sollen wir uns mit dieser Lage zufrieden geben und damit, daß Schreckensherrschaft, Tyrannei, Bürgerkrieg, auswärtiger Krieg eben unabwendbar sind? Viele sind heute so weit, das zuzugeben. Ich glaube, man darf es nicht; ich glaube, man muß den Willen aufbringen, sich dieser Umklammerung zu entziehen. Dazu ist es nötig, die Ursachen der gegenwärtigen Lage zu betrachten und die Mittel zu suchen, mit denen man aus ihr herauskommen kann.

Für viele sind die Interessen, auf die sich die Mystik der Massen stützt, auch ihre erste Ursache. Heute stehen sie allerdings ganz im Vordergrund und machen sich so breit, daß man nichts mehr daneben sieht.

Aber die Interessen erklären nicht alles. Genau besehen, erklären sie nichts; denn sie sind ja zu allen Zeiten da. Wenn die französische Revolution bloß aus Interessen gemacht wäre, warum hat sie dann nicht schon 1750 stattgefunden, und warum nicht erst 1850? Deshalb, weil sie zugleich das Ergebnis von Sitten, Gedanken, Meinungen ist, die mit den Interessen verknüpft sind, ohne durch sie bedingt zu sein. Die großen Bewegungen unserer Tage werden von Interessen getragen, aber ihre Entstehung erklärt sich keineswegs aus den Interessen allein.

Ich glaube, folgendes ist die Erklärung: In Zeiten, wo Glauben, Moral, Wirtschaft stabil sind, liegen die Interessen an der Leine

und die Vernunft kann herrschen. Wenn heute die Vernunft verschwunden ist, so deshalb, weil jede Stabilität verschwunden ist.

Der Mensch findet sich immer mit dem Unvermeidlichen ab; seine Gedanken beschäftigen sich vor allem damit, das Vermeidbare abzuwenden und das Erreichbare zu suchen. Nur Narren und Erleuchtete nehmen keine Rücksicht auf die Naturgesetze. Der durchschnittliche Mensch versucht, diese im Gegenteil nutzbar zu machen. Wissen heißt: das Mögliche erkennen und es vom Unmöglichen unterscheiden, um die Kräfte nicht auf dieses zu verschwenden.

Alle Konstanten aber erscheinen dem Menschen wie Naturgesetze. Solange sich etwas nicht ändert, kommt ihm der Gedanke nicht, daß es sich ändern könne. Erst wenn Änderungen eintreten, legt er sich die Frage vor, ob nicht Verwandtes sich auch ändern könne. Erst als man festgestellt hatte, daß die Planeten sich um die Sonne drehen, wurde der ungeheuerliche Gedanke möglich, auch die ewige, unveränderliche Erde konnte am Ende um die Sonne kreisen. Das zuzugeben, war nicht leicht. Was sich nicht ändert, soll auch unverändert bleiben. Davor schweigen die Interessen.

Daher leidet der Mensch unter seiner Lage erst, wenn er die Möglichkeit sieht, sie zu verbessern. „Er hielt sich für den Unglücklichsten der Menschen, sagt Anatole France, und er war es, weil er es glaubte.“

So erscheinen in den Perioden der Stabilität gewisse wirtschaftliche, moralische, soziale Gesetze als unanfechtbar; gerade dadurch werden sie allgemeingültig und für vernünftig gehalten.

Die Vernunft dient im Grunde nur dazu, vorzuschauen. Aber alle Voraussicht ist nur möglich, wenn die Vernunft mit bestimmten konstanten Größen rechnen kann. Der Winter folgt auf den Sommer. Solange die Erde um die Sonne kreist, wird sich daran nichts ändern. Das ist das Beispiel einer Konstanten. Wenn der Sommer zu Ende geht, kann ich mir Winterkleider kaufen, weil ich weiß, daß der Winter kommt. Aber wenn die Konstanten verschwinden, sind die Vernünftigen genau in der gleichen Lage wie die Narren. Und wenn es nutzlos ist, vernünftig zu sein, verliert die Vernunft ihren Preis.

Die große athenische Periode, die römische Republik, die Zeit vom Ende der Völkerwanderung bis zum Anfang der Religions-

kriege, vom Ende dieser Kriege bis zum Anfang des 18. Jahrhunderts, die zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts waren Perioden der Vernunft

Im 17. Jahrhundert z. B. wußte der Bauer, Arbeiter, Handwerker, Bürger, Edelmann, daß es ihm beschieden war, ein Leben als Bauer, Handwerker, Bürger, Edelmann zu führen, daß daran nichts zu ändern war. Damit verschwanden eine große Anzahl Probleme; sie konnten sich gar nicht stellen. Alles war stabil, und darauf konnte nun Descartes eine Methode allgemeingültiger Vernunft aufbauen, die im Einklang mit Gott, den Sitten und Gebräuchen und der Wirtschaft war und die dazu dienen sollte, die Wissenschaft zu entwickeln.

Aber in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts lockerten sich die Sitten im Adel und der Geistlichkeit, die ersten Fortschritte von Wissenschaft und moderner Industrie, das Beispiel des benachbarten bürgerlichen England erweckten den Glauben, das bisher für unvermeidlich Gehaltene könne am Ende abgewendet werden. Nun fangen die Interessen an, sich zu rühren. Und sogleich hüllen sie sich in mystisches Gewand. Freiheit, Duldsamkeit, Gleichheit; die Nation erhebt sich gegen den König, die Religion, die Überlieferung.

Und alle diese neuen Glaubensbewegungen wollen sich auf die Vernunft stützen. Denn die Vernunft hat ein großartiges Ausstrahlungsvermögen. Jeder beruft sich auf sie, kein Wort hat dem widersprechendsten Gebrauch dienen müssen. Die Revolution, die aus der Vernunft eine Göttin gemacht hat, sah in ihr eine übermenschliche Macht, die dem Menschen ihre Gesetze aufzwingen würde, wenn nötig mit Gewalt. Die Vernunft war damals die trunkene Schwester einer jungen und begeisterten Wissenschaft.

Nun beginnt die moderne Wissenschaft ihren Aufstieg, ungeheuer und hemmungslos, ihre Entdeckungen blenden die Geister und entzweien sie. Ein wissenschaftlicher Streit wie zwischen Cuvier und Geoffroy de Saint-Hilaire bekommt religiösen Charakter. Die Philosophie verliert ihre kartesianische Klarheit und wird mit Hegel dunkel und voller Widersprüche. Die Wirtschaft gestaltet sich um. Sie wird zur Industrie, zur Eroberin, unter ihrem goldgestickten Mantel bringt sie den Mißbrauch des Kredits mit, die Ausbeutung der Arbeit, und endlich die Krisen, die Arbeitslosigkeit, den Ruin.

Hieraus entsprang eine Verwirrung des Denkens, die bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts dauerte. Um 1848 ähnelt die Lage merkwürdig der heutigen. Spekulation, Arbeitslosigkeit, Unruhe in den Massen, Ungewißheiten, vielfache Ängste und die verschiedensten „Mystiken“ erwecken wie heute in den einen die Empfindung, als nahe das Ende der Welt, in den andern, als werde eine neue Welt geboren. Die Unordnung in der „Vernunft“ erreicht einen Gipfel. Um die Massen zu befriedigen, wird die Arbeitszeit von 14 auf 12 Stunden (ohne wöchentlichen Ruhetag) herabgesetzt und die Besitzenden schreien Zetermordio über diesen Eingriff des Staates in ihre Rechte und versichern, daß die Industrie damit ruiniert werde. Damals wie heute ist davon die Rede: „nun mußten die Reichen zahlen“, man spricht von den 200 Familien; das Kapital flieht ins Ausland.

Aber das Gleichgewicht wird rasch wieder hergestellt, und es folgt nun eine lange Periode der Vernunft, einer Art praktischen Einmutigkeit. Mit Comte, mit Claude Bernard hat die Wissenschaft sich eine Ordnung gegeben, ist zur Herrschaft ihrer selbst gekommen. Der gleichmäßige Schritt, mit dem die Wissenschaft nun Gebiet um Gebiet erobert, schafft den Glauben daran, daß der Mensch endlich doch bis zur Wahrheit vordringen könne. Die Menschen sind beinahe einig in einer Weltanschauung, die behauptet, alles wissenschaftlich erklären, alles voraussehen zu können. Die Entdeckungen der Wissenschaft, die technischen Erfindungen, die in ununterbrochenem Flusse aufeinander folgen, die Entdeckung und Eroberung immer neuer Länder, der daraus folgende wirtschaftliche Wohlstand schaffen diese Einmutigkeit des Glaubens an die Möglichkeit unbeschränkter Vervollkommenung des Menschen und des Wissens, an die Wohltaten der Freiheit und der Wissenschaft.

Aber der natürliche Fortgang des Lebens im 19. Jahrhundert stellt das, was als gesichert galt, wieder in Frage und stürzt uns von neuem in den Abgrund der Geheimnisse.

Der Grundsatz der Erhaltung der Materie, jenes „Nichts geht verloren, nichts wird geschaffen in der Natur“ von Lavoisier, wird durch die Entdeckung des Radiums zerstört, weiterhin durch die immer besser gestutzte Theorie von der elektrischen Beschaffenheit des Atoms. Die Materie hat keinen Bestand: sie kann sich in Energie verwandeln, kann aus Energie neu entstehen. Die Anstrengungen, das Leben auf ein physikalisch-chemisches Phänomen

zurückzuführen, scheitern, und alle Erklärungen der Entstehung des Menschen durch die natürliche Entwicklung, die so verführerisch geklungen hatten, stoßen sich an präzisen Experimenten. Pasteur zeigt, daß es eine Urzeugung nicht gibt, daß das Leben nicht mehr geschaffen, nur noch weitergegeben wird. Die Erbllichkeit erworbener Eigenschaften, auf der die Entwicklungslehre beruht, läßt sich nicht nachweisen. Erbllich sind vielmehr die unerklärlichen Veränderungen, die wir Mutationen nennen. Es erweist sich als unmöglich, das Leben in geometrischen Formeln einzufangen. Heute beruht die ganze Wissenschaft auf einer ultramikroskopischen Grundlage: dem Elektron und seinen räumlichen Eigenschaften, und man kann nicht einmal mit Bestimmtheit behaupten, daß sie wirklich existieren.

So gibt die Wissenschaft ihren Herrscherthron auf; sie läßt das Absolute sich entgleiten und begnügt sich mit dem Relativen, mit einer aus dem Durchschnitt gewonnenen, einer statistischen Wahrheit. Eine gefährliche Abdankung! Zunächst sollte man meinen, diese Zweifel kämen nicht über den engen Kreis der Spezialisten hinaus. Weit gefehlt! Die Unruhe wird durch volkstümliche Schriften, die notwendigerweise mißverstanden werden, in die Massen getragen. Vor allem aber: die Anwendung der Wissenschaft wendet sich gegen den Menschen: daß der Krieg so furchterlich mörderisch und zerstörend wurde, war nur möglich dank den geglückten Eroberungen eben jener Wissenschaft, die die Menschen zu seinem höheren Sein führen sollte. Und später kam das wirtschaftliche Durcheinander, das eine Folge der technischen Errungenschaften ist, die wiederum ihr Entstehen der brodelnden Wissenschaft der Entdeckungen verdanken.

Von der Unsicherheit wird die Philosophie erfaßt. Der Pragmatismus, der Vorrang der Intuition vor der Vernunft, die Rückkehr zum Instinkt, zum Unbewußten, zum Unterbewußten öffnen die Tore der Leidenschaften.

Auch in der Kunst schwinden alle sicheren Grundlagen; kein Kanon, keine Regeln der Harmonie gelten mehr. Jeder will nur seine Persönlichkeit zum Ausdruck bringen; das genügt als Rechtfertigung.

Im Innern des Bürgertums selbst werden alle Grundlagen erschüttert. Früher beruhte das Leben des Bürgertums auf dem Einkommen aus der Rente, aus Hausern und Grundstücken. Das gab eine Sicherheit, die den Menschen gestattete, ihr Ziel zu

wählen · Ehre, öffentliche Achtung, Auszeichnung in Handlungen und Gedanken, Gewissenhaftigkeit galten mehr als Einkommen. Heute muß jeder trachten, vor allem zu verdienen: das Geld, beweglich, unbeständig, unter den Händen zerfließend, wird das einzige Ziel. Damit erniedrigt sich die leitende Klasse auf das Niveau der Massen und hort auf zu führen.

Am schwersten ist die Wirtschaft betroffen. Das alte Gleichgewicht beruhte auf dem Gleichbleiben der Bedürfnisse und der allgemeinen Ansichten. Der Verbraucher kaufte je nach seinem Bedarf, und ebenso deckte sich der Erzeuger ein. Der Ausgang und Eingang des Goldes regelte sich von selbst nach den Bedürfnissen des normalen Handelns, nicht wie heute nach spekulativen Käufen und nach Angstmaßnahmen. So ist jede Voraussicht unmöglich geworden. Niemand weiß mehr, ob er sein Geld anlegen soll, seine Fabrik, die jetzt mit Verlust arbeitet, schließen, seinen Acker brach liegen lassen. Vielleicht kommt nächstes Jahr eine gute Konjunktur? So ist auch kein Arbeiter mehr sicher, ob er morgen noch Arbeit finden wird.

Wer weiß noch, was gut und was böse ist? Was als Einzelhandlung erlaubt ist, wird zum Verbrechen als Kollektivhandlung. Daß der einzelne sein Geld so gut als möglich anlegt, auch im Ausland, dagegen läßt sich nichts einwenden; sowie es alle tun, wird es Fahnenflucht. Daß jemand einem Arbeiter kündigt, für den er keine Arbeit mehr hat, ist normal; aber 5000 Arbeiter heimschicken, ist ein soziales Verbrechen. Die Gesetze werden nicht mehr angewendet, weil die Grundlagen sich geändert haben.

So ist überall die sichere Grundlage zerstört worden, auf der sich das vernünftige Denken aufbaute, wie durch ein Erdbeben. Denken und Voraussicht schwanken auf einem wogenden Meer, auf das man nichts bauen kann: keine solide Geometrie, keine unanfechtbare Physik, keine überzeugende Philosophie, keine dauerhafte Wirtschaft, keine gesunde Kunst, keine weise Politik. Statt dessen herrscht überall die Leidenschaft.

Wer ist dafür verantwortlich? Die Oberschichten? Sie hatten keine Möglichkeit mehr zu führen. Die Politiker? Sie mußten den Massen folgen. Die revolutionären Führer? Sie tauchen überall auf, wo Unordnung entsteht. In dieser Unordnung ist etwas, das stärker ist, als die Menschen, das aus einer Störung des Gleichgewichts herkommt, gegen die die Menschen machtlos sind.

Soll man nun wirklich der Leidenschaft das Feld überlassen? Warten bis aus Leiden, Elend, Armut aller Art, körperlich und geistig, eine neue Stabilität hervorgeht, eine andere Ordnung, auf der die Vernunft wieder aufbauen könnte?

Ich glaube, wenn alle die, die noch nicht Partei ergriffen und die Gefahr erkannt haben, die darin liegt, Partei zu ergreifen, alle die sich nicht irgendeinem blinden Glauben unterworfen haben, sei er nun edel oder niedrig, die es nicht für unvermeidlich halten, daß ein Teil der Menschen den andern mit Gewalt unterdrückt, wenn alle diese sich an die Arbeit machen, daß es da möglich ist, sichere Grundlagen ausfindig zu machen: Grundlagen, die auch heute noch für alle gelten. Das möchte ich mit Ihnen hier versuchen.

Mir scheint es, daß dem Anschein entgegen immer noch viel mehr Dinge als man glaubt da sind, über die die Menschen einig sind; sie sagen es nur nicht. Einige der wichtigsten möchte ich anführen, aus dem Gebiet der Interessen, oder wenn man das vorzieht: der Wirtschaft.

Zunächst auf der rechten Seite: Unter denen, die man noch Konservative nennen kann, lebt in der Tiefe die Überzeugung, daß man nicht alles bewahren kann; sie wissen, daß es mit dem alten Liberalismus endgültig aus ist. Sie wagen es nur nicht zu sagen, weil sie sich schämen es einzugestehen und weil sie nicht wissen, wohin ein solches Geständnis sie führen kann. Sie glauben nicht mehr an das freie Spiel der Kräfte und geben zu, daß dieses freie Spiel zu Ungerechtigkeiten führt. Niemand von ihnen wagt heute noch zu bestreiten, daß der Mann, der arbeiten will, ein Recht auf Arbeit hat und daß der, der arbeitet, ein Recht auf einen Lohn hat, der zum Unterhalt für sich und seine Familie genügt. Niemand wagt mehr zu bestreiten, daß die Gesellschaft gerecht sein und die Dienste, die man ihr leistet, angemessen entlohnen muß. Niemand wagt mehr den Mußiggang zu verteidigen, sei einer auch noch so reich. Niemand wagt zu leugnen, daß die alten Arbeiter eine Pension bekommen müssen, noch daß die Arbeit Recht auf Erholung gibt. Es gab eine Zeit, wo alle diese Dinge frei heraus und laut bestritten wurden. Damals sagte man. Wenn einer keine Arbeit findet, so will er eben nicht arbeiten. Der Lohn ergibt sich aus dem Gesetz von Angebot und Nachfrage. Vom reichen Mußiggänger leben die Luxusindustrien. Den mittellosen Greis mögen seine

Kinder ernähren; im Notfall ist die Mildtätigkeit da. Alles dies sagt man nicht mehr, man redet nicht davon. Sie können die ganze Rechtspresse lesen, die ruckschrittlichsten Zeitungen und Revuen, die leidenschaftlichsten Bücher gegen die Demagogie — mit keinem Wort wagt man diese neuen Grundsätze zu bestreiten. Wenn aber ein Kämpfer seinem Feind nicht mehr ins Gesicht zu blicken wagt, dann ist er schon besiegt.

Auf der linken Seite wagt niemand mehr zu behaupten, die Produktion müsse eingeschränkt werden. Niemand wagt zu erklären, die Autorität müsse verschwinden und der gute Wille der Menschen müsse an ihrer Stelle genügen. Und nach dem Scheitern der russischen Erfahrung, die nach 20 Jahren des Elends noch keine unzweideutig günstigen Ergebnisse gehabt hat, wagt niemand mehr die Familie anzugreifen; die religiöse Toleranz ist mehr als je in Ehren und der Patriotismus gewinnt wieder eine Kraft, die in gewisser Hinsicht bedenklich sein kann.

Die Anhänger der Abschaffung des Nutzens schmelzen immer mehr zusammen; selbst die Verstaatlichungen der Industrie erscheinen heute vielen Revolutionären als eine kapitalistische Maßnahme.

Verpönt ist auf dieser Seite der Mißbrauch des Geldes, um sich Macht zu verschaffen; aber die andere Seite wagt ihn ja nicht zu verteidigen.

Im Grunde ist es so, daß die eine Seite unausgesprochen zugibt, daß Umwandlungen nötig sind, und daß die andere diese mit mehr oder weniger Nachdruck fordert. Die wirklichen Meinungsverschiedenheiten bestehen nur über das Ausmaß und die Methoden. Aber das ist nur natürlich.

Wesentlich ist, daß über die Notwendigkeit und Heiligkeit der Arbeit, über die Notwendigkeit der Autorität, einer besseren sozialen Gerechtigkeit, die allen Arbeitswilligen ihren Unterhalt sichert, den Alten ein Mindesteinkommen, und allen Arbeitenden Urlaub und Entspannung, daß über die Erhaltung der Familie, über die Gewissensfreiheit im Grunde Übereinstimmung herrscht. Damit ist die Grundlage gegeben, auf der die Vernunft wieder spielen kann.

So lebt also unterhalb der feindlichen Gruppen, unterhalb der kämpfenden Klassen eine geheime Menschlichkeit, die man nur an den Tag zu ziehen brauchte, damit die Vernunft ihre Rechte zurücknehmen könnte.

Damit dies möglich wird, damit die Gemeinsamkeit der Gedanken zum Ausdruck kommen und man auf ihrer Grundlage aufbauen kann, anstatt darum zu streiten, wäre es nötig, daß sie in einer gemeinsamen Weltanschauung zusammengekittet wurden. Ich rede hier nicht von der tiefen Lehre des Christentums: Verzicht, Selbstüberwindung, Nächstenliebe. Sie ist immer ein Ideal gewesen und wird es bleiben. Ich meine die angewandte Moral, die Form, die die Gebote des Gewissens in einer bestimmten Wirtschaftsorganisation und einer gegebenen sozialen Umwelt annehmen. Während die Wirtschaft die Solidarität erfordert, während alle unsere gemeinsamen Gedanken uns zur Notwendigkeit der Solidarität hinführen, ist unsere Weltanschauung noch ganz individualistisch; sie ist überholt und deshalb ohne Kraft und ohne Tugend. Sie sagt: du darfst dem andern nichts wegnehmen, aber verkaufe ihm so teuer wie irgend möglich. Sie sagt: achte die Verträge, aber ruiniere deinen Nachbarn, wenn du kannst, besteh' auf deinem Recht, auch wenn die Gesamtheit daran zugrunde geht! Sie geht von den einzelnen Familien aus, die für sich leben wollen, möglichst ungeschoren, und nur bei plötzlichen Unglücksfällen einander helfen. Im Grunde entspricht sie der Wirtschaftsform des 18. Jahrhunderts. Daß man den andern sich ruinieren läßt, sogar zu seinem Untergange beiträgt, wenn man selber Nutzen davon hat, seine Unwissenheit ausbeutet, daß man sich zusammenschließt, um vom Staat Vorteile zu erpressen, das alles gilt keineswegs für unsittlich.

Das kommt daher, daß die soziale Verflochtenheit eine noch neue Tatsache ist, die den Menschen erst ins Bewußtsein dringen muß. Früher stand jeder für sich und fuhrte seinen Kampf individuell. Der Nutzen ging auf Kosten des anderen. In kleinen Verhältnissen konnte es lange verschleiert bleiben, daß man in Wahrheit nur verdienen kann, wenn es auch dem Nachbarn gut geht.

Für den Industriellen waren die Arbeiter untereinander auswechselbar; es bestand nicht das Bedürfnis nach Facharbeitern wie heute. Der Arbeiter konnte sich nicht mit dem Arbeitgeber solidarisch fühlen, der von ihm für möglichst wenig Lohn möglichst viel Arbeit verlangte, wenn es ihm gut ging, hatte der Arbeiter nichts davon. So weit sah er nicht, daß es keine Arbeit mehr gibt, wenn es, wie heute, allen Arbeitgebern schlecht geht.

Die Verflochtenheit der Interessen, diese Gemeinbürgerschaft wird auch noch nicht in der Schule gelehrt. Wie könnte ein Volksschullehrer oder Professor die Verpflichtung gegen die Gemeinschaft lehren, die Verachtung des Mußiggangers, das Gefühl, daß der Wert des Menschen allem von seiner Leistung abhängt, daß die Familie, das Unternehmen, das Handwerk, die Nation immer Teile einer größeren Gruppe sind, da er selbst nichts davon weiß, nie darüber nachgedacht hat? Es ist so viel einfacher, immer die Schuld bei den andern zu suchen! Die Menschen mußten anfangen zu überlegen und die Zusammenhänge zu begreifen; dann wurden sie sehen, daß einer für den andern haftet, sie wurden sich verstehen, anstatt sich zu verurteilen. Dann wäre es nicht mehr weit zur Herstellung einer vernünftigen Ordnung, und diese würde einen neuen Wohlstand herbeiführen.

Es ist also eine neue Stabilität möglich. Was die einen erschreckt, ist, daß sie anders ist als die gestrige; was die andern entrüstet, ist, daß sie mit ihrem theoretischen Schema nicht übereinstimmt. Der ideale Zukunftsstaat wird immer ein Traum bleiben, und die vielgeliebte Vergangenheit, wo alles wieder sein wird, wie „vor dem Kriege“, wird nie mehr wiederkommen. Schon zu Beginn des Jahrhunderts hat ein großer Franzose, Léon Bourgeois, ausgesprochen, daß die Zeit der Solidarität herankomme. In ihr leben wir, allem Anschein, allen Kämpfen, allem Haß zum Trotz, und ohne Zweifel noch auf lange hinaus.

Jene gemeinsame Gedankengrundlage, von der ich vorhin sprach und die man weder auf der einen noch auf der andern Seite klar auszusprechen wagt, ist gerade die Frucht dieses dunklen Solidaritätsgefühls, das noch kaum bewußt ist, es aber von Tag zu Tag mehr wird, allen lauten Tendenzen der einen wie der andern zum Trotz. Wir können nur das Herankommen der Stunde beschleunigen, wo es den hellen Glanz einer sittlichen Notwendigkeit, die Kraft eines kategorischen Imperativ haben wird.

Ich gebe mich keiner Täuschung darüber hin, daß das noch lange dauern kann. Bis neue Gedanken sich durchsetzen, bis sie wirklich Einfluß auf das Geschehen gewinnen, bis Gewohnheiten sich ändern: all das braucht lange Zeit. Vor allem, bis man so weit ist, die erforderlichen Opfer zu bringen. Alles Zusammenleben beruht auf Opfern, auf in der Vergangenheit gebrachten Opfern, an die niemand mehr denkt. Nur die neuen, ungewohnten Opfer tun weh.

So habe ich versucht, zu zeigen, daß die „Mystiken“ die Vernunft überall verdunkelt haben. Das konnte geschehen, weil die Menschheit durch eine Periode der Unstabilität hindurchgeht, wahrscheinlich die schwerste von allen, denn sie hat alle Gebiete menschlicher Tätigkeit erfaßt.

In dieser großen Unordnung schwimmen dennoch viele gemeinsame Wahrheiten noch obenauf. In seinem Innern erkennt sie jeder an, aber man schämt sich ihrer. Wurden sie öffentlich anerkannt werden, so wäre von selbst das neue Fundament gegeben.

Diese Wahrheiten haben alle Bezug auf das dumpfe Bewußtsein einer beruflichen, nationalen, menschlichen Solidarität. Um den Zusammenbruch zu vermeiden, muß dieses Bewußtsein hell werden und das sittliche Verhalten regeln. Dann wird die Vernunft von selbst wieder Herrin werden.

Ob und wann das sein wird, kann niemand voraussehen; im günstigsten Fall wird es lange dauern. Aber die neue Grundlage ist schon gegeben. Und es kommt darauf an, nicht im Dienste von Leidenschaft, oder von Gewalt, oder von Autorität ohne Gerechtigkeit noch von Gerechtigkeit ohne Autorität, oder im Dienst kurzsichtiger Interessen zu arbeiten, sondern für das Vernünftige.

Und es scheint mir unter allen Völkern gerade die Aufgabe des Volkes von Frankreich zu sein, seine schönste Aufgabe vielleicht, bei sich der Vernunft wieder zur Herrschaft zu verhelfen, weil es ein Volk weiser Mäßigung, individueller Überlegung ist, weniger herdenmäßig veranlagt als andere, fähig überall das Allgemeingültige herauszuarbeiten. Es geht jetzt durch eine Krise hindurch, die seiner Natur zuwider ist; aber wenn es sie überwunden haben wird, könnte es die andern Völker, die von Leid und von Stolz verzehrt werden, einer Welt zuführen, wo tiefgestillte Menschen wiederum auf der Akropolis mit Plato träumen und Gedanken der Andacht zum Himmel emporsenden konnten.

DIE KATHOLISCHE KIRCHE

Seit Voltaire, seit dem Kultus der Göttin Vernunft, und erneut wieder seit den kirchenfeindlichen Gesetzen der Dritten Republik gilt Frankreich als das Land der Freidenker, der Ungläubigen und Spötter. Zugleich aber nennt man es die „älteste Tochter der Kirche“. Klafft hier nicht ein Zwiespalt? Steht das nicht im Gegensatz zu der von uns behaupteten Einheitlichkeit der französischen Nation?

Besteht denn nicht überhaupt ein unlösbarer Widerspruch zwischen der Idee selbst der römischen Kirche, als etwas Starrem, Unveränderlichem, an feste Normen Gebundenen, und einer Nation wie der französischen, die beweglich, immer im Fluß, immer bestrebt ist, die Entwicklung vorwärts zu treiben, allen Vorurteilen, allen Dogmen feind, der Vernunft mehr vertrauend als dem Gefühl, und vom Glauben an den unaufhaltsamen Fortschritt der Menschheit erfüllt?

Zunächst wird man antworten können, daß in einer Nation, die bewußt und aus Grundsatz allen geistigen Regungen freien Lauf läßt, damit sich zeigen kann, wohin sie führen — welches Selbstvertrauen gehört dazu! —, daß in einer solchen Nation notwendig überall und alle Tage innere Widersprüche entstehen können und müssen. Sie vergehen auch wieder. Die Willensimpulse, die von dem gemeinsamen Strom wegfuhr, laufen sich entweder tot oder biegen nach einiger Zeit um und münden wieder in das große Bett ein; sie tragen dazu bei, die Erstarrung zu verhüten, und bereichern den Schatz der Nation um neue Erfahrungen und Erkenntnisse.

Deshalb soll der innere Gegensatz zwischen römischer Kirche und französischem Wesen nicht geleugnet werden. Zweierlei ist dazu zu bemerken:

Alles Seiende steht unter dem Gesetz der Polarität. Im Atom kreisen negative Elektronen um einen positiven Kern; die Spannung zwischen negativ und positiv erhält die Bewegung. Die moderne Forschung hat gezeigt, daß Seiendes überhaupt nicht denkbar ist ohne Spannung zwischen zwei Polen und daraus entstehender Bewegung; auch der Granitblock in der Tiefe der Erde ist etwas, in dessen klein-

sten Teilchen unaufhörlich rascheste Bewegung vor sich geht, so schwer es unserm trägen Geist fällt, sich dies vorzustellen. Auf allen Stufen des Seins, des unorganischen, wie des organischen, herrscht dieses Gesetz. Leben der Gemeinschaft vollends ist unvorstellbar ohne innere Spannung. Eine Ehe, in der die Polarität der Gatten sich zu sehr abstumpft, verliert ihr inneres Leben. Eine größere Menschengemeinschaft, in der die innere Spannung nachläßt, muß zerfallen, weil die von außen wirkenden Kräfte dann die Oberhand gewinnen.

So ist die Polarität zwischen römischer Kirche und französischem Wesen an sich etwas Lebenförderndes. Es gibt im französischen Charakter aber auch eine Seite, die der katholischen, allumfassenden Kirche entgegenkommt, die Neigung zum Universalen, Allgemeinen-gültigen, eben zum Allumfassenden, sie setzt voraus, daß der Einzelne kleine Opfer bringt, ohne die er sich nicht eingliedern kann. Aus dieser Neigung ist die Philosophie des „Konformismus“ geboren, die Auguste Comte entwickelt hat. Das Wort ist dem englischen, kirchlichen Leben entnommen, wird jedoch in Frankreich auf alle Gebiete angewendet. Der „Konformismus“ ist aber etwas Ursprüngliches, tief im Volke eingewurzelt; im praktischen Leben äußert er sich in der Abneigung gegen die Leute, die immer etwas Besonderes haben müssen, denen das, was allen recht scheint, nicht genug ist. Daher macht man sich als Fremder in Frankreich mißlieb, wenn man sich nicht in die bewährten Gewohnheiten schickt.

Darüber hinaus ist es nötig festzustellen, daß das Freidenkertum des 18. Jahrhunderts etwas Unfranzösisches, in England Entstandenes, von dort Importiertes war, in nicht geringem Maße sogar nur eine Art Sport der schon zum Abtreten verurteilten Oberschichten; der Kultus der Vernunft ein Versuch, außerhalb der Kirche eine Art Religionsersatz zu schaffen, der sich darauf beschränkte, daß einige wenige der zahllosen Pariser Kirchen der neuen Göttin geweiht wurden, aus denen sie nach kurzer Zeit wieder abziehen mußte; daß es sich endlich bei den Kirchengesetzen niemals darum gehandelt hat, das Christentum zu bekämpfen oder auch nur umzugestalten, sondern ausschließlich darum, der Kirche ihre — durchaus unchristliche — politische und wirtschaftliche Macht und ihr Monopol der Jugendernziehung zu entreißen. Was die Kirche an Glanz dabei verloren hat, hat sie an innerem Wert gewonnen.

Gefährlich sind innere Spannungen und Gegensätze nur, wenn sie so stark werden, daß sie die Nation zu zerreißen drohen. Vor vierzig Jahren war Frankreich nahe daran, auseinandergerissen zu werden,

aber damals handelte es sich um eine Frage der Gerechtigkeit, von der Tod und Leben der Nation abzuhängen schien, um die Frage nämlich, ob Gerechtigkeit „*fundamentum regnorum*“ ist oder bloß etwas Nützliches. In der Kirchenfrage dagegen wußte irgendwie jedermann, daß es sich keineswegs um die Frage des Wesens des Christentums handelte, sondern daß um taktische Stellungen gekämpft wurde. Heute sind die anerkannten Vertreter der römischen Kirche in Frankreich ehrlich genug, anzuerkennen, daß die Trennung von Kirche und Staat geistlich zum Heile der Kirche ausgeschlagen ist.

Wenn im heutigen Frankreich etwas unbestritten ist, selbst im Lager der marxistischen Gottesleugner, so die Tatsache, daß das Christentum ein ungeheurer Fortschritt über die zerfallende, von schöpferischen Kräften verlassene Antike hinaus gewesen ist. Es hat der Menschheit neue Kräfte einverleibt, sie sittlich auf eine höhere Ebene gehoben, als die der antiken Kultur, und hat neue Fundamente geschaffen, auf denen dann die ganze abendländische Ordnung aufgebaut worden ist; eines davon ist die Achtung vor dem ewigen Wert der menschlichen Persönlichkeit. Diese Fundamente zu verändern oder gar abzubreaken, wird in Frankreich niemandem in den Sinn kommen, aus Furcht, der ganze Bau könnte einstürzen. Das Streben geht vielmehr dahin, die christliche Lehre von den menschlichen Bindungen und Unvollkommenheiten zu befreien, insbesondere von Dogmen, an die man glauben muß, und von aller konfessionellen Enge, damit sie aufhört, eine Quelle von Meinungsverschiedenheiten zu sein. Das Christentum, an das der Durchschnittsfranzose dabei denkt, ist das einfache Christentum der Bergpredigt mit seinen klaren Vorschriften. Das Ideal des Volkes in Frankreich, der Freidenker ebenso wie der Gläubigen, ist die Aufrichtung eines Friedensreiches auf Erden, wie man auch darüber spotten möge. Ob dieses Ideal schon aus vorchristlicher Zeit in der Tiefe der Volksseele vorhanden war oder ob es durch das Christentum hineingepflanzt wurde, mag dahingestellt bleiben. Daß das Christentum im alten Gallien schon so frühe zu einer geistigen Macht werden konnte, liegt vielleicht doch daran, daß es den dumpfen Sehnsüchten der ureingesessenen, von Galliern und Römern unterjochten Bauernbevölkerung entgegenkam. Diese innere Übereinstimmung schuf auch die Möglichkeit jenes ungeheuren religiösen Aufschwungs im Mittelalter, für den es sonst kein Beispiel in der Geschichte gibt. Heute ist es so, daß dem Mann aus dem Volk in Frankreich die Wahrheit von Sprüchen wie „Selig sind die Sanftmutigen, denn sie werden das Erdreich

besitzen“ oder „Wer zum Schwert greift, wird durch das Schwert umkommen“ unmittelbar einleuchtet, mag er politisch stehen, wie er will. Er glaubt auch, daß Gewalt nur Gewalt gebären und nichts Dauerndes schaffen kann.

Für solche Behauptungen sind wir Beweise schuldig. An solchen fehlt es nicht. Die Zeit der „Sitzstreiks“ des Jahres 1936 liefert sie. Während Arbeiter und Angestellte die Fabriken und Warenhäuser besetzt hielten, ist kein einziger Akt von Zerstörung und Gewaltanwendung vorgekommen. Die Waren wurden sorgsam abgestaubt und in Ordnung gehalten, die Maschinen geölt. Als in Belgien in einem Warenhaus die Angestellten das französische Beispiel nachahmten, erklärte man ihnen kurzerhand, die Polizei werde sie mit Tränengas ausräuchern. Worauf sie nachgaben. Die bloße Vorstellung, die französische Polizei könne so gegen junge Mädchen vorgehen, hat etwas Abenteuerliches. Kern Polizist wurde sich dazu hergeben, und der Verantwortliche wurde von einem Sturm der Entrüstung weggefegt werden. In Frankreich erreicht man auch wirklich nichts mit Gewalt. Das hatten die Arbeitgeber als erste begriffen und die Polizei gebeten, von aller Gewaltanwendung abzusehen.

Im selben Jahr 1936 verfocht auf dem Kongreß der nationalen Gewerkschaft der Volksschullehrer, der über 100 000 Lehrer vertritt, ein Redner die Ansicht, Frankreich solle im Falle eines neuen Angriffs keinerlei Widerstand leisten, weil es so mit dem Angreifer am schnellsten fertig werden würde. Er wurde mit Achtung angehört und erntete, zur großen Entrüstung der nationalen Blätter, lebhaften Beifall. Wem fällt nicht das Gebot der Bergpredigt ein: „Widerstehe nicht dem Übel.“ Aber der Volksschullehrer auf dem Lande ist der geschworene Feind des Pfarrers, und die Gewerkschaft der Volksschullehrer ist sicher die kirchenfeindlichste Organisation, die es in Frankreich gibt.

So sehen wir, daß das Christentum in Frankreich zu einer geistigen Kraft geworden ist, die als etwas von der Kirche Unabhängiges besteht, vielfach ins Unterbewußtsein hinabgesunken, zugleich als etwas Selbstverständliches immer und überall anwesend. Man muß sich dabei vor Augen halten, daß Millionen von Franzosen keinerlei religiösen Unterricht empfangen haben und die biblischen Geschichten nicht kennen.

Die andere innere Einstellung der Deutschen zum Christentum, das leidenschaftlichere Für und Wider, sie haben sicher ihre geschichtlichen Ursachen darin, daß den deutschen Stämmen das Christentum von fremden Siegern mit Waffengewalt aufgezwungen

worden ist, und dies zu einer Zeit, wo es schon seine werbende Kraft verloren hatte, weil es seinem inneren Wesen entfremdet und eine ausgesprochene Adelsreligion geworden war, das politische Machtwerkzeug gehaßter fremder Herren, die mit seiner Hilfe das niedere Volk ausbeuteten. Man braucht sich nur zu vergegenwärtigen, wie die Alamannen jahrhundertlang allen Versuchen, sie zum Christentum zu bekehren, zähen und unbesiegbaren Widerstand geleistet haben und wie die fränkischen Machthaber ihrer nur Herr wurden, indem sie ganz Schwaben mit einem Netz von Grafenburgen, Missionskirchen und Klöstern überzogen. Ohne Zweifel wäre die Haltung der Alamannen und Sachsen eine andere gewesen, wenn das Christentum durch seine höhere Sittlichkeit sie hätte gewinnen können, wie es in gewisser Hinsicht in Skandinavien der Fall war. Solche Erinnerungen bleiben in der Tiefe der Gemeinschaftsseele lebendig und wirken durch die Jahrhunderte nach.

Angesichts der gezeichneten Lage in Frankreich mußte es der französischen Kirche, sobald sie sich nur einmal mit ihrer Niederlage abgefunden und auf alle Versuche, weltliche Herrschaft zu behaupten oder wieder zu gewinnen, verzichtet hatte, nicht so schwer werden, ihre geistliche Herrschaft wieder auszubreiten. Das ist ihr denn auch unzweifelhaft gelungen. Das Erlebnis des Krieges, das zahlloser Menschen Seelen erschüttert hat, ist ihr dabei zu Hilfe gekommen. Daran, daß heute die römische Kirche, und darüber hinaus das Christentum in Frankreich einen neuen Aufschwung genommen hat, ist kein Zweifel möglich. Als Zeugen sehen wir die zahlreichen Kirchenbauten, die ohne Hilfe des Staates, aus eigenen Mitteln errichtet werden, ein uberaus reges geistiges Leben; aber auch das Anschwellen gewisser Kultusformen, die vielleicht der französischen Seele besonders entsprechen, wie die Verehrung des kleinen Hirtenmädchens von Lourdes oder der jungen Therese von Lisieux, für die sich verstandesmäßige Gründe kaum finden lassen. Frankreich ist ein Land, in dem zu allen Zeiten „Wunder“ getan worden sind, aber es scheint, daß heute mehr „Wunder“ dort geschehen als je, Wunder, vor denen sich oft die allernüchternsten Skeptiker beugen, wie denn die plötzliche und aufsehenerregende Bekehrung von ausgesprochenen „Weltkindern“, Schauspielerinnen, Schriftstellern, Offizieren, eine besondere Erscheinung des französischen Geisteslebens ist, die wohl einer tieferschürfenden Untersuchung wert wäre, die man aber auf alle Fälle nicht mit oberflächlichem Urteil abtun darf. So hat Charles Péguy beschrieben, wie er, der Ungläubige,

der an allem irre geworden war, als eines seiner Kinder am Typhus erkrankte, zu Fuß nach Chartres gepilgert ist und wie angesichts der Kathedrale, dieser christlichen Akropolis, um mit August Rodin zu reden, plötzlich alles Irdische von ihm abfiel und er von innen heraus verwandelt wurde, während er zugleich die innere Gewißheit empfing, daß sein Kind gerettet sei. Auch von den Begründern der Nouvelle Revue Française ist einer, Henri Ghéon, später bekehrt worden. Von den Männern, denen wir in diesem Abschnitt begegnen, ist Jacques Maritain ein Bekehrter, wie auch der Pater Bruno, der die Etudes Carmélitaines zu einer sehr modernen, religionspsychologischen Zeitschrift gemacht hat. Und die Geschichte des Père Foucauld, der ein als Fresser und Säufer beruchtigter Kavallerieoffizier aus reichem Adelsgeschlecht gewesen war, sich plötzlich bekehrte, dann jahrelang ein Leben härtester Entsagung führte und als Eremit in Marokko den Märtyrertod erlitt, liest sich wie eine mittelalterliche Heiligenlegende, die sich von jener nur dadurch unterscheidet, daß sich jede Einzelheit nachprüfen läßt. Wir berichten hier nur und enthalten uns jedes Urteils, bleiben aber eingedenk der Mahnung, daß es mehr Dinge zwischen Himmel und Erde gibt, als sich die Schulweisheit träumen läßt. Ohne Zweifel ist etwas Wahres daran, daß die Franzosen, wie Henri Bordeaux gesagt hat, ein „Volk der Bauern und Heiligen“ sind.

Wie steht nun die katholische Kirche im heutigen französischen Geistesleben? Sie ist doch an ihre Lehren gebunden, auch wenn diese offensichtlich dem gesunden Menschenverstand oder den Ergebnissen der Wissenschaft widersprechen. Wer anders lehrt, als die Kirche, kommt mit ihr in Konflikt. So ist z. B. die Entwicklungslehre noch immer eine der heikelsten Fragen, die mit äußerster Vorsicht behandelt werden muß. Im allgemeinen haben die kirchlichen Dogmen keinerlei Aussicht, jemals wieder von der Mehrzahl der Franzosen als geoffenbarte Wahrheit anerkannt zu werden.

So besteht vielleicht der wirkliche Gegensatz im heutigen Frankreich nicht sowohl zwischen der Kirche und dem Staat (diese Frage ist entschieden), als zwischen dem latenten Christentum des französischen Volkes und dem Buchstabenglauben der Kirche. Dieser Gegensatz kann nur beseitigt werden, indem die Kirche sich der neuen Zeit anpaßt. Die Lage ist eben so, daß die römische Kirche an einem toten Punkt angekommen ist, der überwunden werden muß, wenn sie nicht auseinanderfallen will. Entweder wird der starre Rahmen gesprengt, werden die alten Formen mit neuen schöpferischen

Kräften erfüllt, oder es droht Untergang. Die Zeit, wo die Kirche von ihrer Tradition leben konnte (so wenig wir deren Kräfte unterschätzen möchten), ist vorbei. Dasselbe gilt übrigens auch von den protestantischen Kirchen.

Wenn wir recht sehen, ist sich die katholische Kirche dieser Lage bewußt. Wir haben die Frage ganz unumwunden dem Kardinal Verdier, der höchsten kirchlichen Autorität in Frankreich, der dem regierenden Papst sehr nahesteht, vorgelegt, seine Antwort lautete: „Es gibt gewisse Dinge in der Kirche, die unveränderlich sind (fixes); andere, und in größerer Zahl, sind entwicklungsfähig. Die Kirche ist durchaus bereit, sich der neuen Lage anzupassen.“

Die katholische Kirche schien im Jahre 1870 mit der Erklärung der Unfehlbarkeit des Papstes auf dem vatikanischen Konzil eine Höhe der Macht und Geltung erreicht zu haben, wie nie zuvor. Aber seit dem Anfang des 19. Jahrhunderts hat ihr Machtbereich unaufhörliche Einschränkungen erlitten. Zuerst ist in Frankreich ihre politische und wirtschaftliche Macht gebrochen worden, und zwar so, daß sie nie wieder hergestellt werden konnte und die Kirche auch endgültig auf alle Versuche, sie wieder aufzurichten, verzichtet zu haben scheint. Darnach kam der Weltkrieg, in dem das Papsttum nach seiner Geschichte und seiner eigenen Auffassung der gegebene Schiedsrichter gewesen wäre. Welcher Sieg für die römische Kirche, wenn der Papst kraft seiner Autorität dem großen Blutvergießen ein Ende zu machen vermocht hätte! Damals wurde die politische Ohnmacht des Papsttums für den, der sehen konnte, zum erstenmal sichtbar. Seitdem ist es dazu verurteilt, dem politischen Geschehen in der Welt ohnmächtig zuzusehen. Es kann nicht einmal mehr zu so einschneidenden Ereignissen, wie der Eroberung Abessinien oder dem spanischen Bürgerkrieg klare und unzweideutige Stellung nehmen. Es muß sich in allen Dingen auf Wortproteste beschränken und Demütigungen hinnehmen, die noch vor wenigen Jahren niemand dem Papst zuzufügen gewagt hätte.

Aber indem die katholische Kirche so auf das geistliche Gebiet zurückgeworfen wird, ihr eigentliches Gebiet, ist zugleich die Möglichkeit einer Wiedergeburt gegeben. Diese Wiedergeburt einzuleiten und zu fördern, scheint uns die geschichtliche Aufgabe der französischen Katholiken in der Gegenwart zu sein. Wenn man mit tätigen Katholiken aller Art, Priestern wie Laien, Kirchenfürsten wie Ordensbrüdern spricht, so gewinnt man den Eindruck, daß sie diese Aufgabe erkannt haben und sie zu übernehmen bereit sind. Man kann mit

ihnen alle Fragen, auch heikle, in voller Offenheit und Unbefangenheit erörtern. Rein gedanklich ist die Lösung der Probleme schon weit gefördert. Es ist ja eine der Besonderheiten des französischen Lebens, daß dort alle Fragen mit den Mitteln der Vernunft zuerst durchleuchtet, durchknetet, logisch bewältigt werden, ehe Lösungen erfolgen, während in andern Ländern starke Willensimpulse, die aus den Tiefen des Gefühls oder der Intuition herausbrechen, zuerst eine neue Lage schaffen, die dann nachträglich, so gut es geht, gedanklich unterbaut wird.

Das religiöse Kernproblem unserer Zeit ist. Religion und Vernunft in Einklang zu bringen. Freilich, nach der Lehre der Kirche kann zwischen beiden kein wirklicher Zwiespalt bestehen: „Nulla unquam inter fidem et rationem vera dissensio esse potest“ (Thomas von Aquino). Das hat nicht verhindert, daß die Erkenntnisse der Wissenschaft das Lehrgebäude der Kirche seit dem Zeitalter der Renaissance in immer zunehmendem Maße bedroht, ja ins Wanken gebracht haben. Solange die Kirche die Macht besaß, half sie sich auf einfache Weise: sie verdammt alle wissenschaftlichen Ergebnisse, die ihr hätten gefährlich werden können, als Irrtümer und unterdrückte sie wenn nötig mit Gewalt. Aber auch die Kirche kann dem Geist keine Fesseln anlegen, er weht wo er will. Mit der Zeit ist die Wissenschaft immer mächtiger und schließlich die große Göttin geworden, zu der die Gebildeten, und vielleicht mehr noch die Ungebildeten, beten. Ihre Vertreter haben dann den Spieß umgedreht und seit 150 Jahren immer wieder verkundet, nun wurden sie nächstens dem armen Christengott endgültig den Garaus machen; auch sie haben abblasen müssen. Die Wissenschaft hat den Menschen geholfen, nicht nur sich in der Welt der Erscheinungen zurechtzufinden, sondern vor allem auch, sich die Kräfte der Natur dienstbar zu machen; aber auf die Fragen nach Sinn und Wesen der Dinge gibt sie keine befriedigende Antwort. Und gerade diese Frage wird in der Brust der Menschen nie verstummen.

Das Problem ist also, Wissenschaft und Vernunft zu versöhnen, eine Synthese zwischen beiden zu schaffen. Dazu ist erforderlich, daß die Wissenschaft den Materialismus aufgibt und sich vergeistigt, daß aber auch die Kirche den Buchstaben preisgibt und nach dem tiefen Sinn fragt. Unleugbar sind beide bereits auf dem Wege zu dieser Synthese.

Zu Beginn unseres Jahrhunderts entstand in Frankreich innerhalb der katholischen Kirche eine Bewegung, die auf dieses Ziel hin-

arbeitete, der „Modernismus“. Ihr Vorkämpfer war Loisy. Der Modernismus wurde 1907 von Rom verdammt. Loisy zwar wurde von der französischen Regierung geschützt, er wurde als Professor an das Collège de France, die erste Stätte der Wissenschaft in Frankreich, berufen und hat dort bis in die neueste Zeit seine Lehrtätigkeit ausgeübt. Er lebt noch und hat erst 1937 ein neues Buch veröffentlicht.

Außerlich gesehen, hat der Modernismus an dem Bestehenden nichts zu ändern vermocht. Er hat im Gegenteil zu höchst unerfreulichen Reaktionen innerhalb der Kirche geführt, dem sogenannten „Integrismus“, einer Modernisten-Schnuffelei, die das Leben der Kirche jahrelang vergiftet hat. Es gab eine weitverzweigte Geheimorganisation, von der niemand etwas wußte und die es sich zur Aufgabe machte, die Priester zu bespitzeln und zu denunzieren. Sie hatte ihren Sitz in einem belgischen Schloß, wo ihre Papiere während des Krieges von den deutschen Besatzungsbehörden beschlagnahmt und veröffentlicht wurden.

Aber geistig haben sich die wissenschaftlichen Lehren Loisy durchgesetzt und sind heute allgemein anerkannt.

Den Führern des französischen Katholizismus schwebt das Schicksal Loisy als warnendes Beispiel vor Augen. Sie sagen, wenn Loisy den „Skandal“ vermeiden hätte, wären wir heute schon weiter. Daher wollen sie unter allen Umständen, selbst um den Preis persönlicher Unterwerfung, alles vermeiden, was die Einheit der Kirche gefährden könnte. Für sie ist die Kirche zuallererst „katholisch“, d. h. allumspannend. Schon die Rücksicht auf die weniger fortgeschrittenen Brüder in andern Ländern gebiete, alles zu vermeiden, was diese irremachen oder sonst Ärger erregen könnte. Sie erkennen auch an, daß die Kirche nicht ohne ein Oberhaupt sein kann, dessen Entscheidungen „unfehlbar“ sind, insofern, als sich ihnen alle bedingungslos unterwerfen müssen, um die Einheit aufrechtzuerhalten.

Vor allem aber müssen sich die französischen Katholiken hüten, irgend etwas zu tun oder zu sagen, was dem „Sanctum Officium“ in Rom die Möglichkeit oder den Vorwand geben könnte, sie zu verurteilen. Denn die Inquisition ist noch immer eine lebendige Einrichtung der römischen Kirche, und ihre Macht ist so groß, daß selbst der Papst mit ihr rechnen muß. Vom Geiste der Inquisition ist aber der französische Katholizismus durch einen Abgrund getrennt.

Daß den Trägern der eigentlichen, römischen Tradition der Kirche, den Hütern des Vergangenen, der französische Katholizismus, der sich immer mehr vom Glauben an den Buchstaben losmacht und in

den Worten Symbole und Gleichnisse sieht für tiefere Wahrheiten, die es gilt ans Licht zu ziehen, nicht nur verdächtig, sondern ein Dorn im Auge ist, liegt auf der Hand; es kann nicht anders sein. Das zwingt seine Führer zu größter Vorsicht.

Man darf nicht vergessen, daß die französische Kirche von jeher Rom gegenüber einen Anspruch auf eine Sonderstellung erhoben und innerhalb gewisser Grenzen auch behauptet hat. Dieser „Gallikanismus“ war den Tempelwächtern in Rom immer ein Dorn im Auge. Aber die Päpste hüteten sich doch, mit den „allerchristlichsten“ Königen zu brechen, und die Könige überspannten den Bogen nicht; im französischen Wesen liegt es ja, daß man sich auf eine mitilere Linie einigt. Auch heute erblickt man in Rom in der Entwicklung, die der Katholizismus in Frankreich nimmt, einen Ausfluß des alten Gallikanismus. Ohne Zweifel mit Recht, obwohl sich die französischen Katholiken gegen diesen Vorwurf lebhaft verteidigen. Solche Kräfte sterben nicht ab, sondern erscheinen in immer neuen Formen wieder, je nach den Menschen, die ihnen als Werkzeuge dienen. Heute ist „Gallikanismus“ die Betonung eines Rechts auf eine gewisse geistige Unabhängigkeit der französischen Katholiken, und vielleicht der Glaube an einen höheren Auftrag, die Führung der Entwicklung zu übernehmen und der katholischen Kirche, darüber hinaus dem Christentum, über den toten Punkt hinwegzuhelfen, an dem sie angekommen sind.

Dabei kommt ihnen zustatten, daß die politische Entwicklung seit 1935 den päpstlichen Stuhl dazu geführt hat, heute in der französischen Republik etwas wie einen Verbundeten zu sehen, eine Art Ruckhalt, eine Macht, bei der er im Notfall sogar — niemand kann wissen, was kommt — Zuflucht finden könnte. Die französische Republik, ohne das mindeste von ihren Latengrundsätzen und -gesetzen preiszugeben, zieht daraus für ihre Stellung in der Welt Nutzen.

Irgendwie vorauszusagen, ob und wie die Erneuerung der Kirche möglich ist, erscheint unmöglich. Daß im Christentum sehr starke ewige Kräfte lebendig sind, wird im Ernst niemand bestreiten wollen. Diese Kräfte werden, wenn die alten Formen nicht mehr genügen oder zerbrechen, sich neue Formen aufbauen. Aber niemand kann wissen, ob dies im Rahmen der Kirche geschehen wird. Es ist auch möglich, daß das Christentum sich aus dem Abendland zurückzieht und Wohnung unter den neuen Völkern nimmt, die ihm die Missionen zugeführt haben.

Die Kirche behauptet, daß außerhalb ihrer kein Heil möglich sei. *Extra ecclesiam salus nulla*. Sie begründet es damit, daß sie der „mystische Leib“ Christi sei und daß Christus, das große Ich dieses Leibes, ihn wohl von innen heraus umwandeln könne (und umwandeln werde), daß er sich aber nicht von ihm trennen könne. Hier rühren wir an den Kernpunkt der ganzen konfessionellen Frage, der selten klar erkannt wird.

Ohne Zweifel ist auch die römische Kirche eine lebendige Person, ein großes, sehr langlebiges, in seiner Art fast unzerstörbares Gesamtwesen, wie wir solche in der Einleitung dieses Buches darzustellen versucht haben. Aber daß das Ich, von dem diese große Person belebt wird, identisch mit dem Ich Christus ist, wird man füglich bestreiten müssen. Es ist sogar augenscheinlich, daß dies nicht der Fall ist. Wer in diese Dinge eingedrungen ist, wird eher zu dem Glauben neigen, daß das „*corpus mysticum*“ Christi, die Gemeinschaft derer, die wirklich „Reben am Weinstock“ sind und es nicht nur behaupten oder sich selbst suggerieren, zwar ohne Zweifel wirklich vorhanden und lebendig ist, aber doch noch ein recht unscheinbares und wenig umfangreiches Gesamtwesen, dessen Zellen auf keinen Fall nach Millionen zählen. Die Zugehörigkeit zu dieser Gemeinschaft kann unmöglich an die Zugehörigkeit zur katholischen Kirche gebunden sein, sie ist es auch offenkundig nicht. Denn wir finden echte Christen im höchsten Sinn auch außerhalb der römischen Kirche. Freilich behauptet diese, sie alle gehörten „virtuell“ zu ihr, aber diese Behauptung läßt sich nicht begründen.

Wenn die römische Kirche sich mit dem bescheideneren Anspruch begnügen wollte, eine Gemeinschaft solcher zu sein, die darnach trachten, „Zellen des Leibes Christi“ zu werden, so wäre das größte Hindernis auf dem Wege zur Einigung der christlichen Kirchen beseitigt.

Inzwischen wird jeder, der sich mit diesen Fragen beschäftigt hat, zugeben müssen, daß die katholische Kirche Frankreichs ein sehr reges und vielfältiges Leben entfaltet.

Das kann man zunächst ermessen an der Fülle von Veröffentlichungen, die sie hervorbringt: Tages- und Wochenzeitschriften, Revuen von hohem Rang, Bücher. Diese katholische Literatur zeichnet sich im allgemeinen vorteilhaft aus durch die Abwesenheit von Salbung, süßlichem Gefühl, frommem Trug. In großer Offenheit werden darin Fragen erörtert, die früher unbedingt daraus verbannt gewesen wären. Die Fehler der Katholiken werden unumwunden zu-

gegeben, manchmal mit überraschendem Freimut. Das Gute im Protestantismus wird keineswegs geleugnet, eher herausgehoben. In Frankreich, wo die Literatur eine andere Rolle spielt, als in andern Ländern, eine größere und zugleich genauer umschriebene, kann man die Lebendigkeit einer Bewegung sehr wohl darnach messen, was und wieviel sie an Geisteserzeugnissen hervorbringt.

Daneben besteht ein sehr ausgedehntes katholisches Schulwesen. Denn in Frankreich ist das Unterrichtswesen, was viele nicht wissen, völlig frei. Jeder kann seine Kinder erziehen und unterrichten lassen, wo und wie er will, sofern er die Gesetze befolgt. Das französische Prüfungssystem trägt dem Rechnung. Das „Baccalauréat“ z. B., die Reifeprüfung der Mittelschulen, müssen alle Kandidaten, ganz gleich, ob sie ein staatliches oder „freies“ Lyzeum besucht haben, miteinander an der Universität ihres Bezirkes ablegen, alle müssen dieselben, vom Ministerium festgesetzten Aufgaben lösen. Um aber in die sogenannten „Hohen Schulen“, aus denen die geistige Elite Frankreichs hervorgeht, aufgenommen zu werden, muß sich der Bewerber am Anfang einem sehr schweren „Konkurs“ unterwerfen, zu dem sich jeder stellen kann, der den Anforderungen genügt. Dafür ist dann die Schlußprüfung mehr eine Formsache.

Es gibt katholische Schulen aller Grade, sogar eine vollständige katholische Universität, die alle Fakultäten mit Ausnahme der Medizin umfaßt und an der berühmte Forscher tätig sind. Alle diese Anstalten müssen sich selbst erhalten und empfangen keinerlei Zuschüsse vom Staate, wie denn die Trennung zwischen Kirche und Staat streng und ohne Ausnahmen durchgeführt ist.

Endlich entfaltet die katholische Kirche eine sehr rege Tätigkeit auf sozialem Gebiet, so daß man wohl zu den meisten Bewegungen und Strömungen im öffentlichen Leben Frankreichs ein katholisches Gegenstück ausfindig machen kann.

Aus der Fülle des Stoffes bringen wir zunächst eine maßgebende Äußerung des Oberhauptes der französischen Kirche, des Kardinals Verdier, sodann Veröffentlichungen aus den Kreisen der Mönchsorden. Die Laien kommen in einem Artikel aus der Wochenzeitung „Temps Présent“ zu Wort. Den Beschluß machen zwei Beiträge aus dem sozialen Gebiet,

I

DER ERZBISCHOF VON PARIS

Eine der Besonderheiten des französischen Lebens besteht in der großen Bedeutung, die der öffentlichen Rede zugemessen wird. Auch im nationalsozialistischen Deutschland spielt sie eine viel größere Rolle als früher, insbesondere wenn man an das wilhelminische Zeitalter zurückdenkt; aber sie wird bei uns doch vor allem als Mittel staatlicher Propaganda eingesetzt, bleibt auf dieses Gebiet beschränkt. In Frankreich herrscht sie auf allen Gebieten, über diesen „mengenmäßigen“ Unterschied hinaus bestehen noch große Unterschiede, die ihren Ursprung in der Verschiedenheit der Volkscharaktere und der beiden Sprachen haben.

Für die Franzosen ist das wichtigste Mittel, bis zur „Wahrheit“ vorzudringen, die Diskussion, öffentlich oder im vertrauten Kreise, die Gegenüberstellung von Meinungen, deren jede Anrecht auf die gleichen Chancen hat und die nun ihre Überzeugungskräfte miteinander messen. Eine der Grundwahrheiten, auf denen das öffentliche Leben Frankreichs aufgebaut ist, lautet: „C'est de la discussion que jaillit la lumière“. Aus dem Widerstreit der Meinungen springt der Funke der Erleuchtung. In der „Union pour la Vérité“ haben wir eine Einrichtung kennengelernt, in der dieses Streben nach Wahrheit vielleicht am reinsten verkörpert ist.

Alle Strömungen und Bewegungen sind daher in Frankreich genötigt, in öffentlichen Reden und Vorträgen ihre Thesen zu vertreten, wenn sie auf Beachtung Anspruch erheben wollen. Dazu stehen ihnen öffentliche Tribünen der verschiedensten Art zur Verfügung. Wir nennen die „Université des Annales“, eine Art freier Hochschule, von der Zeitschrift „Annales“ organisiert, die jeden Winter Zyklen von Vorträgen veranstaltet, wo man die ersten Namen aus allen Gebieten, Staatsmänner, Künstler, Gelehrte, Dichter und Schriftsteller sehen und hören kann. Auch auswärtige Staatsmänner und Koryphäen rechnen es sich gelegentlich zur Ehre an, dort zu sprechen. Dann das „Théâtre des Ambassadeurs“, das vor allem den konservativen Elementen als Bühne dient. Die „Société des Conférences“ läßt im Saale der Geographie-Gesellschaft die Könige der Literatur

zu Worte kommen. Manchmal kann man dort auf der Estrade die halbe Académie versammelt sehen und in Muße die Köpfe studieren, was vielleicht kurzweiliger ist, als die zuweilen etwas ledernen Vorträge; denn Dichter und Schriftsteller sind selten glänzende Redner. Wenn aber Lancelot dort die französische Sprache verteidigt, so ist das ein mondänes Ereignis. Wir übergehen andere und nennen noch den „Club du faubourg“, als einen rechten Jahrmarkt der Diskussion.

Im „Théâtre des Ambassadeurs“ hat auch die katholische Kirche im Winter 1937/38 einen Zyklus von Vorträgen veranstaltet. Einerseits, um die gebildeten Freidenker mit ihrem Wesen bekannt zu machen; denn ein großer Teil der Franzosen wächst ja ohne jeden Religionsunterricht auf (wir brauchen eine gewisse Anstrengung, uns das vorzustellen) und wird eher in der Meinung erzogen, Religion sei „Opium fürs Volk“. Andererseits, um den französischen Katholiken der Oberschichten die sozialen Bestrebungen der Kirche näherzubringen.

Für die katholische Kirche Frankreichs besteht ein gewisses Dilemma darin, daß sie für die Geldmittel, deren sie bedarf, auf die Kreise des reichen Bürgertums und Adels angewiesen sind, ohne die z. B. der Kardinal Verdier nicht seine hundert neuen Kirchen in Paris hätte bauen können, Kreise, die katholisch sind aus Überlieferung, aus politischer Überzeugung, aus autoritärer Weltanschauung, aus Haß gegen die freidenkerische Republik, Haß gegen das niedere Volk, die „crapule“, allenfalls aus einem Mystizismus, der seelische Befriedigung durch Gefühlserregungen sucht — aber kaum je aus schlichter Liebe zum Heiland, daß aber andererseits die Kirche von dem Gang der Ereignisse mit zwingender Notwendigkeit, eben wenn sie sich erneuern will, dahin geführt wird, sich auf die Seiten der Massen, der „crapule“, zu stellen. In unserer Zeit tritt im Wirken der Kirche in Frankreich das eigentlich religiöse Lehren, Gotteserkenntnis, Erlösung, Seelsorge in den Hintergrund. Wenn sie öffentlich behaupten wollte, daß die Heilige Schrift von Anfang bis zu Ende göttlich inspiriert, daß die Welt in sechs Tagen geschaffen sei, wenn sie den theologischen „Heilsplan“ entwickeln wollte — lauter Dinge, an denen das Sanctum Officium in Rom nach wie vor unerschütterlich festhält, niemand würde erst zuhören. In den Vordergrund tritt dafür das Wirken im Diesseitigen. Es handelt sich nicht mehr darum, Seelen zu retten, indem man sie lehrt, das Irdische zu verachten, sondern die Beziehungen der Menschen auf

Erden so zu ordnen, daß jedem sein Anrecht auf das Leben gesichert ist und Friede und Eintracht herrschen. Dazu glaubt sich die Kirche berufen; von ihrem Standpunkt aus gesehen, können die sozialen Fragen überhaupt nur durch die Verwirklichung der christlichen Grundlehren dauerhaft gelöst werden: Achtung vor der Person des Mitmenschen, Gerechtigkeit, brüderliche Liebe, die nicht nur sich selber sucht, Unterwerfung unter einen „göttlichen“ Willen, den zu erkennen möglich sein muß. Dieses Eintreten für die Massen muß die Kirche den Reichen, die äußerlich ihre Hauptstützen sind, verständlich machen.

In diesem Redefeldzug ist auch das Haupt der katholischen Kirche Frankreichs, der Erzbischof von Paris, Kardinal Verdier, an den Rednerpult getreten. Er hat am 10. Dezember 1937 einen Vortrag über „die Kirche und die geistige Freiheit“ gehalten, dem allein die Person des Redners schon Bedeutung verleiht. Darin ist die Stellung der römischen Kirche zu den Fragen unserer Zeit freimutig und doch mit aller Vorsicht dargelegt.

Der Kardinal ist ein Bauernsohn aus der Landschaft Rouergue am Sudabhang des Zentralgebirges. Die Gestalt, die kräftigen Gesichtszüge verleugnen die bäuerliche Herkunft nicht. Seinen Aufstieg verdankt er allein seinen Fähigkeiten. Ein Kind des Volkes und zugleich ein echter „Kirchenfürst“, von dessen warmer Lebendigkeit starke Strahlungen ausgehen.

Der Kardinal Verdier ist vor allem bekannt geworden durch sein Werk der „Chantiers du Cardinal“. Um dem Mangel an Kirchen in Paris und dessen nächster Umgebung abzuhelpen, wo im letzten halben Jahrhundert aus Bauerndörfern volkreiche Stadtteile oder selbständige Großstädte geworden waren, zugleich um der Arbeitslosigkeit zu steuern, erließ er im Jahre 1932 in den Zeitungen einen Aufruf zur Zeichnung von Beiträgen, der solchen Erfolg hatte, daß nach Ablauf eines Jahres schon 21 neue Kirchen fertig waren. Ursprünglich auf 60 Kirchen berechnet, dann auf 100 erweitert, ist der Plan heute im wesentlichen ausgeführt. Die Art, wie er auch von den nichtkirchlichen Kreisen aufgenommen wurde, bis zu den „roten“ Gemeindeverwaltungen, gestattet lehrreiche Rückschlüsse auf die Grundhaltung des französischen Volkes in religiösen Fragen, die vor allem eine Haltung der Toleranz ist, des Geltenlassens anderer Meinungen und Überzeugungen.

Als der Kardinal Verdier im Jahre 1935 auf dem eucharistischen Kongreß in Prag als Vertreter des Papstes predigte, gestand uns der

Präsident der deutsch-evangelischen Kirche der Tschechoslowakei diese Predigt sei gar nicht römisch, sondern „evangelisch“ gewesen. Die führenden Katholiken Frankreichs setzen sich mit Lebhaftigkeit zur Wehr, wenn man ausspricht, die katholische Kirche sei vielleicht nicht „evangelisch“ genug; ebenso wie sie durchaus nicht für „konservativ“ gelten wollen. Vielleicht kann man die ganze Lage so kennzeichnen, daß die Entwicklung in Frankreich vom konservativen, d. h. erstarrten Kirchentum wieder zu einem lebendigen, „evangelischen“ Christentum hinführt, aus dem Lehrgebäude heraus ins tätige Leben. Daß das Oberhaupt der französischen Katholiken an dieser Entwicklung teilnimmt und sie fördert, ist für ihren Fortgang unzweifelhaft von großer Bedeutung.

Der Kardinal Verdier entfaltet auch sonst bei den verschiedensten Anlässen eine rege rednerische Tätigkeit, über die die großen Zeitungen ausführlich berichten. Außerdem zeichnet er als Verfasser volkstümlicher Propagandaschriften, wie „Die Kirche angesichts der modernen Welt“, „Die leeren Wiegen“ u. a. m.

Der Vortrag „Die Kirche und die geistige Freiheit“ umfaßt drei Teile:

- 1 Die Kirche und das Recht des Kindes ans Leben;*
 - 2 Die Kirche und die Schule;*
 - 3 Die Kirche und die Rechte des Menschen.*
- Wir bringen einen Auszug des dritten Teils.*

DIE KIRCHE UND DIE GEISTIGE FREIHEIT

Von Jean Cardinal Verdier, Erzbischof von Paris

III. Die Kirche und die Rechte des Menschen

Sieht der Mensch heute, wenn er ins Alter der Reife gelangt ist, seine geistige Freiheit besser geschützt? Findet die Würde seiner Person, finden seine Rechte ihren wahren Platz im Rahmen des zeitgenössischen Lebens?

Leider ist es leicht festzustellen, daß die sozialen Kämpfe zu allen Zeiten die Völker erschüttert und oft mit Blut befleckt haben.

Weil der Wunsch nach Aufstieg und Befreiung hienieden niemals aufgehört hat. Kommt das nicht daher, daß die Ungerechtigkeit und das Leiden gleichsam eine bleibende Statt in der armen Menschheit haben? Man könnte viele Gründe für diese Dauer des Schmerzes finden.

Der erste und wichtigste liegt ohne Zweifel in jener Triebfeder, deren Kraft ununterbrochen und unwiderstehlich wirkt und die jeder von uns im Grunde seines Wesens birgt: der Liebe seiner selbst. Nach dem Willen Gottes soll sie unsere Wünsche, unsere Sehnsüchte immer höher emportragen. Und richtig geleitet, ist sie unendlich fruchtbar. Ihr verdanken wir jederlei Art von Aufstieg und letzten Endes alles, was Fortschritt heißt.

Aber diese Liebe seiner selbst wird so leicht zur Selbstsucht, zum Hochmut.

Seltsam; kaum geschaffen, vernehmen unsere Ureltern das Wort des Versuchers: „Gehorchet nicht und Ihr werdet sein, wie die Götter!“

Die Mißleitung der Eigenliebe kommt also von den ersten Anfängen her. Und durch alle Jahrhunderte durch finden wir immer wieder diese selbe Versuchung: die Menschen wollen wie die Götter werden, und zwar auf Kosten ihrer Bruder. Den ersten Platz beim Festmahl des Lebens innehaben; sagen können wie jener Pharisäer: „Ich preise Gott, daß ich nicht wie alle Menschen bin“; über denen, die uns umgeben, seinen Reichtum, seinen Luxus, eine Art Herrschaft ausbreiten zu können: ist das nicht eine Versuchung, die wir in den verschiedensten Formen, zu allen Zeiten und an allen Orten finden?

Diese Tendenz wird sicher bis ans Ende der Welt die Beziehungen der Menschen untereinander beeinflussen. Man meint, unsere arme Menschheit müsse einem unwiderstehlichen Gesetz gehorchen: der Ausbeutung des Menschen durch den Menschen.

Wir finden diesen Zustand, leider!, in den verschiedensten Abstufungen in allen sozialen Regimen, die es bisher gegeben hat. Alle haben die Ungerechtigkeit gekannt, das Leiden, alle haben endlose Kämpfe gesehen und wie oft Blutvergießen.

Man konnte glauben, während der drei großen sozialen Epochen der Sklaverei, der Leibeigenschaft, der Lohnarbeit und trotz aller Verbesserungen, die allmählich erzielt wurden, sei unsere Menschheit zu einer unablässigen Anstrengung verdammt, sich der Ketten zu entledigen, die ein Teil ihrer selbst dem andern

auferlegt; die Revolutionen sind ja im Grunde nichts anderes als Versuche einer aufgeopferten Klasse, sich zu befreien. Und wenn man diese Krisen naher untersucht, von denen die Welt periodisch erschuttert wird, so findet man mit leichter Muhe, daß es sich niemals um etwas anderes handelt, als dem Einzelnen, das will sagen: Allen, durch eine größere Gleichheit einen besseren und gerechteren Platz zu verschaffen.



Welches ist denn nun die Haltung der Kirche gegenüber den verschiedenen sozialen Entwicklungen?

Diese Haltung ist zugleich mutig und weise. Es ist vor allem eine Kraft des Ausgleichs, deren Wirkung niemals unterbrochen wird, wenn sie sich auch oft an den menschlichen Einrichtungen stoßt, inmitten deren sie wirkt.

Wie immer auch das soziale oder politische Regime sein mag, ob die Kirche es liebt oder erduldet, sie hört nicht auf, die frohe Botschaft zu lehren und zu verkunden, daß alle Menschen gleich sind, als Söhne des gleichen Vaters und Erben des gleichen Paradieses; sie hört nicht auf, aus ihren Tempeln Häuser für alle zu machen und unablässig das große Gebot des Christus zu wiederholen: „Kindlein, liebet Euch untereinander“ wie echte Brüder und ohne Unterschied der Stellung, des Vermögens oder des Verstandes.

Nichts ist so bezeichnend wie ihre Stellungnahme zu der Sklaverei. Ein Sklave, Onesimus, hatte seinen Herrn Philemon verlassen. Ungewiß und aus Furcht hatte er sich zum Apostel Paulus geflüchtet, der damals in Rom in Gefangenschaft war. Paulus schickte ihn seinem Herrn zurück mit einem köstlichen Brief, der zu unsern heiligen Schriften gehört.

Für ihn war Onesimus nicht jenes minderwertige Wesen, dem die römischen Matronen nicht einmal einen Blick schenkten. Er ist ein Sklave, gewiß, und wird es bleiben. Paulus glaubt nicht, daß der Augenblick da sei, sich gegen die bestehende soziale Ordnung zu empören. Er hatte auch gar nicht die Macht dazu, und diese Ordnung zerstören, hieße die Anarchie herbeiführen, das schlimmste der Übel. Aber er schafft eine Stromung zur Freiheit hin, deren Kraft unaufhorlich wächst, bis es möglich wird, zum

Wohle aller dieses große Hindernis auf dem Weg zu einer gerechten Gleichheit zu beseitigen . . .

So handelt die Kirche: Angesichts der Zitadellen menschlicher Ungerechtigkeit, schafft sie mit ihren Grundsätzen und Einrichtungen Ströme von Gedanken und Gewohnheiten, die nach und nach, ohne Gewalttat, sondern durch fortlaufende Einwirkung, den Fall der Festungen vorbereiten.

Die Geschichte der letzten Zeiten der Sklaverei und des sozialen Zustandes, der an ihre Stelle trat, würde diese langsame, aber durchdringende und niemals unterbrochene Einwirkung deutlich zeigen.

Dem Zug zur Befreiung, den Grundsätzen des Ausgleichs, die die Kirche durch die Welt trägt, fugt sie immer die Bremse hinzu, die die Gangart regelt. Sie verlangt, daß alle Forderungen immer von zweierlei begleitet und gleichsam schützend umgeben seien: zuerst von der Sorge um Gerechtigkeit, die bei allen geheiligt sein muß, sodann durch eine doppelte Liebe: zu einer wahrhaften Brüderlichkeit und einer weisen Gleichheit. Von diesen beiden Deichen eingedämmt, wurden Eigenliebe, Wunsch nach Aufstieg, Eroberung der Freiheit, gleich gezahmten Strömen, ihre Fluten in den Dienst des Wahren, Gerechten, Guten und damit des Glückes der Völker stellen.

Leider wird diese Vorsicht allzuseiten beobachtet, allzuseiten kommt der Geist wahrer Gleichheit und Brüderlichkeit zu seinem Recht.



In dieser Alltagsarbeit erschöpft sich nicht die ganze Tätigkeit der Kirche im Dienst der Völker. In den großen geschichtlichen Stunden, die wir erleben, da die Nationen voll Angst den Weg ihres Heils suchen, erhebt sie laut ihre Stimme und zeigt den erleuchteten Weg.

Gewiß stehen wir an einem Wendepunkt, wo sich vielleicht für lange Zeit das Schicksal der menschlichen Gesellschaft entscheidet. Der Papst Pius XI. vertraute es mir vor einigen Monaten in unvergeßlichen Worten an, die ich hier noch einmal zurückerufen möchte: „Ich danke Gott“, sagte mir der große Greis, „daß ich in den gegenwärtigen Verwicklungen leben darf. Die Krisis, die wir erleiden, ist die allgemeinste und tiefste, die die Geschichte

gekannt hat. Man muß stolz sein, Zeuge und sogar Schauspieler in diesem großen Drama zu sein.“ Und er fugte hinzu: „Niemand hat heute das Recht, mittelmäßig zu sein.“

Zwei große Probleme stellen sich uns vor allem: das eine ist sozialer, das andere politischer Art.

Für ihre Lösung, ich wage es zu sagen, ist die Mitarbeit der Kirche unendlich wertvoll. Einerseits zeigt ihre Lehre mit vollkommener Klarheit, daß grundsätzlich eine gerechte Lösung nur darin liegen kann, dem Individuum seinen rechten Platz in der sozialen und der politischen Ordnung zu geben und ihm zugleich seine persönliche Würde und eine weise Freiheit zu bewahren. Andererseits geht ihr moralischer Einfluß dahin, die Verstandes- und Willenskräfte mit Nachdruck dazu zu bringen, daß sie Hand in Hand arbeiten und sich von Liebe leiten lassen. Diese doppelte Bemühung kennzeichnet die Mitarbeit der Kirche an der Lösung des doppelten Problems.

Das soziale Problem

Alle Welt kennt jetzt die geniale Intervention der Kirche auf dem Gebiet der Arbeit. Die beiden berühmten Enzykliken „Rerum novarum“ und „Quadragesimo anno“ haben wirklich eine soziale Charte geschaffen. Sich abwechselnd an Arbeiter und Arbeitgeber wendend, rufen sie beiden ihre Rechte und ihre Pflichten ins Gedächtnis.

Die Arbeiter, sagen sie, müssen befreit werden von übertriebener Bevormundung, von anstößigen Unbilligkeiten, von zu muhseligen Arbeitsbedingungen und dem unverdienten Elend, das ihnen unsere moderne Welt zufügt.

Sie müssen zur Arbeit berufen werden unter dem schönen Titel von Mitarbeitern, die sich mit dem Arbeitgeber in einer Art Gesellschaftsvertrag zusammenschließen.

Sie müssen das Recht haben, sich frei zu vereinigen, um besser ihre Interessen zu verteidigen.

Sie müssen in ihrem Lohn ihren persönlichen Unterhalt finden und den Unterhalt derer, für die sie normalerweise zu sorgen haben.

Sie müssen die Möglichkeit haben, Ersparnisse zu machen, die ihr Wohlbefinden und ihre Zukunft sicherstellen.

Und in ihrer ganzen Tätigkeit muß ihre wahre Würde als Menschen und Christen gehütet werden.

Das sind in einigen gedrängten Worten die großen Freiheiten, die die Kirche von der modernen Welt für die Arbeiter fordert.

Muß man daran erinnern, mit welchem Mut sie alle Ungerechtigkeiten aufgezeigt und die öffentlichen und privaten Einrichtungen verdammt hat, die durch den Charakter der Namenlosigkeit oder das Übermaß ihrer Entwicklung die Früchte der Arbeit anderer in so unzulässiger Weise an sich reißen, daß sie schließlich eine Macht bilden, die nach ihrem Belieben das Leben der Arbeiter stören und sogar den normalen Gang des Staates behindern können?

Aber sie vergißt darum nicht, denen, deren Forderungen sie sich zu eigen macht, ins Gedächtnis zu rufen, daß sie nie die Sorge um Gerechtigkeit, um die Achtung vor Verträgen und Personen, und um echte bruderliche Liebe außer acht lassen dürfen.

Sie lehrt immer, daß das Kapital legitim sein, daß ein kapitalistisches Regime gerecht und wohltuend sein kann.

Im Namen der ewigen Gerechtigkeit mußbilligt sie die Vertragsverletzungen, den Bruch von Versprechungen und Schwüren, alle Gewalttatigkeit gegen Personen und Dinge.

Endlich ersehnt sie mit allen ihren Wünschen die bruderliche und vertrauensvolle Zusammenarbeit zwischen allen Gliedern der großen Familie der Arbeit, zwischen Arbeitgebern und Arbeitnehmern. Allen möchte sie sagen: Achtet und liebet in jedem von euch die Würde der menschlichen Persönlichkeit; dann werdet ihr freudig eure gegenseitigen Rechte anerkennen.

Das politische Problem

Ein zweites Problem stellt sich heute für alle Völker: das der Beziehungen zwischen den Individuen und dem Staat.

Die neuen Bedingungen des öffentlichen Lebens, vor allem die Folgen des großen Krieges, die allgemeine Verwirrung der wirtschaftlichen Zustände haben die Völker dazu gebracht, sich Verfassungen zu geben, in denen die gegenseitigen Beziehungen besondere Formen annehmen.

Wie immer auch die Regierungsformen sein mögen, sie werden bei der Kirche immer gute Aufnahme finden. Für alle, sobald sie nur legitim sind, heischt die Kirche Achtung und Gehorsam. Nichts ist dafür bezeichnender als die Haltung der ersten Christen und die der Päpste des 20. Jahrhunderts. Die ersten Christen er-

lebten die Zeit der Märtyrer Mitten in den Verfolgungen erinnerten ihre Führer sie daran, daß alle Macht von Gott kommt, und daß der Christ der Obrigkeit gehorchen muß, selbst wenn sie uns feindlich ist. Und in unsern Tagen unterhalten die Päpste, getreu der Tradition, offizielle Beziehungen mit Staaten, deren Regierungen die allerverschiedensten Formen haben.

Die Lehren und die Wünsche der Kirche zu diesem Problem kann man in folgende Worte zusammenfassen: Achtet in jeder politischen Organisation die Würde der menschlichen Person und ihre gerechte Freiheit.

Mit einem Wort: sie stellt auch hier die menschliche Person auf den Gipfel der politischen Ordnung. Alles läuft dahin zusammen. Sie sehen schon, daß wir mit einer solchen Lehre weit von jenem sozialen Zustand entfernt sind, wo das Individuum von der Kollektivgemeinschaft aufgesogen wird, wo es nur noch ein Radchen in dem ungeheuren Getriebe ist, das der Staat darstellt.

Es ist wohl wahr, daß jeder von uns, wenn er zur Welt kommt, eine Familie vorfindet, die schon konstituiert, eine Gesellschaft, die schon in vollem Betrieb ist. Wir werden als Glieder der einen wie der andern geboren, wir empfangen von ihnen das Beste, unser Selbst. Wir sind nur Teilchen eines Ganzen. Die Kirche leugnet diese Abhängigkeit nicht, die jeder Tag augenscheinlich macht. Sie lehrt, daß wir diesen beiden Gesellschaften Achtung, Gehorsam und Liebe schulden: der Familie und dem Staat. Sie verkündet sogar, daß die Interessen des Vaterlandes hoher stehen, als unsere Einzel- und Familieninteressen und daß wir ihm einen Gehorsam schuldig sind, der unter gewissen Umständen bis zum Opfer unseres Lebens gehen muß.

Aber wenn sie im Lichte wahrer Philosophie sorgfältig die Konstitution des Staates, seine Ursprünge, seine Aufgabe prüft, dann stellt sie auch hier den Vorrang der menschlichen Persönlichkeit fest.

Sie weiß, daß die Familie gegründet worden ist, um dem einzelnen zu helfen, seine Bestimmung besser zu erfüllen.

Sie weiß, daß die Familien sich eines Tages einten und eine Gesellschaft bildeten, um sich besser gegen die Feinde zu verteidigen, mit größerem Nutzen die Reichtümer der Natur ausbeuten, besser den Fortschritt verwirklichen zu können. Aber in allen Phasen dieser Entwicklung bleibt doch das Individuum oder richtiger eine Verbesserung seines Daseins immer gleichsam das Ziel, dem sich alle Bemühungen zuwenden.

Sie sieht übrigens in der Erfahrung aller Tage, daß es für den Staat ein unabweisliches Bedürfnis, also eine große Pflicht ist, gute Familien und damit gute Individualitäten zu besitzen.

Gesunde und fruchtbare Familien, von hoher Sittlichkeit, und dadurch Individualitäten, die auch ihrerseits gesund sind, tüchtig, gewissenhaft, zu jeder Hingabe befähigt, das sind die wahren Werkleute des Gemeinwohls, auf das jede nationale Tätigkeit abzielt.

Man hat gesagt, die Familie sei die „soziale Zelle“ der Nation. Vergessen wir aber nicht, daß diese soziale Zelle nicht als solche, sondern durch die Einzelnen dem ganzen sozialen Körper Leben und Schwung verleiht.

Es bleibt also dabei, daß es immer die menschliche Persönlichkeit, ihre Würde, ihr Erblühen ist, das in der Ordnung der Natur letzten Endes das Ziel eines politischen Lebens bildet, das diesen Namen verdient. Daher die Verpflichtung für den Staat, in allen Dingen auf die Entwicklung der menschlichen Person hinzuwirken.

Welches sind nun die Rechte der menschlichen Person?

Das festzustellen, ist eine schwierige Aufgabe; denn die Menschen benutzen nicht alle die gleichen Maßstäbe, um diese Rechte zu bestimmen. Weil sie nicht alle dieselbe Auffassung von der Natur, dem menschlichen Leben, seiner Bestimmung haben.

Es scheint mir, als hätte die große katholische Kirche eine größere Autorität als andere, auf diese Frage zu antworten. Seit 2000 Jahren verdolmetscht sie die Gegebenheiten der natürlichen Moral, wendet sie an, ergänzt sie durch die Offenbarung. Seit 2000 Jahren unterweist sie die allerverschiedensten Völker, ist sie Zeugin ihres Aufstiegs, ihres Triumphes, ihres Niedergangs. Seit 2000 Jahren arbeitet sie mit allen möglichen politischen Systemen zusammen, mit allen Formen des Königtums, mit Kaiserreichen, totalitären Regierungsformen und solchen der Freiheit.

Anstatt eine platonische Aufzählung der Menschenrechte zu versuchen, wie es die berühmte Erklärung von 1789 getan hat, die neben anfechtbaren Behauptungen und gefährlichen Ansprüchen auch vieles Nützliche genannt hat, das durchaus in der Richtung dessen liegt, was ich hier sage, hat die Kirche diese

Rechte immer unterstützt und immer gefordert, je nachdem es die Umstände erheischen. Diese Taktik ist gewiß die weisere! Erfüllt von ihrer göttlichen Lehre und von ihren zwanzigmal hundertjährigen Erfahrungen, wagt sie der zeitgenössischen Welt zu sagen: „Ihr Werkleute des neuen Zustandes, den alle ersehnen, zieht vor allem die überragende Würde der menschlichen Persönlichkeit in Betracht und achtet ihre wesentlichen Rechte! Erinnert euch, daß diese geheiligten und unvergänglichen Rechte als Grundlage die natürliche und übernatürliche Bestimmung des Menschen haben, das, was die christliche Ausdrucksweise so schon das Heil nennt! Vergeßt nicht, daß der Mensch von Gott die Freiheit empfangen hat. Dem richtigen Gebrauch der Freiheit verdankt er sein Leben, sein Verdienst, seine sittliche Schönheit, und zuletzt sein Recht auf ewige Seligkeit.“

Dann ist also der einzige Dienst, den man dem Menschen erweisen kann, der, ihm zu helfen, daß er von seiner Freiheit einen richtigen Gebrauch macht. Hangen denn nicht Gutes und Böses, Glück und Unglück, Aufstieg und Niedergang der einzelnen, der Familien, der Völker letzten Endes von dem guten oder schlechten Gebrauch ab, den die Menschen, einzeln genommen, oder kollektiv, von ihrer Freiheit machen? Diese Wahrheit überragt alle andern, im Gewissen des einzelnen, im Schoß der Familie, im sozialen und politischen Leben aller Völker.

Niemals darf man dieses Ideal des Vorrangs der menschlichen Persönlichkeit neuen Ideologien opfern! Gewiß läßt sich nicht leugnen, daß die wechselnden Notwendigkeiten der Zeit und des Ortes den Völkern die verschiedensten sozialen und politischen Formen auferlegen. In der Zeit und im Raume verändern sich die Bedürfnisse der Individuen und der Völker unaufhörlich. Aber niemand hat das Recht, die natürliche Ordnung der Dinge zu verändern. Und wenn er es tut, so dauert es nie lange, und die Natur rächt sich.

Die Formen der Regierung, wie alle menschlichen Einrichtungen, können und dürfen nur einen Zweck haben: dem Individuum, und durch es hindurch den Familien, allen Arten von Gruppen zu helfen, von ihrer Freiheit einen richtigen Gebrauch zu machen. Helfen zunächst durch Aufklärung, indem man ihnen ihre Pflicht und das zu erreichende Ideal zeigt; helfen sodann, indem man sie auf diesem edlen Weg fördert, endlich helfen, indem man die Aus-

schreitungen unterdrückt und der Achtung vor den Rechten anderer Geltung verschafft.

Aber, wenn Sie dies tun, dann vergessen Sie nie, daß Individuen, Einrichtungen und Staaten immer Diener der Freiheit bleiben.

+

Möge Frankreich, die älteste Tochter der Kirche und durch die Jahrhunderte Hüterin und oft Apostel der Freiheit der Völker, seine Mission und seine Geschichte nicht vergessen! Möge es in seinen Einrichtungen und noch mehr in seinen Sitten jene ideale Staatsform verwirklichen, wo unter einer festen Autorität, die alle anerkennen und lieben, die einzelnen, die Familien und die Einrichtungen sich einer weisen und fruchtbaren Freiheit erfreuen! Dann wird es der Welt noch einmal zeigen, daß das, was wahrhaft französisch ist, leicht allgemeine Gültigkeit erlangt. Und noch einmal wird es dem Wohl und dem Glück der Menschheit gedient haben!

Vortrag gehalten am 10. Dezember 1937 im „Théâtre des Ambassadeurs“.

II

DIE MÖNCHSORDEN

Welche Rolle die französischen Mönchsorden in der Geschichte des Landes und vor allem in seiner Kulturgeschichte gespielt haben, braucht hier nicht dargelegt zu werden. Zweie davon, die Benediktiner von Cluny und ihr jungerer Zweig aus Cîteaux, die Zisterzienser, haben auch auf das deutsche Land und Volk den allergrößten Einfluß ausgeübt. Den Cluniacensern verdanken wir die romanische Bauweise von Hirsau und eine entscheidende Erneuerung des in Verfall geratenen Christentums, aber auch den Kampf zwischen Kaiser und Papst, den mehr aufs tätige Leben gerichteten Zisterziensern herrliche Bauten wie das Kloster Maulbronn, die Backsteingotik der norddeutschen Tiefebene, die Urbarmachung weiter Gebiete, zumeist in Norddeutschland, vor allem auch eine durchgreifende Verbesserung

der landwirtschaftlichen Geräte und Methoden. Die Zisterzienser, wie später die Hugenotten, haben ohne Zweifel einen entscheidenden Anteil an der Begründung und Ausbildung der geistigen Haltung, die wir heute „Preußentum“ nennen, gehabt — die Klosterkirche von Chorin etwa empfindet man unmittelbar als „preußisch“ (während wir den Einfluß der Enzyklopädisten, die am Hofe von Potsdam ihre Heimstätte hatten, gerade auf das Preußische gering einschätzen möchten).

Später entstand in Frankreich der Orden der Dominikaner oder Predigtbrüder, gegründet zur Bekämpfung der Albigenser, und in der Reformation der große Widersacher Luthers. Aus Spanien kamen Karmeliter und Jesuiten, aus Italien Franziskaner.

Hervon erscheint der Jesuitenorden als etwas dem französischen Wesen Fremdes. Er ist verantwortlich für die Aufhebung des Ediktes von Nantes, die eine verhängnisvolle Verarmung Frankreichs an kostbaren Werten und Menschen zur Folge hatte und in gewisser Weise eine Verkümmernng des ganzen Lebens der Nation verschuldete.

Wie dem auch sei, die Dritte Republik machte zu Beginn unseres Jahrhunderts *tabula rasa* mit allen Orden und Kongregationen, nahm ihnen ihren Besitz weg und trieb sie außer Landes. Es war, vom Standpunkt der immanenten Gerechtigkeit gesehen, eine Art Revanche für die Vertreibung der Protestanten im Ausgang des 17. Jahrhunderts, wie diese unfranzösisch, weil gegen den Grundzug der Toleranz verstoßend; der Schaden war denn auch größer als der Nutzen. Daher wurde den Kongregationen nach dem Krieg unter gewissen Bedingungen die Rückkehr gestattet. Seitdem sind sie geduldet, stehen aber gleichsam unter Polizeiaufsicht. Diese Lage verweist und beschränkt sie auf die Pflege des Geistigen; der Reichtum des geistig-religiösen Lebens in Frankreich hat hier eine seiner Quellen.

Ihre Tätigkeit ist zum Teil der Aktion der kirchlichen Autoritäten untergeordnet, oder mehr oder weniger eingeordnet, zum Teil vollzieht sie sich gleichlaufend in größerer oder geringerer Selbständigkeit. Ohne Zweifel entstehen dabei da und dort innere Spannungen, vielleicht auch Eifersüchte. Vor einigen Jahren mußte die Zeitschrift „Sept“, die die Dominikaner herausgaben, ihr Erscheinen einstellen, weil sie sich nach Ansicht des Sanctum Officium zu weit vorgewagt hatte. Derartiges wird immer vorkommen, wo lebendige, schöpferische Menschen mit Leidenschaft an einer Aufgabe arbeiten. Es erscheint uns ohne entscheidende Bedeutung.

Im Laufe der Zeit hat sich zwischen den großen Kongregationen etwas wie Arbeitsterlung herausgebildet, jede von ihnen hat ein Arbeitsgebiet gewählt oder ist darauf geführt worden, das ihrem Geist und ihrer Überlieferung entspricht. Die Jesuiten beackern das Feld der Wissenschaften und der allgemeinen Kultur, unterstützen die Kirche in ihrer sozialen Arbeit und suchen mit dem Mittel persönlicher Überredung vor allem in den Kreisen der Intellektuellen Menschen zur Religion zurückzuführen. — Die Benediktiner sind Theologen und Gelehrte; sie pflegen das Studium der Geschichte und befassen sich mit den Fragen der Liturgie, der Ausgestaltung des Gottesdienstes, der religiösen Kunst. Auf ihre Veranlassung ist die italienisch-deutsche Aussprache des Lateinischen, an Stelle der französischen, im Gottesdienst eingeführt worden. — Die Dominikaner beschäftigt die geistige Durchdringung und Weiterentwicklung der katholischen Lehre, die Dialektik, die Auseinandersetzung mit andern Strömungen, zuvörderst dem Protestantismus, die ökumenische Bewegung; es muß gesagt werden, daß ihre Haltung zum Protestantismus keineswegs feindlich ist, an ihrer Zeitschrift „La Vie intellectuelle“ arbeiten auch Protestanten mit. (In allen Ländern haben sich übrigens Protestanten und Katholiken genähert.) — Die Karmeliter endlich, die Schüler des Heiligen Johannes vom Kreuz, des spanischen Mystikers, durchleuchten mit den Mitteln der modernen Seelenforschung das Gebiet des religiösen Erlebnisses, der Mystik, eine Arbeit, die bisher noch kaum von gläubigen Christen unternommen worden ist, echt französisch in ihrer Überzeugung, daß der kristische Verstand ein Maßstab ist, der auf alle Erscheinungen angewendet werden kann und muß, daß auch die tiefsten seelischen Vorgänge in die Helle des Lichtes heraufgehoben werden können. Sie haben eine der strengsten Ordensregeln und sind zugleich vielleicht die modernsten und aufgeschlossenen von allen, Feinde des „frommen Betrugs“, dessen Bekämpfung zu ihren Aufgaben gehört und der Verwechslung von hysterischen oder suggestiven Erscheinungen mit religiösen Erlebnissen.

Was im Gespräch mit den Angehörigen aller dieser Orden zuerst auffällt, ist, wie genau sie über ihr Gebiet unterrichtet und wie völlig vorurteilslos sie persönlich sind. Ohne Zweifel sind die, denen man gestattet, nach außen hervorzutreten, sorgfältig ausgewählt, aber daß ihre Oberen ihnen solche Möglichkeiten des Wirkens geben und soviel Freiheit lassen, scheint uns wesentlich. Für die Forschung selbst werden ihnen keinerlei Grenzen gezogen; bei dem, was sie veröffent-

lichen, gilt als Grenze: kein Ärgernis erregen. Und welche Mittel des Studiums stehen ihnen zur Verfügung! Das Gebäude, in dem die Redaktion der „Etudes“ untergebracht ist, der großen Revue, die die Jesuiten herausgeben, ist eine einzige große Bibliothek. Jeder Mitarbeiter hat ein großes Zimmer, wo in einer Nische sein Feldbett und sein mehr als einfaches eisernes Waschgeschirr steht, das Zimmer ist mit Büchern und Schriften vollgepfropft. Alle Gänge entlang laufen die Regale und zahlreiche Räume enthalten jeder die Werke eines bestimmten Gebietes. Der eine ist Fachmann auf dem Gebiet der Geologie, der andere ist ein Philosoph: in Reichweite von seinem Arbeitsplatz stehen Hegels sämtliche Werke in der deutschen Originalausgabe. — In dem Haus der „Action populaire“ in Vanves bearbeiten 30 ausgesuchte „Pères“ die sozialen Fragen (in der französischen Sprache redet man die Ordensmitglieder mit „mon Père“ an, die übrigen Geistlichen mit „Monsieur l'Abbé“, die Gemeindepfarrer mit „Monsieur le Curé“, die Würdenträger mit dem Titel oder Prädikat, worauf sie Anspruch haben); jeder hat sein Spezialgebiet, aber auch jedes Land hat seinen Bearbeiter, der seine Sprache und Kultur kennen muß, sei es nun Russisch oder Chinesisch. Alle Zeitschriften aller Länder, die von sozialen Fragen handeln, fließen dort zusammen, über jedes neue soziale Gesetz, das an irgendeinem Punkt der Erde erlassen worden ist, kann man rasche und vollständige Auskunft erhalten. Eine große Bibliothek, ein Lesesaal stehen dem Besucher zur Verfügung. — Der Predigtbruder ist über jede Regung der protestantischen Kirchen in Deutschland genau unterrichtet; er weiß Bescheid über Martin Rade und die „Christliche Welt“, über den Fall Jatho, über Karl Barth und die dialektische Theologie. — Der Barfußler kennt die Psychoanalyse und Kretschmers „Körperbau und Charakter“ bis in die Einzelheiten. — Bei einer Diskussion, die in der „Union pour la Vérité“ Ende 1937 über die Frage der Einigung der Kirchen, die ökumenische Bewegung, stattfand, war es auffällig, wie sehr die Katholiken dem Vertreter des Protestantismus an Wissen und Schlagfertigkeit überlegen waren.

An diesen Orten gewinnt man ein Gefühl von dem überzeitlichen Charakter, der solchen großen, langlebigen Gesamtorganismen wie die katholische Kirche eigen ist. Eine große Ruhe und Gelassenheit herrscht dort. Die Tagesereignisse verlieren an Bedeutung. Die Menschen können warten, sie sind ja auch aller Sorge um das Leibliche enthoben.

Die Revue „Etudes“, aus der wir einen Artikel bringen, ist eine Zeitschrift der „allgemeinen Kultur“, ohne religiösen Charakter, allen Fragen offen, sie steht auf einer bemerkenswerten Höhe und ist angeblich der Auflage nach die zweite Revue Frankreichs, nach der „Revue des deux Mondes“. Der Artikel des P. Pierre Teilhard de Chardin, eines Paläontologen von internationalem Ruf, stellt ungefähr die Grenze dessen dar, was ein Glied der katholischen Kirche veröffentlichen darf, ohne mit Rom und dem Dogma in Konflikt zu kommen; andere Artikel desselben Verfassers, die wir gesehen haben, zirkulieren nur im Kreise seiner Freunde. Der Artikel über die gegenwärtige Krise hat bei seinem Erscheinen in der katholischen Welt Frankreichs großes Aufsehen erregt; die Auflage der betreffenden Nummer war im Handumdrehen vergriffen. Ein Protestant wird den Artikel keineswegs besonders kühn finden, aber, relativ gesehen, in der Umwelt, in der er erschien, wirkte er so.

Die Dominikaner, unter denen es eine besonders mutige Gruppe von Jungen gibt, haben zwei ausgezeichnet geleitete und inhaltreiche Zeitschriften, beide für Laien bestimmt: „La Vie Intellectuelle“ und „La Vie Spirituelle“. Eine Zeitlang gaben sie daneben noch die Wochenzeitung „Sept“ heraus, deren Erscheinen sie aber auf Einspruch von Rom einstellen mußten. An Stelle von „Sept“ ist eine Zeitung getreten, die ausschließlich von Laien herausgegeben wird „Temps Présent“, sie ist unabhängig von den Dominikanern, steht ihnen (und den Karmelitern) aber nahe. Da wir im nächsten Kapitel einen Artikel aus „Temps Présent“ bringen, müssen wir es uns versagen, auch „La Vie Intellectuelle“ und „La Vie spirituelle“ heranzuziehen.

Die „Etudes Carmélitaines“ erscheinen nur zweimal jährlich, jedesmal in der Form eines ausgezeichnet gedruckten Bandes von etwa 300 Seiten, der ein Thema behandelt. Sie stehen im 23. Jahrgang, sind aber erst vor wenigen Jahren durch ihren neuen Direktor, den P. Bruno, einen weltoffenen, lebendigen Nordfranzosen flämischer Abkunft, auf die Höhe gebracht worden, auf der sie stehen. Wir nennen die Titel einiger Nummern der letzten Jahre:

April 1936: Psychologie und Mystik der Liebe

April 1937: Der Glaube und die menschlichen „Mystiken“

Oktober 1937: Erleuchtung und Durre

April 1938: Der Geist und das Leben.

Der Artikel über die menschliche Liebe und ihr Auf und Ab, den wir auszugsweise veröffentlichen, erschien uns bezeichnend für die ganze

Art dieses neuen Katholizismus, noch vor wenigen Jahren wäre er in einer von Mönchen geleiteten Zeitschrift undenkbar gewesen Erwähnung verdient, daß sich die „Etudes Carmélitaines“ auf die ausdrückliche Billigung des päpstlichen Staatssekretärs, Kardinal Pacelli, berufen können.

DIE GEGENWÄRTIGE KRISE

Überlegungen eines Naturforschers

Von Pierre Teilhard de Chardin

Weit davon entfernt, sich zu beruhigen, dehnt sich die Krise, die der große Krieg ausgelöst hat, aus und gewinnt an Tiefe, so sehr, daß wir anfangen, uns ihrer wahren Natur bewußt zu werden. In ihren Anfängen war sie ein einfacher Zusammenstoß materieller Interessen, während sie sich jetzt durch Bewegungen in der Tiefe der Menschenmasse ausdrückt. Dort stoßen sich drei, oder genauer vier Strömungen aneinander und ziehen uns in Mitleidenschaft. Im Mittelpunkt die schon alte Demokratie, die vor weniger als 50 Jahren endgültig die Welt erobert zu haben schien. Links und rechts in vollem Wachstum der junge Kommunismus und der junge Faschismus. Darüber endlich (sollte man's glauben?) aber ganz erstaunt über das Getöse des Kampfes, das bis in seine Seele dringt, das Christentum.

Seit zwanzig Jahren versuchten wir uns von der Hoffnung zu nähren, daß unsere Unruhen die letzten Nachzügler eines Orkans wären, der vorübergezogen war. Alles wurde nun bald zur Ruhe kommen, und das Leben würde schließlich wieder beginnen, wie es einst war.

Jetzt müssen wir uns in die offenbare Tatsache ergeben, daß die wahrscheinlich größte Periode von Veränderungen, die die Menschheit jemals gekannt hat, eben erst begonnen hat. Das Übel, an dem wir leiden, hat seinen Sitz in den Grundlagen selbst des

irdischen Denkens. Irgend etwas geht vor in der allgemeinen Struktur des menschlichen Bewußtseins. Eine andere Art von Leben beginnt.

Angesichts solcher Erschütterungen oder vielmehr unter ihrer Einwirkung kann niemand gleichgültig bleiben. Das Interesse für das ungeheure Geschehen, die Angst davor, dringen bis in den Frieden der Laboratorien. Und wir Geologen, Paläontologen, Vorgeschichtler, von Beruf geschult, mit dem Blick weite Räume der Dauer zu umfassen und große Gesamtbewegungen zu erkennen, wir suchen instinktiv abzuschätzen, was rings um uns vorgeht im Leben, und zu erraten, wohin uns die Ereignisse tragen. Was vollzieht sich, biologisch gesehen, in der menschlichen Schicht? Wohin führt uns das alles? Und wie machen wir es, daß wir in dem Strom, der uns von dannen führt, klar sehen und handeln? Ich mochte nicht sowohl auf diese Fragen antworten (wer vermöchte das?) als sie stellen und ein Beispiel vorschlagen, wie man vielleicht die Lösung versuchen kann.

I. Woran man glauben muß: die Zukunft der Menschheit.

Aller Unruhe, die die gegenwärtigen Ereignisse in unserm Innern erwecken, muß man einen kräftigen Glauben in die Geschehnisse des Menschen entgegensetzen; wenn dieser Glaube schon da ist, muß man ihn befestigen.

Dies ist um so dringender, als die Woge, die uns emporhebt, zugleich an allen Enden den überall abgelagerten Schlamm der Schwarzseherei, der Zweifelsucht, der Enttäuschung aufrührt. Bei den einen ist es eine Aufregung, die nur zu verständlich ist, weil die allgemeine Unordnung ihren Begriff einer wohlgeordneten Gesellschaft umstößt. Bei andern ist es eine geheime Genugtuung darüber, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen und daß es nichts ist mit dem Fortschritt, der sich anmaßte, eine Zukunft heraufzuführen, die größer sein konnte, als die Vergangenheit. Bei wieder anderen war es ein seltsames Tugendideal, das sie glauben ließ, der wahrhafte „starke“ Mensch sei der, der um sich herum die meisten „Illusionen“, also Hoffnungen zerstören könne. Und bei gewissen Geistern mag es auch ein Bedürfnis gewesen sein, sich eine billige Originalität zurechtzuschneiden, indem sie leugneten, was andere mühsam zusammengebaut hatten. Es ist

wirklich zu leicht, sich von der Pflicht zum Handeln zu dispensieren, indem man über den Verfall der Zivilisationen oder gar das demnächst zu erwartende Ende der Welt diskuriert! . .

Diese Miesmacherei (als Veranlagung, als Tugend, als Schmuck) scheint mir die gefährlichste Versuchung der gegenwärtigen Stunde zu sein. Miesmacherei ist immer krankhaft und immer unwirksam. Ist es möglich, zu beweisen, daß sie falsch ist? Das heißt, können wir rings um uns Gründe ausfindig machen, nicht instinktiver oder gefühlsmäßiger Art, sondern vernünftig und sachlich, um zu glauben, daß wir auch heute noch hoffen dürfen? Ich denke ja. Und das ist es, was ich zuerst verständlich machen mochte.

Ein erster Grund, der zu der Diagnose berechtigt, daß die gegenwärtige Krise kein todliches Übel ist, scheint mir in der neuen Form oder Struktur zu liegen, die die Menschheit in der kurzen Periode des verflissenen Jahrhunderts angenommen hat. Nur drei oder vier Generationen zurück, teilte sich die Welt noch in streng getrennte ethnische Blöcke, die so vollständig nach Können und Veranlagung voneinander verschieden waren, daß man jeden Augenblick befürchten mußte, sie könnten einander gegenseitig vernichten; sie waren dann völlig verschwunden. Heute ist über das, was von den alten Kulturen zurückgeblieben ist, und worin sie sich unterscheiden, das Netz einer gemeinsamen Seelenverfassung gespannt. In einem Zeitraum von wenigen Jahren hat sich die sogenannte moderne Kultur mit brusker Raschheit über die ganze bewohnte Oberfläche der Erde ausgebreitet. In allen Ländern der Welt wissen die Menschen heute wesentlich die gleichen Dinge und denken wesentlich längs der gleichen Richtungslinien. In dieser gegenseitigen Angleichung der Menschheit auf einer höheren Ebene liegt eine kostbare Gewähr gegen mögliche Rückfälle.

Einstmals waren die Schätze der Menschheit in einer Bibliothek, in einem Reich zusammengedrängt. Eine Feuersbrunst, eine Niederlage reichten aus, um sie zu vernichten. Jetzt sind sie über die ganze Ausdehnung der Erde verstreut. Welche Katastrophe, außer der Zerstörung unseres Planeten, konnte künftig dem Menschen wieder entreißen, was sein Geist erobert hat? Im ganzen scheint es mir, als habe die Zivilisation, indem sie sich auf die Gesamtheit der Völker ausbreitete, einen kritischen Punkt überschritten: sie wird unverletzlich gegenüber Teilkatastrophen, in denen einst Ägypten, Rom und Athen untergingen. Sie gleicht einem großen Dampfer, der ungefährdet Meere überquert, in denen die Ruder-

schiffe untergingen. . . Was bloß national war, kann verschwinden; was menschlich geworden ist, kann nicht zum Erliegen kommen.

Aber das ist erst die Hälfte, die negative Hälfte dessen, was herausgestellt werden muß. Was die Schwarzseher oder die sogenannten Realisten unserer Zeit bestreiten, ist weniger der Wert, oder die Beständigkeit der erzielten Ergebnisse, als die Möglichkeit eines weiteren Vorwärtsschreitens. Wir müssen daher einen Schritt weitergehen. Das Gelände also, das wir gewonnen haben, laufen wir nicht mehr Gefahr zu verlieren. Schon. Aber gibt es im Vorgelände die Möglichkeit eines höheren Aufstiegs, eines noch größeren Sieges? Konnten wir in den Tatsachen einen Grund finden, der uns die Gewähr gibt, daß trotz des gegenteiligen Anscheins nicht nur der Gewinn der Vergangenheit endgültig gesichert ist, sondern daß sich vor uns eine unerschöpfliche Zukunft erschließt?

Ich glaube, daß ein solcher Grund zur Hoffnung vorhanden ist. Und ich meine sie in einer Anschauung zu finden, die, obwohl sie von ihren Urhebern selbst noch nicht genügend klar ans Licht gezogen ist, doch nach meiner Ansicht die größte Errungenschaft der Wissenschaft bildet. Ich rede von der Tatsache, daß der Geist in immer wachsendem Maße Besitz vom Stoff ergreift. Zu seinem Heil oder zu seinem Unheil vermehrt der Mensch ständig seine Macht über die Naturkräfte, er schreitet voran in der Eroberung des Alls.

Im Lauf des letzten Jahrhunderts hat der Mensch erlebt, daß er die Erde umspannte. Ein ganz neues Gefühl, aber es bedeutet wenig neben dem gleichzeitig in ihm erwachten Bewußtsein der Dauer.

Zuerst ist die Vergangenheit unter dem wachsenden Einfluß der Geschichte für uns lebendig geworden. Nicht die paar tausend Jahre, die den Horizont eines Pascal, eines Bossuet, eines Newton begrenzten, sondern der Abgrund ohne Boden, in den nunmehr für unsere Augen, die Zahlenreihen der Physik, der Astronomie, der Biologie hinuntertauchen soweit, daß sich der Blick in dem hinter uns Liegenden verliert. Eine Zeitlang konnte der Mensch meinen, er schwämme nur auf der Oberfläche dieses unergründlichen Ozeans, ein Geschöpf außer der Reihe, vereinzelt, unvorhergesehen. Doch dann, dank einer besseren Anpassung seines Blicks, dann hat er angefangen zu erkennen, daß die Tiefen selbst in Wahrheit ganz voll von ihm selber sind. Wer das Diagramm der Tatsachen zu lesen versteht, das die Wissenschaft aufgezeichnet

hat, für den ist heute die Menschheit nicht mehr eine Nebenerscheinung, die zufällig auf einem der kleinsten Gestirne des Himmels aufgetreten ist. Sie ist, im Bereich unserer Erfahrung, die höchste Offenbarung, nach der die ganze Bewegung des Stoffes und des Lebens hinzielt. Diese Anschauung des Phänomens Mensch, völlig verschieden von dem alten Anthropozentrismus der den Menschen zum geometrischen und statischen Mittelpunkt des Alls machte, diese Anschauung, daß der Mensch im höchsten Sinne eine charakteristische Form des kosmischen Phänomens ist, hat eine unberechenbare sittliche Tragweite: sie gibt dem Werk, das wir vollbringen, genauer dem Werk, das sich durch uns hindurch vollzieht, einen anderen Wert; sie verbürgt seine Dauer. Und das ist gerade der Punkt, der meines Erachtens wesentlich in Betracht gezogen werden muß, wenn wir unser Gemut angesichts der gegenwärtigen Krise beruhigen wollen.

Solange der Mensch als ein Ergebnis glücklichen Zufalls außerhalb der Reihe, als ein kurzes zusätzliches Phänomen in dem großen Wirken der Natur angesehen werden konnte, war keine Betrachtung experimenteller Art imstande, uns darüber zu beruhigen, was ich die Einstellung des Alls zu uns nennen mochte. Ein Zufall hatte uns gemacht, ein Zufall konnte uns hinwegfegen. Solange wir überhaupt auf die kurzen 6000 Jahre der geschriebenen Geschichte beschränkt waren, um danach unsere Bahn zu berechnen, mochte es noch hingehen, daß man sich endlos darüber stritt, ob die Zivilisation steige oder falle oder sich auf unveränderlicher Ebene ausbreite, oder ob sie gar die hoffnungslose Sinuskurve beschreibe, die Spengler mit soviel Scharfsinn demonstriert hat.

All diese Unruhe, all diese Ungewißheit verschwindet, sobald man sich dazu aufschwingt, die wahre Natur und die wahren Abmessungen der menschlichen Tatsache klar zu erkennen. Dann kann einerseits, gemessen an der Abgründigkeit der Vergangenheit, die weit über die Grenzen der aufgezeichneten Geschichte und der menschlichen Vorgeschichte hinausgreift und sich über die Geschichte der Erde selbst erstreckt, an der Richtung, in der das Phänomen Mensch orientiert ist (und von der unsere Zivilisation nur der im gegenwärtigen Augenblick vorläufig abgeschlossene Ausdruck ist) kein Zweifel herrschen. es verändert sich in positivem Sinne, es wächst, mit örtlichen Hemmungen und Fehlgriffen, ohne Zweifel, wie ein Fluß, der sich seinen Weg sucht, aber es wächst unaufhaltsam und vor allem ohne Rückschläge,

die die Gesamtheit betreffen. Was für ein örtlicher Unfall, was für eine Sperre vermochte den Strom noch aufzuhalten? Hier sieht man die ganze Oberflächlichkeit der Unterstellungen, die an einen nahen Bankrott der Menschheit glauben machen wollen. Man verweist auf die Zusammenbrüche der Vergangenheit; man zählt die physischen und moralischen Zeichen des Verfalls auf. Nichts als Kurzsichtigkeit des Verstandes! Wir brauchen diese Ereignisse nur am Gesamtphänomen zu messen um zu sehen, daß es sich um Unregelmäßigkeiten handelt, die zunichte werden vor der Majestät und Sicherheit der Gesamtbewegung. Bisher hat das Leben alle Hindernisse, die sich ihm seit Millionen Jahren entgegengestellt haben, umgangen oder über den Haufen geworfen. Dem Organischen ist es nach und nach gelungen, die Bedingtheit des Stoffes in seinen Dienst zu zwingen, und es hat dabei die unwahrscheinlichsten Erfolge erzielt. Als in ferner Vorzeit das Denken auftauchte, hat es sich des Menschen bedient, um den ihm zustehenden Platz im Herzen der Natur einzunehmen. Seit es erschienen ist, hat der Mensch unaufhörlich, inmitten der schlimmsten Gefahren, Bande der sozialen Gemeinschaft geknüpft und schrittweise erweitert. Und jetzt soll ausgerechnet im Jahr 1937 dieser unwiderstehliche Strom, dessen Sitz das All ist, zum Stehen kommen oder gar zurückfluten? Unmöglich! Zwar ist die Metamorphose so langsam, daß man sie vielleicht nicht spürt, wenn man nur einen kurzen Zeitausschnitt betrachtet. Aber die ganze moderne Physik ist da und beweist, daß man oft noch von Unbeweglichkeit sprach, während die Dinge schon in Fluß gekommen waren und zu den einschneidendsten Veränderungen führten, die die Welt gekannt hat. Was heute im Okzident vorgeht, so kritisch es erscheint, muß eine Wachstumskrisis sein. Trotz allem entgegengesetzten Anschein dürfen und müssen wir glauben: wir schreiten voran.

Nach diesem ersten Ergebnis müssen wir, um unser Vertrauen in die menschliche Zukunft sicher zu unterbauen, einen Schritt weiter gehen und uns die unmittelbar folgende Frage vorlegen: Nach welcher Richtung gehen wir?

Eine solche Frage hätte offenbar keinen Sinn, wenn es sich darum handelte, im voraus den Zustand zu bestimmen, den die Menschheit in Zukunft annehmen werde. Die besonderen Formen der Zukunft kann niemand voraussehen. Aber diese Frage bekommt im Gegenteil einen sehr klaren Sinn, und es ist möglich, eine Ant-

wort darauf zu geben, wenn wir uns auf das Problem beschränken, nach welcher Richtung, langs welcher Achsen, sich die menschliche Metamorphose vollzieht. Anders ausgedrückt: Welchen Bedingungen muß die Zukunft entsprechen, damit der Zusammenhang mit der Gegenwart und der Vergangenheit gewahrt bleibt?

Ich sehe drei.

Die erste ist, daß sich vor uns der Horizont frei öffnet und daß wir ihn praktisch als unbegrenzt ansehen dürfen. Hier ist nicht der Ort, der Struktur aller menschlichen Handlung auf den Grund zu gehen oder kritisch herauszuarbeiten, daß und warum unser Wille sich nur in Bewegung zu setzen vermag, wenn der Gegenstand, nach dem er zielt, einen Hauch von Unzerstörbarkeit hat. Um von denen, die mit Sinn und Geschmack für das Leben begabt sind, verstanden zu werden, möge es genügen, zu sagen, daß uns kein Fortschritt anlocken würde, wenn wir nicht zugleich das Bewußtsein hatten, daß nichts je den Marsch nach vorwärts aufhalten könne. Damit der Mensch einer höheren Wirklichkeit zustrebe, muß diese in sich selbst die Gewähr der Unzerstörbarkeit, der Unverderblichkeit tragen. Das kosmische Phänomen der Besitzergreifung des Stoffes durch den Geist kann nicht umkehrbar sein, sonst entmutigt und zerstört es sich automatisch selbst. Dies ist also ein erstes Attribut, das wir der Welt, die vorwärts von uns liegt, zuerkennen müssen.

Ausgedehnt genug, um keiner möglichen Entwicklung eine Schranke entgegenzusetzen, muß die Zukunft, um uns zufriedenzustellen, weiterhin so umfassend sein, daß sie keines der positiven Elemente ausschließt, die gegenwärtig im All einbegriffen sind. Unumkehrbar und unzerstörbar, muß die Zukunft also weiterhin total sein, wenn sie der menschlichen Hoffnung gemäß sein soll. Auch hier brauche ich nur, um verstanden zu werden, mich auf den Augenschein zu berufen, den jeder in sich selber finden kann. Ein eingeborener Instinkt (den in präzise Gründe aufzulösen leicht wäre) fordert, daß wir die zukünftige Welt in einer Form denken können, die als eine Konzentration der Gegenwart erscheint, der nichts fehlen darf, was wir für schön und gut halten; sonst verliert sie jeden Reiz für uns. Es müssen sich also dort die Individualität, die Gedanken und Kräfte wiederfinden, die uns teuer sind. Diese Forderung nach Universalität ist ins tiefste Innere unserer individuellen Seele eingegraben. Aber wir finden sie auch in der allgemeinen Entwicklung des menschlichen Be-

wußtseins wieder und können sie dort nachprüfen, sogar in der anscheinend ganz blinden Weiterentwicklung der kollektiven und materiellen Organisationen rings um uns. Soweit wir auch in der Geschichte der Philosophien und Religionen zurückgehen, die Idee eines im Werden begriffenen Ganzen ist immer der Magnetpol gewesen, nach dem sich die höchsten Intelligenzen und die edelsten Seelen ausgerichtet haben. Und soweit wir die Kräfte, die uns unverrückbar beherrschen, zu erkennen vermögen, finden wir, daß die Schaffung eines unzerstörbaren sozialen, wirtschaftlichen, geistigen Netzes oberhalb der menschlichen Vielfalt eines der außerordentlichsten Phänomene ist, die sich jemals den Spekulationen der Physik und der Biologie dargeboten haben. Geist und Stoff verbinden ihre Bemühung, um uns unwiderstehlich einer Einigung auf höherer Grundlage entgegenzutreiben.

Damit aber der Begriff Zukunft für unser Denken seine ganze Erfüllung finde, ist es nötig, in diesem zeitlich unbegrenzten Zusammenströmen aller Kräfte, das die Menschheit vorwärtstragt, eine wesentliche Eigenschaft zu unterscheiden und nicht verlorengehen zu lassen: unsere Persönlichkeit. Der unumkehrbare Fortgang, der uns zu einer umfassenden organischen Einheit zusammenführt, darf sie nicht gefährden, sondern muß sie im Gegenteil erhöhen. Dies ist die dritte und letzte der Bedingungen, denen die Bewegung genügen muß, die uns mit sich fortträgt, wenn wir uns gutwillig dazu hergeben sollen. Daß ein solches Erfordernis wirklich vorhanden und in der Natur begründet ist, daran scheint mir keinerlei Zweifel erlaubt, weder wenn wir unsern Instinkt des Überlebenwollens befragen, noch auch, wenn wir, anspruchsvoller, die Bedeutung und den kosmischen Wert des „Personlichen“ analysieren. Man spricht oft von der Person, als wenn sie der Menge nach eine reduzierte und dem Wert nach eine herabgesetzte Form der totalen Wirklichkeit wäre. Genau umgekehrt muß man es ansehen. Das „Persönliche“ ist der höchste Zustand, unter dem wir den Stoff des Alls zu erfassen vermögen. Auch in der geheimnisvollen Atomwelt ist etwas Einmaliges und Unübertragbares, daß Korn um Korn sich kondensiert. Die einzige Formel, in der man ausdrücken kann, daß die Welt ohne Rückschläge und ohne etwas von sich selbst zu verlieren, vorwärtsschreitet, ist also die, zu sagen, daß die Qualität und die Quantität des Personlichen in ihr ständig wachsen und zunehmen müssen. Das All wurde sich, logisch gesehen, nicht einer geistigen Totalität entgegenbewegen,

wenn es nicht in sich selbst und in jedem seiner Elemente immer ichbewußter wurde. Und eine solche Entwicklung ist tatsächlich auch durchaus möglich. Ich weiß wohl, daß auf den ersten Blick eine wachsende Verpersönlichung des Alls im Widerspruch zu der Idee seiner Totalisierung steht, die wir vorhin zugegeben haben. Scheint nicht die Theorie und leider auch die soziale Wirklichkeit im Gegenteil darzutun, daß die Individuen durch den Fortschritt der Kollektivitäten zugrunde gehen und erstickt werden? Aber man braucht nur die Struktur der Lebewesen zu befragen: je komplizierter der Bau der Zellen wird, desto ausgeprägter wird auch der Gesamtorganismus; eins geht mit dem andern Hand in Hand. Man braucht nur die Psychologie von Kampfgenossen zu prüfen, die sich freiwillig in den Dienst einer großen Sache gestellt haben. Oder die gegenseitige Vollendung zu beobachten, die zwei Wesen in ihrer Liebe finden. Oder rein gedanklich zu analysieren, wie ein Mittelpunkt auf die Elemente, die er um sich herum sammelt, keineswegs eine auflösende Wirkung ausübt, sondern im Gegenteil und notwendigerweise eine Wirkung im Sinne ihrer Vollendung. Dann kommt man zu einem Schluß, der dem ersten Augenschein genau entgegengesetzt ist. Eine wahrhafte Vereinigung verwischt den Charakter der Wesen nicht, die sie zusammenbringt. Sie läßt im Gegenteil ihre Unterschiede nur klarer erscheinen, und wenn es sich um denkende Teilwesen handelt, dann verstärkt sie ihre Persönlichkeit. Die Gesamtheit ist nicht der Gegensatz, sondern der Pol selbst der Person. Totalisierung und Verpersönlichung sind zwei Ausdrücke für ein und dieselbe Bewegung.

Und so sind wir am Schluß unserer Untersuchung angekommen. Zukunftsglaube (wenn man darunter den Glauben an die unbegrenzte Möglichkeit von Vervollkommnungen und Entdeckungen versteht), Universalität und Glaube an die Persönlichkeit sind die drei Charakteristika der fortschreitenden Bewegung, die uns trägt. Und sie sind weiterhin die drei unerschütterlichen Achsen, auf die sich unser Vertrauen in die menschliche Leistung ohne Bedenken stützen muß und stützen darf. Zukunftsglaube, Universalität, Persönlichkeitsglaube: die drei Pfeiler der Zukunft.

II. Was man sehen muß: das gemeinsame menschliche Ziel.

Von der sicheren Grundlage der Perspektiven aus, die sich uns enthüllt haben, können wir uns jetzt getrost zu der Betrachtung

der Störungen wenden, die gegenwärtig die Welt in Unordnung bringen. Wir halten jetzt die Elemente in der Hand, die nötig sind, um zunächst die wahre Natur unserer Lage zu beurteilen, sodann die Maßregeln ins Auge zu fassen, die im Sturm getroffen werden müssen. Und darauf kommt es an.

Zuallererst: Was geht in Wahrheit heute in den Tiefen der menschlichen Masse vor? Wir schreiten voran, das ist selbstverständlich. Aber warum diese ganze Unordnung rings um uns?

Drei große Kräfte, sagten wir am Anfang, streiten heute, vom Christentum abgesehen, um den Einfluß auf die Menschheit und kämpfen um den Besitz der Erde: Demokratie, Kommunismus, Faschismus. Woher kommt die Macht dieser drei Ströme? Und warum ist ihr Kampf so unerbittlich?

Zu einer Lösung dieses neuen Problems kann, wie mir scheint, eine Beobachtung hinführen, die zuerst gemacht werden muß, die jeder machen kann, die man aber vielleicht in ihrer Bedeutung nur richtig verstehen kann, wenn man sich über das im ersten Kapitel Gesagte klar geworden ist. In jeder dieser drei Massen kann man ganz deutlich, wenn auch nur unvollkommen ausgearbeitet, die drei Sehnsüchte erkennen, die uns als die Kennzeichen des Glaubens an die Zukunft der Menschheit erschienen sind: die Leidenschaft für das Werdende, die Leidenschaft für das Allumfassende, die Leidenschaft für die Persönlichkeit; diese drei, wenn auch schlecht oder ungenugend verstanden, sind die Triebfedern, die rings um uns die menschlichen Energien anspannen und einander entgegensetzen. Prüfen wir die Tatsachen, ehe wir Folgerungen ziehen.

Im Falle der Demokratie ist die Sache offenkundig. Erstgeborene Tochter der „revolutionären“ Idee des Fortschritts ist die Demokratie groß geworden in der enthusiastischen Hoffnung auf unbeschränkte, irdische Vervollkommnung. Näher am brennenden Quell wohnend, aus dem das moderne menschliche Bewußtsein hervorgegangen ist, hat sie etwas von dieser ursprünglichen Glut behalten. Aber aus demselben Grunde ist sie mit der Unfähigkeit zur Anpassung und mit jener Simplizität behaftet, die so oft die ersten Manifestationen der Wahrheit kennzeichnet. Zwei Irrtümer der Perspektive, logisch untereinander verbunden, schwächen und verfälschen die demokratische Anschauung der Welt: der eine betrifft den Personlichkeitsglauben, der andere, als Folge davon, die Universalität.

Außer dem Christentum hat wohl keine soziale Bewegung je den Wert der menschlichen Persönlichkeit so begriffen und so hoch gestellt wie die Revolution von 1789. Leider haben die Apostel von 89 in ihrem Eifer für die Freiheit übersehen, daß das Glied der Gesellschaft seine volle Eigenart und seinen vollen Wert nur im Rahmen einer Gesamtheit bekommt, aus der sich diese Eigenart herausheben kann. Anstatt es frei zu machen, hat man es nur aus der Bindung ans Ganze herausgelöst. Jede Zelle hat nun geglaubt, sie sei nur um ihrer selbst willen da und habe Vollmacht, sich als Mittelpunkt zu errichten. Daher diese Verzettlung, der durch die Tatsachen ihr Urteil gesprochen ist, diese falschen intellektuellen und sozialen Liberalismen. Daher auch diese verderbliche und unmögliche Gleichmacherei, die jeden ernsthaften Aufbau einer neuen Erde bedroht. Wenn die Demokratie dem Volke die Leitung des Fortschritts überträgt, scheint sie der Idee der Totalität zu gehorchen. Aber sie bringt nur eine Nachahmung zustande. Die wahre Universalität strebt wohl darnach, alle Initiativen, alle Werte, alle schlummernden Kräfte, selbst die verborgensten, ohne Ausnahme zu einer großen Synthese zusammenzuführen, aber diese Einheit muß ihrem Wesen nach organisch aufgebaut sein, eine Hierarchie haben. Weil die Demokratie den Eigenbrötler mit der Persönlichkeit, die dumpfe Menge mit dem Gesamtwesen verwechselte, hat sie die Hoffnungen auf eine bessere menschliche Zukunft, die mit ihr geboren wurden, aufs Spiel gesetzt; sie hat die Menschenmasse zerbröseln und nivelliert. Daher hat sie erlebt, daß sich zur Linken der Kommunismus von ihr abgespalten und zur Rechten der Faschismus gegen sie erhoben hat.

Der Kommunismus hat in seinen Anfängen den Glauben an einen umfassenden menschlichen Organismus verherrlicht. Die Versuchung, die für eine gewisse Oberschicht vom russischen Neumarxismus ausgeht, liegt viel weniger in seinem humanitären Evangelium, als in der Vision einer Gesamtzivilisation, die stark mit den kosmischen Mächten der Erde verknüpft wäre. Der wahre Name des Kommunismus mußte lauten „terréisme“, Irdischkeit. Diese Begeisterung für das Irdische, die irdischen Hilfsquellen, die irdische Zukunft, ubt ohne Zweifel eine starke Versuchung aus. . . Leider weist dieses irdische Menschenideal schwerwiegende Lücken und Entstellungen auf. Einerseits kommt der Kommunismus in seiner zu lebhaften Reaktion gegen den anarchischen

Liberalismus der Demokratie dahin, daß er praktisch die Persönlichkeit unterdrückt und den Menschen zum Termiten macht. Andererseits hat er in seiner maßlosen Bewunderung der greifbaren Kräfte des Alls systematisch alles Geistige vernachlässigt und der Menschheit die Hoffnung auf die Möglichkeit einer geistigen Umwandlung des Alls versperrt. Was das Wesen des Menschen ausmacht, ist die Entwicklung des Denkens; aber das Denken ist heute auf die mechanische Weiterentwicklung einer seelenlosen Kollektivität beschränkt. Der Stoff hat einen Schleier vor den Geist gezogen. An die Stelle der Liebe tritt ein falscher Glaube an unentrinnbare Zusammenhänge. Die Gefahren des Bolschewismus liegen viel weniger in den wirtschaftlichen Umwälzungen, als in der Unterdrückung der Persönlichkeit, die die Zukunftsmöglichkeiten begrenzt und sogar verfälscht und dadurch gleichzeitig die Möglichkeit und den Begriff selbst der Universalität untergrabt.

Wenden wir jetzt unsere Aufmerksamkeit dem Faschismus zu! Ohne Zweifel ist die faschistische Bewegung weitgehend eine Reaktion gegen das, was man die „Ideen der Revolution“ nennt. Das hat ihr in Frankreich Sympathien von seiten derer eingetragen, die aus irgend welchen Gründen geistigen oder sozialen Beharrenwollens ein Interesse daran haben, nicht an die Zukunft der Menschheit zu glauben. Aber Erstarrung ist kein Ideal und dem Faschismus fehlt es bestimmt nicht an Feuer. Von welchem Herde holt er seine Glut? Ganz klar aus demselben dreifachen Glauben an die Zukunft, an das Totale, an die Persönlichkeit. Er ist gegen die Zukunft geöffnet. Sein Ehrgeiz ist, große Gesamtorganismen unter seiner Herrschaft zusammenzuschließen. Und in der festgefügtten Ordnung, von der er träumt, wird sorgfältiger als sonst überall einer Elite ihr Platz angewiesen. Auf dem Gebiet, das er ins Auge faßt, entsprechen seine Konstruktionen vielleicht besser als alle andern den Bedingungen, die wir als grundlegend für den Aufbau der Civitas der Zukunft erkannt haben. Aber um zu werden, was wir von ihm erwarten, wird er im richtigen Augenblick auf den engen Nationalismus verzichten müssen, der ihn nötigt, in verkleinertem Maßstabe zu arbeiten.

Und nun wollen wir haltmachen und uns umschauen. Unsere Analyse ist beendet. Wir haben drei Kennzeichen gefunden, um die Richtung des menschlichen Vorwärtsdranges zu bestimmen: den Glauben an die Zukunft, an das Allumfassende, an die Persönlichkeit. Dieser Schlüssel öffnet uns den Blick auf die großen trei-

benden Kräfte der modernen sozialen Bewegungen, wir erkennen ihre Triebfedern. Nun komme ich zu der ersten Frage zurück. Was geht in unserer Zeit in der Menschenmasse vor? Warum diese Gewalt, warum diese Stöße? Und es scheint mir, als finge ich an zu begreifen.

An sich konnten wir fürchten (und die Schwarzseher drohen es uns an), angesichts der tiefen Meinungsgegensätze unserer Zeit werde die Zivilisation zurückgehen oder sich auflösen. Jetzt aber dürfen wir Vertrauen in die Zukunft behalten nicht nur a priori, kraft des allgemeinen Prinzips, daß das menschliche Phänomen in sich unzerstörbare Kräfte birgt, sondern auch a posteriori, infolge der Beobachtung dessen, was vor unsern Augen vorgeht. In erster Linie sind die Kräfte, die rings um uns im Kampf liegen, gar nicht rein zerstörende Kräfte: jede enthält positive Komponenten. In zweiter Linie und gerade infolge dieser Komponenten, entfernen sie sich nicht voneinander, sondern laufen insgeheim in einer gemeinsamen Auffassung der Zukunft zusammen. Drittens — und das ist der Grund ihrer Unerbittlichkeit —, in jeder von ihnen sucht die Welt sich selbst, verteidigt sich und will ans Licht kommen

Fragmente, die zueinander wollen, und nicht Fragmente, die auseinanderstreben. Eine Welt, die sich muht, eins zu werden, nicht eine Welt, die auseinanderfallen möchte. Geburtswehen und nicht Todesboten. Wesensverwandtschaft und nicht Haß auf immer

Das ist es, was unter unsern Blicken sich vollzieht. Und es genügt, dies hinter den Stromungen erkannt, aus dem Sturmesbrausen herausgehört zu haben, um zu begreifen, was uns retten muß.

Es folgt noch

III. Was angestrebt werden muß. eine menschliche geistige Front.

IV. Was erhofft werden muß: eine Erneuerung des Christentums.

Etudes, 20 10. 1937

ETUDES CARMELITAINES:

Illuminations et Sécheresses, Oktober 1937

Das Heft ist ein Bericht über eine Tagung religiöser Psychologie, die vom 21 bis 23 Juli 1937 in Avon-Fontainebleau stattgefunden hat. Der Bericht setzt sich aus zwanzig Beiträgen zusammen, die alle das Thema der Erleuchtung und der inneren Dürre behandeln. Die Verfasser sind Universitätsprofessoren, Mönche, Schriftsteller, Dichter, Literaturkritiker, Ärzte, Psychiater, Theologen, Orientalisten usw. Alle Gebiete des inneren Lebens sind berücksichtigt; wir geben eine Auswahl der Titel.

Prof. Pinedo, Freiburg (Schweiz): „Die drei Ebenen der religiösen Psychologie“;

Maxence v. d. Meersch (Prix Goncourt): „Von der inneren Leere zur Inspiration“;

Edmond Jaloux (Académie Française): „Die dichterische Eingebung und die innere Dürre“;

Raïssa Maritain: „Von der dichterischen Sammlung“;

Gustave Thibon: „Die menschliche Liebe“;

Prof. Dr. Jean Lhermitte (Sorbonne): „Biologische Studie der Zustände mystischer Dürre“;

Dr. Julien Rouart, Vorstand einer psychiatrischen Klinik:

„Bemerkungen eines Biologen über Trockenheit und Erleuchtung“;

Olivier Lacombe: „Über das indische Yoga“;

Louis Massignou, Professor am Collège de France: „Die geistliche Dürre bei den muslimischen Autoren“ u. a. m.

*

DIE MENSCHLICHE LIEBE

Zeiten der Dürre und der Bereicherung

Von Gustave Thibon

Wie die Färbung des täglichen Gefühlslebens, wie der Vorgang der künstlerischen Schöpfung, wie die göttliche Liebe selbst, so umfaßt auch die Liebe der Geschöpfe Phasen der Dürre, Wechsel von Erleuchtung und von Nacht. Auch da führt der Weg ins Gelobte Land durch die Wüste.

Die Liebe der Geschöpfe, sagten wir. Welch ungeheures Gebiet! Hier wollen wir uns darauf beschränken von der „Liebe“ im landläufigen Sinn zu reden, das heißt von der Liebe der Geschlechter, durch die das tiefste Band geknüpft wird, das zwei Geschöpfe hienieden einen kann.

Das Schauspiel des Geschlechtslebens (im weitesten Sinne) bietet ein besonders bezeichnendes Zeugnis für den Gegenstand, der uns beschäftigt. Gewiß kann jede Liebe zwischen Geschöpfen, — die Mutterliebe z. B., die Kindesliebe, die Freundschaft, die Bewunderung selbst — Perioden der Durre kennen, in denen sie sich lautert, aber doch ist es die Liebe zwischen den Geschlechtern, wo Licht und Schatten am häufigsten und am stärksten wechseln. Keine andere Liebe ist einem so gewitterigen Rhythmus, so vielen Hochs und Tiefs unterworfen.

Warum dieses schmerzenvolle Vorrecht? Warum diese bitteren Zyklen in der Liebe zwischen Mann und Frau, während doch die zärtliche Liebe einer Mutter für ihr Kind, eines Freundes für den Freund im allgemeinen von Zusammenstoßen und Depressionen verschont bleibt? Wir rühren hier mit dem Finger den tiefen Dualismus der Liebe der Geschlechter an.

Es handelt sich nicht darum, zu behaupten, Gefühle wie Freundschaft, Mutterliebe, Kindesliebe, seien keiner Läuterung und keines Fortschritts fähig; sondern um die einfache Feststellung, daß diese Art Zuneigung von ihrem Entstehen an eine andere Ebene bewohnt, eine Ebene von körperlicher und geistiger Harmonie, von Treue, von Anhänglichkeit an die Person, die viel höher liegt als die Ebene, auf der die Geschlechtsliebe entsteht. Diese hat ihre Wurzeln in Tiefen animalischen Lebens, die ihr Eigendasein führen und für den Geist zum Erschrecken undurchdringlich sind. Biologisch gesehen, ist keine Neigung unbeständiger, weniger an ihr Objekt gebunden, soweit dieses eine Person ist, als der geschlechtliche Reiz. Auf dem Gebiet der reinen Geschlechtlichkeit spielt der Partner nur die vorübergehende und untergeordnete Rolle des Mittels zum Zweck.

Und doch erfaßt und durchdringt keine andere Liebe den Menschen so stark und so vollständig, gerade was Geist und Persönlichkeit anbelangt, wie die Liebe der Geschlechter. Nichts unter den geschaffenen Dingen (und das fühlen alle Liebenden unwiderstehlich in sich, sobald die Liebe in ihnen erwacht) schließt in sich eine stärkere Forderung nach dem Absoluten und nach Ewigkeit ein, als diese Leidenschaft, die aus den dunklen Regungen des Fleisches geboren ist, nichts ist berufen, die Personen so zu einen und ihnen die Fülle zu geben, wie diese Flamme, die doch ihrem Wesen nach nichts anderes zu sein scheint, als die Dienerin der unpersonlichen Gattung.

Das Paradoxe der menschlichen Liebe liegt gerade in diesem Mißverhältnis zwischen ihrer animalischen Wurzel und ihrer geistigen Blüte, es liegt noch mehr in der Art, wie dieses Mißverhältnis sich ausgleicht und wie schließlich die Wurzel von der Blüte aufgezehrt wird. Es ist das Wunder der großen menschlichen Liebe, daß sie imstande ist, eine so von Grund auf zentrifugale und dem innersten Schicksal der Seele fremde Gewalt wie die Geschlechtlichkeit in Nahrung für das innere Leben zu verwandeln, und zwar auf dem Gebiete, das vielleicht am zartesten geistig ist. Um diesen Abgrund aufzufüllen, der den geschlechtlichen Reiz an sich (der biologischer Art ist) von dem trennt, wozu er in der Seele des Menschen werden kann, sind freilich strenge Läuterungen notwendig.

Die Geburt der Liebe

Die große Liebe zwischen Mann und Frau beginnt nicht im Fleisch, um in der Seele zu enden. Von Anfang bis zu Ende sind in ihr Fleisch und Seele unlosbar ineinander verschmolzen, sie bewegt immer den ganzen Menschen. Vielleicht ist es eher so, daß am Anfang das Fleisch die Seele durchdringt, leitet und überlistet, während nachher die Seele das Fleisch durchdringt und ihm gebietet. Die Liebe geht aus von einer ertraumten menschlichen Fülle, sie endet in der echten Fülle.

Die Liebe beginnt also damit, daß sich die Seele gleichsam überumpeln und überlisten läßt. Sagen wir noch besser: sie beginnt mit einer Illusion. Nicht nur sie hat dieses Schicksal. Alle großen Dinge hienieden beginnen mit einem Traum. Weh dem, der nie getraut! hat jemand geschrieben. Der Weg zum Himmel führt durch die Wolken.

Die werdende Liebe erscheint uns wie vom Heiligenschein des Absoluten umrahmt. Sie verspricht alles. Die Gegenwart des geliebten Wesens, sein bloßes Bild wird als etwas unerschöpflich Neues, Geheimnisvolles, Sattigendes erlebt. Wie von einem Zauberschlag getroffen, bricht der alte Mensch in uns zusammen, und unsere Seele füllt sich mit gluckseligem Rausch. Ein gebrechliches Geschöpf hat unseren Weg betreten und siehe! alles hat sich für uns verwandelt. Dieses Geschöpf wohnt fortan im Zentrum unseres Selbst, im Zentrum der Welt. Es ist unaussprechlich einzigartig, einmalig, es ist etwas „was man nie ein zweites Mal sehen

wird“. Dank ihm verwandelt sich unsere innere Welt, erwachen in unserm tiefsten Innern unbekannte Kräfte. Uns ist, als empfangen wir unsere Seele als Geschenk aus seinen Händen. „Der Quell, draus ich mein Dasein schopfe“, ruft irgendeine Persönlichkeit Shakespeares. Und das unendliche All selbst erscheint uns im Schmuck des Jungfräulichen und Erhabenen

Mehr als irgend etwas anderes hienieden gibt die Trunkenheit der keimenden Liebe dem Menschen die Illusion, das Paradies auf Erden wiedergefunden zu haben.

Aber diese Trunkenheit, die alles verheißt und scheinbar alles zu schenken vermag, wir müssen sie uns naher ansehen.

Seltsam: sie verleiht der Seele eine Wärme der Empfindung und versetzt sie in unaussprechlich tiefe dichterische Schwingungen, aber sie ändert nichts an unserem Wesen: keinerlei innere Lauterung ist die Folge, keine innere „Umkehr“. Nur die Farbung der Gefühlswelt wird verändert, nicht ihre Einstellung. Die Liebe macht die Liebenden nicht größer. Das Empfindungsleben des „alten“ Menschen wird umgestürzt, aber an die treibenden Kräfte, an die Interessen ruht sie nicht. Seine Haltung sich und der Welt gegenüber bleibt die gleiche. Bewunderung, Freundschaft, Mutterliebe veredeln den Menschen irgendwie, weil sie ohne ein Mindestmaß von Selbstverleugnung und Reinheit nicht denkbar sind; ohne diese können sie keine Früchte der Freude tragen. Aber die Freude, die aus der geschlechtlichen Liebe herkommt, ist unabhängig davon, ob das Wesen sich geistig auf eine höhere Stufe erhebt. Hat man je erlebt, daß die Fülle, die der Feuerbrand einer großen Leidenschaft in die Seele gießt, irgend etwas an der Selbstsucht, dem Ehrgeiz, der Empfindlichkeit geändert hatte? Im Gegenteil! Man muß glücklich sein, wenn diese Eigenschaften keine Stärkung erfahren.

Auf den ersten Blick scheint es, als quelle der Rausch der ersten Liebe aus den Tiefen der Seele, aus dem innersten unsterblichen Bezirk der Persönlichkeit. Aber in Wirklichkeit liegt der Ursprung wo ganz anders: im Bereich des Instinktes und des Ichs, jenen beiden Kräften, die so leicht, wenn man nicht achtgibt, zu Schmarotzern werden und der Seele ein Grab bereiten.

Hinter der hauchgleichen Zartheit der ersten Liebe, hinter dem Heiligenschein von Reinheit, der sie umhüllt, verbirgt sich verschleiert, aber unerbittlich der Ruf des Fleisches und der Gattung. Ganz gewiß sprechen Liebende aus dem tiefsten Grund ihres

Wesens heraus, wenn sie sagen, sie liebten mit ganzer Seele und wenn sie sich ewige Treue schworen. Sie wissen nicht, daß kosmische Kräfte ihre geistigen Persönlichkeiten mit Beschlag belegt haben und sich ihrer bedienen. Ihre Seele ist irgendwie im Schlepptau des Fleisches und was ihnen als Liebe erscheint, ist am Ende nur der Schimmer, der Glanz, mit dem sich der Instinkt umgibt. Wohl besteht die erste Liebe nicht nur aus Sinnlichem und Vergänglichem (sonst hätte sie nicht diesen Durst nach Absolutem, sonst konnte sie nicht so stark glauben, daß das geliebte Wesen unter allen auserwählt sei), aber sie findet den Zugang zum Geistigen und Ewigen doch nur durch das Sinnliche und Vergängliche hindurch und mit seiner Hilfe. Sie ist nicht seelenlos, aber sie besteht aus Seele, die der Verführung und dem Zauber erlegen ist. Sie ergreift die ganze Persönlichkeit, aber das Zentrum, aus dem sie herkommt, liegt ganz in menschlichen Tiefen des Wesens. Allzuoft, als daß es eines weiteren Beweises bedurfte, welkt die reinste Liebe in den Seelen, sobald die erste sinnliche Glut verrauchet ist, die Vorspiegelung der Einbildungskraft nachläßt.

Eine andere Klippe: Das selbstsuchtige Ich zieht seine Nahrung aus dem Rausch und der Fülle der Liebe. Die Erfahrung der einzelnen und der Jahrhunderte, die Zeugnisse der Moralisten und der Romanschriftsteller tun dar, wie sehr „Liebe“ und Stolz in den Beziehungen der Geschlechter ineinander verschlungen sind. Stolz, zu besitzen und zu beherrschen beim Mann, Stolz, begehrt und auserwählt zu sein bei der Frau. So stark wirkt diese Kraft, daß nicht wenige Psychologen zu der Ansicht gekommen sind, die ganze Liebe sei nichts anderes als der Kampf zwischen zwei Egoismen. Und selbst wenn ein Paar diesem Krieg entgeht, so nimmt das Ich sich doch sein Recht. die Liebe wird zu einer euphorischen Selbstgenügsamkeit, einer Selbstsucht zu zweit, die nicht minder enttäuschend und eitel ist, als die individuelle Selbstsucht. Wir fassen zusammen: die Begeisterung der Verliebtheit macht den Menschen nicht reiner und besser. Sie bringt zur Geltung, was sie in ihm vorfindet. Dort wo das Ich und seine Eitelkeit herrschen, bringt sie dieses Ich und seine Eitelkeit zur wuchernden Entfaltung.

Die erste Liebe ist eine Art Gotzendienst. Er besteht nicht darin, daß man den andern vergottet — im Gegenteil: Niemand hat je ein anderes Idol als sich selbst. Der Mythos von Narziß ist das einzige und ewige Sinnbild des Gotzendienstes. Was der Mensch dabei anbetet, das ist sein eigenes Verlangen, das erhöhte

Abbild seiner selbst. Er liebt seinen Partner nur um dieser Trunkenheit willen, als deren Quelle und Vorbedingung. Der Gegenstand der Liebe spielt nur die zweite Rolle. Die Liebenden durchdringen einander auch gar nicht, kennen sich nicht einmal wirklich. Was der eine im andern liebt, ist nicht dessen ewiges Wesen, es ist ein Luftgespinnst, das jeder nach dem Bilde seiner Wünsche sich erschafft. Solange geschlechtliche Liebe nicht geläutert ist, ist etwas wie eine ungeheuerliche egoistische Karikatur des Schöpferaktes Gottes an ihr. Vom Instinkt und dem Ich genährt — beides Kräfte, die ihrem Wesen nach der Gemeinschaft und der Hingabe widerstreben —, bleibt eine solche Liebe ganz subjektiv. Die Wesen bleiben eingesperrt in die Einsamkeit ihrer Selbstsucht, nichts befreit sie daraus, trotz der Begeisterung, die sie empfinden. Eines der sichersten Kennzeichen dieser Art Verliebtheit in sich selbst ist das Überwuchern der Empfindlichkeit, des Mißtrauens, des Streites, der Eifersucht, wovon sie fast ständig begleitet ist. Die Liebenden, die uneins und untereinander unertraglich werden, in dem Maße, wie der Partner sich nicht mehr dazu hergibt, bloß der sklavische Widerschein des andern zu sein, enthüllen gerade dadurch, daß die Selbstsucht die Grundlage ihrer Liebe war.

Krisis der Liebe

In solcher Weise an die Stofflichkeit und die menschliche Unreinheit gebunden, ist die erste Liebe ihrem Wesen nach bei aller Fülle gebrechlich. Weder das fluchtige und vergängliche Fleisch, noch das Ich, das auf sich selbst beschränkt bleibt und immer gierig nach Neuem ist, weil es niemals satt werden kann, sind imstande, die Grundmauern für eine feste und standhafte Zuneigung abzugeben. Weil sie unrealistisch ist (denn die höhere Wirklichkeit des Menschen beruht nicht darin, daß er sich selber sucht, sondern in der Hingabe und der Gemeinschaft), deshalb dauert es nie lange, bis die erste Liebeserfahrung von der Berührung mit der Wirklichkeit verwelkt. Illusion ist eine Treibhauspflanze. Dann kommt für den Menschen die zweite Phase der Liebe: die Enthüllung des Nichts.

Viele Dinge können den aus der Liebe geborenen Rausch brechen. Die Enttäuschung hat tausend Tore, um in die Seele einzuziehen. Das tagliche Beisammensein zerstört den Schimmer und beraubt das geliebte Wesen eines Vorzuges nach dem andern, wie

eine Rose sich entblättert; zugleich werden die Schwächen und Unvollkommenheiten taglich sichtbarer. Krankheit oder andere Umstände, die den Genuß der Liebe unmöglich machen, schaffen einen Zustand der Kalte und Unbefriedigung. Es kann auch umgekehrt sein: der sinnliche Genuß wird zur stumpfen Gewohnheit, seines seelischen Inhalts entleert; er verliert den Hauch schwereloser Reinheit und vermag die Seele nicht mehr mit sich fortzureißen. Oder eine neue Liebe kommt, überflutet das Herz, und alle Kräfte des Verlangens an sich ziehend, beraubt sie die alte Zuneigung aller Farbe. In allen diesen Fällen tritt an die Stelle der Überfülle des Gefühlslebens eine innere Leere, und die Liebe findet sich in die Nacht gestürzt.

Dann erfährt der Mensch die bittere Empfindung, als sei er bis zum Boden der Liebe hinabgestiegen, bis dahin, wo sie ganz erschöpft ist und sich ins Negative verkehrt. In Wirklichkeit hat er nur den Boden seiner selbst berührt, seines engen Ich, seines fluchtigen Instinktes, aber da er nicht dazu gemacht ist, aus sich selbst heraus zu leben, so stürzt nun alles zusammen, der Rausch ist vergangen, das Feuer in Asche zerfallen. Das Wesen, das diesen Zusammenbruch erlebt, war niemals wahrhaft aus sich herausgegangen. Wenn zwei Wesen einander enttäuschen, dann ist es so gut wie sicher, daß jeder im andern nur sich selbst gesucht hatte. Nicht vom andern kommt die Enttäuschung her, sondern von sich selbst, weil die Liebe in die Sackgasse der Suche seiner selbst geraten war. Seelen können emander durchdringen. Aber zwei Ich können nur gegeneinander prallen und aus dem Zusammenstoß entspringt die Enttäuschung.

In einer solchen Krise, wo sich nach dem kurzen Gefunkel eines Feuerwerks von Selbsttäuschungen die Gebrechlichkeit und das Elend der Liebe entschleiert, wird man leicht undankbar und hart gegen das Objekt seiner Liebe. Immer ist der andere schuld; er wird für alle Enttäuschungen und Schmerzen verantwortlich gemacht. So entsteht manchmal zwischen Ehegatten, die alles haben, die nichts entbehren, jener unerklärliche Haß, geboren aus der qualenden Erinnerung an überschwengliche Hoffnungen, die mit Füßen getreten wurden, entweiht durch Gewohnheit und tote sinnliche Lust, aus der alle Seele, alle Erfrischung längst entflohen ist.

In Zeiten solcher innerer Durre zweifelt man manchmal geradezu daran, daß Liebe überhaupt einen Gegenstand hat. Wenn man

dieses Gefühl dann zergliedert (und die modernen Gehirne haben es, Gott weiß es, daran nicht fehlen lassen), dann kommt man dazu, die Liebe überhaupt nicht mehr als einen Akt der Hingabe, als ein Geschenk seiner selbst, zu empfinden, sondern als einen Eroberungsprozeß, als eine Besitzergreifung, schlimmer noch: als eine besonders heimtückische Form der austrocknenden Gier nach Wissen um jeden Preis. Dann wird Lieben zu einer Form der Habgier, die das Geheimnis des andern begehrt, nicht um es zu teilen, sondern um es zu toten, zu einem Verlangen, die Eingeweide des andern ans Licht zu zerren; zu einer Besitzwut, die alles an sich reißen will, um es zu zerpflücken und sich daran zu weiden. Aber was man so erobert, stirbt sogleich, denn der Mensch kann nur empfangen, in dem Maße, wie er selbst schenkt, und besitzt in Wahrheit nur das Wesen, dem er sich selbst hingibt.

Solche Verliebte messen die Liebe danach, ob sie ihre Neugierde befriedigt, ihre Sucht nach Geheimnissen, und sobald die Neugierde gestillt ist, erlischt auch die Liebe. Die Vielgeliebte gleicht nicht dem Garten, den man pflanzt und in dem man heimisch ist, sie ist nicht Hort und Heimat, sondern ein fremdes Land, das man durchforscht, ein Ausflugsort, den man besucht und wieder verläßt . . . „Er wird dich lieben“, sagt Marie Noël

„Solang in deinem Herzen er Neues noch entdeckt,
Er hascht die wilden Vögel, die mit so süßem Schall
In nächt'ger Seel' dir singen – für ihn willkommen'rer Fang!
Und dann? — Wer bleibt als Bote? Wo ist die Nachtigall,
Die ihn am Abend rief, mit sehnsuchtsvollem Klang? . . .“

Und Proust drückt dieses unfruchtbar machende Verlangen, alles wissen zu wollen, alles zu sezieren, und in alles mit grellem Licht hineinzuleuchten (das die Kinder treibt, den Puppen den Leib aufzuschneiden und den Geizhals, die Henne zu toten, die die goldenen Eier legte) mit den Worten aus: „Wir lieben eine Frau, um sie ihres Geheimnisses zu entlocken“

Aus dieser inneren Leere, aus dieser Verfinsterung der Liebesempfindung führen drei Wege hinaus:

Der erste zum endgültigen Tod der Liebe. Und wie zahlreich sind die „ewigen“ Neigungen, die ein paar Pulsschläge der Zeit ins Nichts gestürzt haben.

Der zweite zu einer Art Symbiose der Egoisten, zu einem äußeren Zusammenleben zweier Seelen, die einander fremd geworden sind und sich eine für die andere geschlossen haben:

„Nimm deine Langeweile neben mir zurück
Und lass' mich meine Einsamkeit mir wieder nehmen “
(Paul Graldy.)

Irgendein mechanisch gewordener Rest einstiger Zartlichkeit kann diese erstorbenen Gemeinschaften noch zusammenkitten. Aber vor allem sind es auere Gründe: die Bequemlichkeit der Befriedigung der Sinne, Geldinteressen, gesellschaftliche Konventionen. Man ertragt einander; man bleibt beisammen, weil es nun schon einmal so ist. Und die Häufigkeit solcher armseligen und verlogenen Ehen hat von jeher den Immoralisten erwünschten Stoff gegen die Ehe überhaupt geliefert.

Endlich aber kann die Anfechtung in eine Vertiefung und Verwandlung der Liebe ausmünden.

Verwandlung der Liebe

Auf religiösem Gebiet unterscheidet man zwei sehr verschiedene Arten innerer Dürre: sie kann eine Lauterung sein, die von oben kommt, oder sie kann ihren Ursprung in der Lauheit und dem Anhangen an Irdisches haben. Nicht anders ist es in der irdischen Liebe. Auch hier gibt es Zeiten der Dürre, die zur Reife, und solche, die zum Tode führen. Im ersten Falle empfindet man seine Liebe gleichsam verstört und heimatlos, aber zugleich bleibt sie schmerzhaft lebendig. Im andern Falle erlischt sie unmerklich und schmerzlos. Aber doch darf man den Unterschied nicht überschätzen. Vor allem kommt es darauf an, welche Haltung der Mensch selbst dazu einnimmt. Wenn er gegen sein Versagen ankämpft, kann er die Leere überwinden und die Liebe wird verwandelt; wenn er feige und egoistisch sich daren ergibt, bereitet er ihr das Grab.

Wir sahen schon, daß das enge Beisammenleben die große Prüfung der Liebe ist. Die allmähliche Entdeckung der Wirklichkeit des geliebten Wesens zerstört das Idol, das wir uns von ihm gemacht hatten und das eben nichts anderes war, als eine idealisierte Projektion unserer selbst, unserer Wünsche, das Bild dessen, was uns fehlt. Eine bittere Erkenntnis.

Dann steht die Liebe am Kreuzweg. Fleisch und Ich finden nicht mehr ihre Weide im geliebten Wesen. Jetzt muß die Seele mit all ihrer Tiefe und Reinheit in die Bresche treten — oder die Liebe stirbt. Jetzt gilt es sich zu wappnen, nicht um den andern zu erobern, sondern um das Geschenk seiner selbst zu verteidigen,

das man von ihm empfangen hat. Jetzt muß man an das geliebte Wesen glauben, wenn auch der Rausch verfliegen ist, den Enttäuschungen zum Trotz. Jetzt muß sich zeigen, ob in dem Wort „für immer“, das man so sicher und voller Illusionen ausgesprochen hatte, ein ewiger Keim lag, der vom Tode errettet werden kann.

Wer durch seine Enttäuschungen hindurch an der Liebe festhält, der liebt endlich den andern um seines Wertes willen. Eine Art Verlagerung der Gefühle findet dann statt: an die Stelle der subjektiven Aufblähung der ersten Liebe tritt zunächst ein Verlust seiner selbst. Der Liebende erfährt die nuchterne Wirklichkeit der Liebe: er ist an einen andern gebunden, von ihm besiegt, ein fremdes Schicksal dringt auf ihn ein. Eine neue Liebe keimt, die von weiterher kommt als aus den Sinnen, von weiter her als das Verlangen. Und damit erhebt sich in ihm eine neue Freude: die ernsthafteste, schweigsame, unbestechliche Freude, sich selber zu schenken. Nun liebt er das Geschöpf trotz seiner Unvollkommenheit, ja um seiner Armut willen. Je armer es ist, desto mehr kann er ihm schenken. Seine Liebe wird so keusch und zart, daß sie sich ganz hingeben möchte, ohne etwas dafür zu verlangen. Die Liebe verläßt nun die Zone des Austauschs, des Gebens und Nehmens; sie gewinnt Kraft aus der Enttäuschung.

Aber auch hier ist es wahr, daß, wer seine Seele verliert, sie unsterblich geworden wiederfindet. Der Mensch, der alles verschenkt hat, darf dafür alles empfangen. Ein Geschöpf, das mit solcher Reinheit geliebt wird, wird zu einer unerschöpflichen Quelle des Entzückens. In der Stunde der Dunkelheit hatte der Liebende geglaubt, er sei bis auf den Grund des geliebten Wesens gekommen. Aber es war nur der Grund seines Idols. Alle Idole sind flach. Jetzt erst entdeckt er die Seele; jetzt erst kann er sich mit ihr vereinen. Seine Treue im Zusammenbruch dessen, was an seiner Liebe eng und unrein gewesen war, befähigt ihn dazu. Das Geschöpf wird nun durchsichtig und schenkt ihm unendliche Freiheit. Weil er an seiner Liebe festgehalten hatte, als es ihm leer erschien, deshalb bevölkert sich diese vermeintliche Leere nun mit wunderbaren Gaben; es ist, als wenn das Licht eine Wüste überflutet. Denn das Geschöpf öffnet seine Schatzkammer nur dem Herzen, das ihm ohne Begierde naht, und es schenkt sein unsterbliches Wesen nur dem, der es zuerst um seiner Nichtigkeit willen geliebt hatte.

Es gibt in der Welt des Erschaffenen nichts Reineres und nichts, das tiefer stillte, als diese Erlösung aus den Banden der nur geschlechtlichen Liebe. Es ist eine Wiederauferstehung, die frischer, zarter, jungfräulicher ist, als die erste Geburt, und nun zugleich vom Hauch der Ewigkeit umwittert. Das Liebesvergnügen, die Liebeseitelkeit liegen nun dahinten. Der Mensch ist nun nicht mehr der gequalte Sklave seiner Begierde. Er ist an eine Seele gebunden und in dieser Gebundenheit findet er Frieden und Freiheit. Die neue aus dem Nichts aufgetauchte Zärtlichkeit ist voll unsagbarer Heiterkeit: Furcht, Zweifel, Eifersucht sind von ihr abgefallen. Kein Zufall droht mehr, nichts kann die Liebenden trennen; denn jetzt sind ihre Schicksale aneinander gebunden, auf dem Grunde des Seins, wo es keine Lüge und keinen Tod gibt. Eine unauslöschliche Sicherheit umhüllt ihre Liebe, die mit ihrem Dasein eins geworden ist. Und das Verlangen selbst verliert bei ihnen den gewöhnlichen Charakter von Unruhe und Mangel; es ist beruhigt und gleichsam überquellend; der Hunger ist schon Sättigung, Hoffen und Besitzen verschmelzen in eins . . . Dann begreift die Seele, was Liebe ist, was es nach den antiken Definitionen bedeutet, „aus sich herauszugehen“ (*amor trahit amantem extra se*), einer andern Seele „wohl“ zu wollen. Sie erfaßt nun den ganzen Sinn jenes Wortes, das lost, indem es bindet: „Ich liebe dich.“ Bis dahin hatte sie wohl geglaubt zu lieben; aber erst nach dieser Anfechtung erscheint das wahre Gesicht der Liebe. Ein Erwachen folgt, das nicht nur wahrer, sondern auch schöner ist als der Traum.

Im Verlauf dieser Erleuchtung macht der Mensch die Erfahrung, wie wahr trotz allem die Ahnung und der Unendlichkeitsdurst der keimenden Liebe waren. Jene Reinheit, jene Fülle, von denen er im Anbeginn getraumt hatte und die die enttäuschten Seelen später so gern als Illusionen bezeichnen, er weiß jetzt, daß sie ebenso wirklich sind, wie die graue Asche des Alltags, und wirklicher.

Worauf es in dieser Krisis der Liebe vor allem ankommt, ist, daß sich die Seele nicht dem widersetzt, was in ihr vorgeht. Man muß sterben, um wieder aufzustehen. Die wahre Treue besteht nicht darin, daß man sich ans Alte klammert. Die gefährlichste Versuchung ist, sich in den Stunden der Durre nach der Wiege seiner Zärtlichkeit zurückzuwenden. „Erinnere Dich des Anfangs unserer Liebe!“ singt der Troubadour. Geistige Zyklen bestehen

nicht wie die kosmischen in bloßen Wiederholungen der Vergangenheit; sie munden immer, in allen Phasen in etwas Neues aus, das sich nicht voraussehen läßt. Aus der Anfechtung geht nicht die verlorene Freude wieder hervor, sondern eine neue, andersartige. Und wer aus der vergangenen Freude einen Gotzen macht, falscht den Ablauf des lauternden Rhythmus. Wer nach verlorenem Glück seufzt, wird inne werden, daß nach dem Wort eines andern Troubadour „heute immer weniger wert ist als gestern“. Unser neuer Tag darf nicht ein zusammengeflicktes Gestern sein, es muß ein verwandeltes Gestern werden. Man darf sich nicht an die alten Träume anklammern, man muß sie sterben lassen. Noch wahrer: Weh dem, der seinem Traum nicht sterben kann! Das bedeutet nicht, daß man der Mittelmaßigkeit verhaftet wird; es erlaubt im Gegenteil klar zwischen Erde und Himmel zu scheiden, zwischen der irdischen und der höheren Wirklichkeit eine unmittelbare und harmonische Bindung herzustellen.

„Der Weg zur Befreiung der Liebe hat viele Stockwerke. Steht nicht geschrieben: ‚In meines Vaters Hause sind viele Wohnungen!‘ Nach jedem Wegstück fühlt sich die Seele ärmer geworden, wie von Säure geätzt. Ich habe auf meinem Leidensweg die leidenschaftliche Gier nach Besitzergreifung verloren, dies ‚mein‘, dies ‚meine‘ mit denen ich die einkreiste, die mir die Liebsten waren; ich hatte nicht begriffen, daß ich sie herabzog, indem ich sie an mich preßte. Je mehr man lernt, hierauf zu verzichten, desto wahrer besitzt man. Liebe ist ein Willensakt, kein Gefühlsakt. Besser: der Überschwang der Empfindungen ist ein Feind der Liebe, weil er sie nach dem Bereich des Instinktes hin abdrängt und in niederen Bezirken festhält, wo sie jubelt, stöhnt, außer sich gerät. Aber auf diesen kurzen und leuchtenden Paroxysmus folgt der Tod. Die Liebe ist ein Akt unablässigen Willens, der über das Veränderliche hinausstrebt . . .“

(Aus dem Tagebuch einer Frau)

Aber um zu dieser, nicht mehr den Schwankungen unterworfenen Ruhe zu kommen, muß man den Glauben haben, daß die Nacht in ihrem Schoße die Morgenrote birgt. Wenn die Blüten der ersten Liebe verwelkt sind, darf man nicht aufhören die Pflanze zu hegen und zu begießen, bis die Frucht reift. Das Verhängnis des Mannes ist, nur der Blüte Wert beizulegen, der immer neuen Trunkenheit, und weil er nicht weiter sieht, von Blume zu Blume zu taumeln, bis er auf einem Hauflein verdorrter Blütenblätter verhungert. Wer zu ertragen weiß, daß die ersten Freuden welken, der erlebt nachher, daß er von dem geliebten Wesen nicht mehr nur Rausch, sondern auch Nahrung empfängt.

„So tauml' ich von Begierde zum Genuß
Und im Genuß verschmacht' ich nach Begierde . . .“
Die unreine Liebe macht immer hungriger — aber die gelauterte
Liebe sattigt, weil sie davon lebt, sich hinzuschenken.

III

DIE LAIEN

Wenn man gelegentlich einmal sonntags in einer kleinen, verträumten Provinzstadt Frankreichs in die über alles menschliche Maß hinausgewachsene Kathedrale tritt, so kann man erleben, daß darin ein feierliches Hochamt mit Bischof und Priestern in goldgestickten orientalischen Gewändern, mit reichem Gepränge, mit Klerikern und Chorknaben, Weihrauchwolken, Engelsgesang und Orgelbrausen nach tausendjährigen Riten, in tausendjährigen Formeln einer gestorbenen Sprache zelebriert wird, während in der riesigen, hochgewölbten Halle kaum da und dort ein paar Gruppchen von Andächtigen auf niederen strohgeflochtenen Sesseln sitzen oder knien und andere auf leisen Sohlen hin und her gehen — dann hat man plötzlich den überwältigenden Eindruck, als wohne man einem ewigen, gleichnishaften, um seiner selbst willen bestehenden Schauspiel bei, als sei die katholische Kirche ein lebendiger Organismus, der sich selbst genügt und die volle Erfüllung seines Lebenszweckes in der „Anbetung“ findet, auch wenn gar niemand zuhört oder teilnimmt.

Und ohne Zweifel täuscht man sich darin nicht völlig. Es gab ja auch eine Zeit, wo Abtei- und Stiftskirchen nur für die „Herren“ da waren, die adeligen Mönche, die schließlich so weit gingen, den Chor, wo jeder von ihnen seinen prächtig geschnitzten Sitz hatte, so völlig gegen das Schiff der Kirche abzusperren, daß eine Kirche in der Kirche entstand, wie man es in Maulbronn sehen kann. Die Laien blieben auf das Schiff beschränkt, durften froh sein, wenn sie überhaupt hereingelassen wurden und nicht in der Vorhalle, dem „Paradiese“, bleiben mußten.

In der französischen Revolution war es eine der ersten Handlungen, nicht der kirchenfeindlichen Umstürzler, sondern der unzu-

friedenen Gläubigen, daß diese „Lettner“, die Chor und Schiff trennten, weggerissen wurden. Man findet nur noch selten welche und meist nur solche, die wegen ihres Kunstwertes erhalten blieben: so in St. Etienne-du-Mont in Paris, in der Magdalenenkirche zu Troyes, in den Kathedralen von Albi und Rodez.

Diese Auffassung vom Wesen der katholischen Kirche gehört wohl der Vergangenheit an. Die Kirche selbst wendet sich in Frankreich nach außen, will in ihrer Art den Menschen dienen, sie sammeln, ihnen Form und Halt geben; sie glaubt an ihre große Mission, das Reich Gottes auf Erden zu verwirklichen. Sie macht auch keineswegs mehr zur Bedingung, daß die Menschen, die sie an sich heranzuziehen versucht, zuvörderst ein Credo bekennen, an Dogmen glauben, Formeln nachsagen; das wäre auch aussichtslos. Das Schergewicht gleitet so zu den Laien hinüber.

Das ist in Frankreich vielleicht deshalb ausgeprägter, weil das nie einschlafende Mißtrauen der freidenkerischen Massen die geringsten Handlungen der Kirche mit tausend Argusaugen bespähnt und so die Kirche zur allergrößten Zurückhaltung zwingt. Besser ist es, wenn die Laien als handelnde Organe auftreten. Denn es wird in Frankreich niemandem einfallen, dem, der seiner persönlichen Überzeugung gemäß handelt, daraus einen Vorwurf zu machen, wofern er sich davor hütet, den Verdacht zu erwecken, er sei irgendwo „inféodé“, lehenspflichtig, und führe einfach die Befehle dunkler Hintermänner aus. Der dauernde Rückgang des kommunistischen Einflusses seit dem jähen Aufstieg von 1936 hat eben seinen Grund darin, daß man den kommunistischen Führern vorwirft, sie empfangen Befehle aus Moskau, und daß sie das nicht leugnen können.

Vor dem Kriege war die Rolle der Laien in Frankreich beschränkt. Marc Sangnier mußte es erleben, daß sein „Sillon“ („Furche“), der von der Laienseite her an der Erneuerung des religiösen Lebens arbeiten wollte, von Rom verboten wurde. Es war die Zeit, wo die römische Kurie von der Angst vor dem Modernismus besessen war, wo in Frankreich der „Integrismus“ seine verhängnisvollen Wirkungen ausübte.

Das Werk von Marc Sangnier ist indessen keineswegs zugrunde gegangen; es lebt weiter in der „Jungen Republik“, einer Bewegung junger gläubiger Katholiken, die den Katholizismus mit der Republik versöhnen wollen. Die Bewegung gibt eine Tageszeitung heraus, „La Jeune République“ und hat auch einen oder zwei Vertreter im Parlament, die der Volksfront angehören.

Ebenso wie die „Junge Republik“ ist die zweite Tageszeitung katholischer Haltung, „L'Aube“ („Die Morgenröte“) durchaus unabhängig; selbst ihre Gegner erkennen diese Unabhängigkeit, die ja in der französischen Presse sehr selten ist, ruckhaltlos an. Sie wird von einem Kreis von Freunden getragen, der über das ganze Land zerstreut ist, Beiträge zeichnet, Abonnenten sammelt, so wie wir es bei „Nouvel Age“ gesehen haben; darunter finden sich viele freihetlich gesinnte Landpfarrer, die mit den kirchlichen Behörden durchaus nicht immer einverstanden sind und darum eine Zeitung unterstützen, die zwar die Autorität des römischen Stuhles anerkennt, im Streitfall sich auch dem päpstlichen Spruch unterwerfen wurde, aber doch ihre Freiheit wahrt und von niemandem Befehle annimmt. Gegen Ende des Jahres 1937 fand in Paris der erste „Kongreß der Freunde der Aube“ statt nichts Interessanteres und Französischeres konnte man sich vorstellen. Vielfach waren es kleine Leute, gerade auch Landpfarrer, die ja in Frankreich in einer wahrhaft apostolischen Armut leben und trotzdem oder gerade darum fröhliche Menschen sind, Leute, die die Reise nach Paris um der Sache willen unternommen hatten und mit einem heiligen Eifer an den Verhandlungen teilnahmen. Der Herausgeber der Zeitung, Francisque Gay, Inhaber eines katholischen Verlags und der politische Leiter Georges Bidault, stellten sich zunächst ihren Freunden vor, setzten ihre Anschauungen und Pläne auseinander, rechtfertigten ihr Verhalten, wurden bestärkt und belobt, oder wegen zu großer Lauheit getadelt, verteidigten sich: alles war im höchsten Maße lebendig und zugleich glaubte man in einer Familie geistiger Art zu sein. Im ganzen französischen Leben spielen Persönlichkeiten, sofern sie wackere Soldaten im Dienst von Ideen sind, eine größere Rolle als bei uns, wo von jeher das größere Gewicht auf die Organisation gelegt worden ist. So steht und fällt der Einfluß der „Morgenröte“ mit der Person von Georges Bidault. Obwohl es nur eine kleine Zeitung ist, hat Bidault sich doch auf eine große Höhe der geistigen Haltung und vor allem des Ansehens gebracht, so daß die täglichen Leitartikel aus seiner Feder häufig von den großen Zeitungen in ihren Presseübersichten zitiert oder auszugsweise wiedergegeben werden; auch im Parlament werden sie beachtet. Diese Artikel sind geradezu kennzeichnend für französische Wesenseigenschaften: gesunden Menschenverstand, Klarheit des Unterscheidungsvermögens, Sinn für das Wesentliche, Toleranz; dazu kommt eine warme Religiosität, die man aber mehr spürt, als daß sie ausgesprochen wurde.

Wie groß die Bedeutung der „Aube“ eingeschätzt wird, kann man daran ermessen, daß sich die französische Volksfrontregierung im Jahre 1937 an den Kreis der „Aube“ gewendet hat, um ihn zu bitten, ihre Einladung an den Papst zu einem Aufenthalt in Frankreich zu übermitteln.

Indessen sind „Jeune République“ und „L'Aube“ politische Zeitungen, kommen also für diese Sammlung nicht in Betracht, für die eigentlich geistigen Strömungen scheint uns außerdem die „Wochenschrift der gegenwärtigen Zeit“ — „Hebdomadaire du Temps Présent“ — noch charakteristischer. Wie an anderer Stelle gesagt, ist diese Zeitung die Nachfolgerin von „Sept“, auf dessen Herausgabe die Predigtbrüder verzichten mußten. Gerade der Fall „Sept“ scheint zu beweisen, daß es den kirchlichen Organen nicht möglich ist, unmittelbar auf die öffentliche Meinung einzuwirken, ohne entweder rechts oder links Anstoß zu erregen. Entweder wird man von ihnen sagen: sie führen die Befehle der erzbischöflichen Kanzlei aus, oder aber sie erwecken Mißtrauen in Rom. Auf alle Fälle erscheinen sie unfrei. In diesem Zustand scheint uns übrigens die beste Gewähr dafür zu liegen, daß die Kirche gar nicht mehr in eine Lage kommt, wo für sie die Versuchung entstehen könnte, wieder eine politische Macht werden zu wollen.

Obwohl unabhängig, ist „Temps Présent“ ohne Zweifel enger mit dem kirchlichen Leben verflochten als „Jeune République“ und „L'Aube“. Seinen Stempel empfängt es durch einige hervorragende Persönlichkeiten aus den Kreisen der Literatur und der Unversität: François Mauriac, Mitglied der Akademie, Jacques Maritain, Stanislas Fumet, Jacques Madaule und andere. Wir bringen aus einer Nummer vom Februar 1938, die ganz der Stellung und der Aufgabe Frankreichs in der Welt gewidmet ist und eine Fülle wertvollen Stoffes enthält, einen Artikel von Jacques Maritain über die „französische Einheit“.

FRANZÖSISCHE EINHEIT GEMEINSCHAFT UND FREIHEIT

Von Jacques Maritain

Eines der Zentralprobleme, das der katholische Gedanke in dem Zeitalter, in das wir eintreten, zu lösen haben wird, konnte man wie folgt formulieren: Wie soll man sich eine Civitas vorstellen, die nach ihren Lebenskräften und ihrem Wesen christlich wäre und in der sich Christen und Nichtchristen für die gemeinsame zeitliche Arbeit zusammentun? Wir glauben, daß Frankreich durch seine geschichtliche Lage bevorzugt ist, die passende Antwort hierauf zu finden.

Daß dieses Problem sich unweigerlich stellt, liegt klar vor den Augen eines jeden, der begriffen hat, daß die Zivilisation seit drei Jahrhunderten in einen Zyklus eingetreten ist, der nicht mehr sakral, sondern profan ist, und daß der Zustand religiöser Spaltung, in dem sich die Menschheit gegenwärtig befindet, als eine Tatsache festgestellt werden muß, an der sich nicht sobald etwas ändern wird.

Das Mittelalter ist keineswegs die Zeit eines christlichen Gottesstaates gewesen. Die mittelalterliche Zivilisation war diesseitig, aber ihrer Art nach war sie sakral und religiös, was die Einheit des Glaubens in den Herzen zur Voraussetzung hatte. Diese Einheit faßte nicht nur die Menge der Menschen im „mystischen Leib“ Christi zusammen, sondern fand ihren Ausdruck auch auf dem zeitlichen Plan, im irdischen Zusammenleben, so zwar, daß der Unglaubliche darin ein Gast oder ein Fremdling war und daß die Einheit der Zivilisation ganz natürlich die Einheit der Religion bedingte.

Als die mittelalterliche Christenheit zerfiel, besetzten die „christlichen“ Staaten die Bühne und hielten sie teilweise bis ins letzte Jahrhundert besetzt. Aber in dem Maße, wie die Kraft des Glaubens immer schwächer wurde, veränderte, verfälschte sich die mittelalterliche Auffassung des Christentums mehr und mehr ins Despotische und Mechanische. Name und Dekor wurden beibehalten; aber praktisch kam es darauf hinaus, daß die Religion im Dienste der Oberschichten ausgenützt wurde.

Diese schrittweise Entwürdigung mußte einmal ihren Tiefpunkt erreichen und endlich zu den verschiedenen Versuchen führen, das Christentum durch andere Systeme zu ersetzen, denen man den Charakter einer Religion gab. Für solche Experimente ist Frankreich nicht geeignet; es wird ihnen immer Widerstand leisten.

Es ist zu diesem Widerstande berufen als älteste Tochter der Kirche. Die älteste ist auch früher volljährig geworden als die andern, und vielleicht ist sie trotz aller Abenteuer auch die treueste. Wer freilich große Pläne einheitlicher Organisation oder gar Pläne von Weltherrschaft der Kirche hat, wird immer mit Frankreich unzufrieden sein. Aber wer an die wahre Freiheit der Kirche denkt, wird Gott dafür danken, daß Frankreich da ist und daß der Glaube da eine Stätte hat — trotz des Gallikanismus der „Legisten“ und mancher Könige, und trotz der schlechten antiklerikalen Manieren. Andererseits ist es ganz undenkbar, in Frankreich etwa eine große politische Partei zu gründen, die einen katholischen Namen trüge, ebenso wie es undenkbar ist, von der Religion, die himmlisch ist, zu verlangen, sie solle dem Staate das irdische Banner liefern, dessen er für seine Politik und seine Polizei und seinen Ehrgeiz in der Welt bedarf. Keine derartige Idee ist in Frankreich lebensfähig.

So ist nun Frankreich zum Werk berufen und vor die Aufgabe gestellt, für die kommenden Zeiten eine neue Ordnung herauszuarbeiten, die es erlaubt, in der profanen Civitas Gemeinschaft und Freiheit zu vereinen: zeitliche Gemeinschaft und geistige Freiheit.

Die großen geistigen Auseinandersetzungen zwischen Franzosen haben schon im Mittelalter angefangen greifbare Gestalt zu gewinnen. Auf dem Grunde dessen, woraus schließlich die großen Ideenkonflikte des 18. und 19. Jahrhunderts wurden, finden wir, wie Georges de Lagarde es so gut gezeigt hat, den alten, uralten, mehr sozialen als geistigen Gegensatz, der unter soviel verschiedenen Formen einerseits die Kommunen, die Legisten, die Laien, andererseits die Kanoniker, die Theologen, die Kleriker trennte. Jene forderten ihre zeitlichen Rechte, diese ihre geistlichen Rechte. Beide waren gleich gläubig und beide waren gleich gewalttätig. Das gab eine lange Geschichte, einen Familienstreit, einen Dorfstreit, der übel ausgegangen ist.

Zu Beginn des 17. Jahrhunderts erscheint René Descartes als Erbe der beiden Traditionen zugleich, in die der französische Geist

bereits gespalten war. Später träumten unsere großen Philosophen davon, wie er jene beiden Traditionen zu versöhnen. August Comte wünschte einen Klerikalismus der Gelehrten zu schaffen. Descartes war besser beraten, als er, wenn ich so sagen darf, eine Herrschaft des christlichen Gedankens ohne Klerikalismus begründen wollte. Soll ich hinzufügen, daß es nach meiner Meinung eben dies ist, wonach zu streben ziemt? Aber auf anderen Wegen als dem verhängnisvollen Cartesianischen Separatismus und im Gedanken daran, daß der Klerikalismus dem Geist der Kirche durchaus zuwider läuft. Wir an unserer Stelle verkünden das geistige Vorrecht der Theologie, weil wir glauben, daß sie in der Stufenfolge der Erkenntnisse am höchsten steht, aber das führt uns nicht dazu, die weltliche Macht in den Dienst der Theologen zu stellen, und wir meinen das nicht so, daß die Philosophie als einfaches Werkzeug der Theologie zu behandeln sei: sie hat ihren eigenen Bereich, in dem sie sich entwickeln muß.

Und wenn wir vom Vorrecht der Kirche sprechen, so meinen wir auch nicht, daß der Staat als ein einfaches Werkzeug der Kirche angesehen werden soll. Er ist auf seinem Gebiet souverän, wie Leo XIII. klar bestätigt hat.

Um den Begriff einer christlichen „Civitas“ genauer zu fassen, müssen wir sehen, was unserem historischen Klima angemessen ist. Es kann keine Gemeinschaft sein, wo das Christentum als Mittel zu regieren dient. Es ist eine Gemeinschaft, die von christlichem Geiste erfüllt und belebt ist und in deren Struktur und Tätigkeit eine christliche Auffassung der zeitlichen, laienhaften, profanen Wirklichkeiten sichtbar wird. Nach Lebenskraft und innerem Wesen christlich wäre eine Gemeinschaft, die etwa folgenden Bedingungen entspreche: sie mußte soziale und internationale Gerechtigkeit pflegen, dem religiösen Wirken volle Freiheit lassen, das gemeinsame Wohl aller und nicht einer besonderen Kategorie anstreben, daran arbeiten, daß die Massen wahrhaft menschliche Lebensbedingungen erhalten, die Würde der Person und die natürlichen Rechte der Familie achten.

Ich habe weiter oben gesagt, daß unsere großen Ideenkonflikte ein Streit innerhalb des Kirchspiels sind, der schlecht ausgegangen ist. Man konnte dieses Urteil auf mancherlei Weise abstufen. Für manche hat der Streit sehr schlecht geendet, andere wieder sind ganz aus dem Kirchspiel fortgezogen; und manche haben sogar versucht, die Kirche in Brand zu stecken. Aber das ändert

nichts daran, daß im ganzen unsere Ungläubigen, unsere Atheisten, unsere „Gottesfeinde“, wie Proudhon sich selber nannte, doch in Wahrheit nichts anderes sind als schlechte Kirchgänger, laue Christen, und keineswegs Anbeter irgendwelcher Gotzen . . Man kommt immer wieder mit einer Art zärtlicher Ruhrung zu den lieben alten französischen Freidenkern zurück, deren Gedankengebäude der Menschenliebe, deren Anhängen an die unsterblichen Prinzipien, deren leidenschaftliches Aufbegehren, so unkirchlich sie sich gebärden, nichts anderes sind als Christentum, das auf einen andern Weg geraten ist, und Humanismus, voller Selbsttauschungen gewiß, und manchmal voller Wut, aber letzten Endes dennoch etwas, das das Evangelium für immer mit seinem Mal gezeichnet hat.

„Frankreich — christlicher Boden“, so lautet der Titel eines Buches, das einer der Mitarbeiter von „Temps Présent“, Amédée d'Yvignac kürzlich veröffentlicht hat — und ohne Zweifel muß man die intensive christliche Durchtrankung des Unterbaus der französischen Gesamthaltung unterstreichen. Wir rühmen uns dessen nicht; wir sprechen es nur um der Wahrheit willen aus. Wir sind weit davon entfernt, irgendwie ein Urheberrecht beanspruchen zu wollen, oder einen apologetischen Streit vom Zaune zu brechen, wir verkennen auch keineswegs die Wichtigkeit der nichtchristlichen Beiträge, oder der christentumfeindlichen Kampfstellung der Rationalisten, Materialisten, Unreligiösen in unserm Lande. Wenn sie glauben wollen, sie verdanken dem Christentum nichts, so ist das ihre Sache. Wenn sie in der Religion eine Macht der Tyrannei und des Obskurantismus sehen, wenn sie sie verleumden und ihr verderbliche Ideenfolgen entgegenstellen, so ist das gewiß schlimm, ein großes Übel gegen das anzukämpfen wir nicht müde werden. Deshalb bleibt es doch eine Tatsache, und eine wichtige Tatsache, daß in ihnen ein verweltlichter Teil des christlichen Erbes vorhanden ist und weiterbesteht. Und eine weitere Tatsache besteht, die von hoher Wichtigkeit ist; daß nämlich die Ideenkräfte, zu denen sie ihre Zuflucht nehmen, sobald sie sich an die Massen unseres Volkes wenden: Gerechtigkeit, Freiheit, Menschenwürde, Würde der Arbeit, Recht an das Leben, Brüderlichkeit, daß all dies Ideen christlicher Herkunft sind. Und endlich ist es eine Tatsache, die noch viel wichtiger ist; daß alle diese Ideen vor allem wie eine Art praktischer Symbole wirken, die hinter den menschlichen Dingen einen ver-

borgenen Sinn erwecken und preisen, der viel tiefer ist als sie selber, von unwiderstehlicher Kraft, und dem Geiste des Evangeliums noch viel naher verwandt als sie selber

Hier ist die geschichtliche Grundlage, auf der die zeitliche christliche Aufgabe Frankreichs aufgebaut werden muß und vollendet werden kann. Wofür nur die Christen ihr Eigentum wieder erkennen wollten! Wofür sie es dem Irrtum entrissen und von den Unreinheiten befreiten, die der Irrtum hinzugefügt hat! Und wofür die Nichtchristen den Christen keine Gewalt mehr antun und die Christen es mehr darauf anlegen wollten, zu überzeugen als zu siegen! . . .

Und vielleicht kommt einmal der Tag, wo die Christen anerkennen, daß in all der konkreten Arbeit, die die „schlechten Kirchgänger“ im Lauf der Geschichte geleistet haben, viel natürliche Wahrheit und die wertvollsten menschlichen Werte steckten, wenn auch vielleicht verfälscht und mißbraucht durch Ketzerei. Und zugleich der Tag, wo die Nichtchristen anerkennen, daß, was sie in ihrem viel zu langen Streit mit den „guten Kirchgängern“ suchten, ohne es zu wissen und auf Umwegen, in Wirklichkeit Wahrheiten und Guter waren, die sich nur im Christentum in voller Entfaltung finden und die nur das Christentum schenken kann

Bis es soweit ist, könnten wohl die einen wie die andern, ohne in grundsätzliche Erörterungen einzutreten und unter vorläufigem Verzicht auf philosophische und religiöse Übereinstimmung, sich gemeinsam an die Arbeit machen, um die dringendsten Aufgaben zu lösen, die das Wohl der Gemeinschaft erfordert; sie mußten sich dabei mehr an das halten, was an ihren Ideen wirklich wertvoll und wesentlich ist, als an die abstrakten Bedeutungen (die ja oft nur Verkleidungen oder Mythen sind) und im übrigen bemüht sein, ihren Anschauungen und Auffassungen freie Geltung zu verschaffen. In der Praxis spielen freilich gewisse Befürchtungen sozialer und politischer Art hierbei eine vorherrschende Rolle. Wenn die braven Kirchgänger so ganz sicher waren, daß die schlechten Kirchgänger nicht im geheimen Anstalten treffen, um mit Hilfe des staatlichen Apparats die Gewissen zu knechten, wurden sie vielleicht lieber zu dieser zeitlichen Zusammenarbeit bereit sein. Und wenn die schlechten Kirchgänger so ganz sicher wären, daß die braven nicht die Hoffnung im Busen nahren, sie könnten ihnen eines Tages ihren eigenen Lebenskodex mit Gewalt

auferlegen, würden sie ihre Herzen den christlichen Auffassungen des Zeitlichen leichter öffnen. In Wahrheit rechnet man bei uns auf diese Auffassungen; man erwartet sogar viel mehr von ihnen als man zugeben will. Selbst wenn man gegen sie auftritt, möchte man, daß sie wirksam seien. Nicht vor ihnen hat man Angst, sondern vor den Menschen, die sich dahinter verstecken wie hinter Masken, um eine Herrschaft zu begründen.

Gesetzt nun, den Christen wäre es gelungen, dem Leben des Landes in hinreichendem Maße einen neuen Atem einzuhauchen und eine christliche Auffassung der politischen Gemeinschaft hatte das Übergewicht erlangt? Wenn diese Auffassung auf die Bedingungen der geschichtlichen Lage abgestimmt ist, dann wird es eine pluralistische Auffassung sein, nicht liberal und nicht totalitär. Es sind viele Arten von Pluralismus denkbar, christliche und nichtchristliche. Wenn sich aber der Pluralismus auf die Idee der menschlichen Persönlichkeit stützt und auf deren Würde, auf ihre Freiheit und die Ehrfurcht vor der Vielfalt, unter der sie auftritt und aus der sie Nutzen zieht, dann ist er in seinen Grundlagen wesentlich christlich . . .

Eine solche Gemeinschaft im Geist einer neuen Christenheit hat eine Berufung und hat Pflichten. Gegen die Feinde ihres Seins und ihrer Mission macht sie einen gerechten Gebrauch von ihrer Macht; aber dieses Sein und diese Mission zielen nach einem heroischen Ideal, das zugleich die Freiheit der Personen ist (und ich meine hier nicht die einfache Willensfreiheit, sondern die Freiheit der Erfüllung und Entfaltung) und eine brüderliche Freundschaft, in der sich diese Freiheit erfüllt und die auf irdischem und bürgerlichem Gebiet der evangelischen Liebe entspricht. Und gerade weil das ihr Ziel ist, trägt diese Gemeinschaft in besonders hohem Grade die Ehrfurcht in sich vor der Verschiedenheit und den besonderen Bedingungen der sozialen Organismen und der geistigen Familien, die in ihr zusammengeschlossen sind und deren Grundlage die natürliche Gemeinschaft (die hausliche Gesellschaft) ist. Auf wirtschaftlichem Gebiet stoßt sie sich nicht an den typischen Strukturunterschieden, die durch die verschiedenen Funktionen bedingt sind, z. B. zwischen Industrie und Landwirtschaft. Auf dem Gebiete des Rechts ist es denkbar, daß die Gesetzgebung zwar soweit als möglich sich dem christlichen Recht annähert, daß sie aber in manchen besonders verwickelten Fragen den verschiedenen geistigen Familien, die sie

in ihrem Schoße eint, ein juristisches Statut gewährt, das deren Grundlagen, Auffassungen und Lebensregeln angepaßt ist. . .

Ohne Zweifel würden in einer solchen Gemeinschaft die Spannungen und Konflikte nicht beseitigt sein, ohne solche ist kein Fortschritt des Lebens möglich. Aber indem man den verschiedenen geistigen Familien durch eine entsprechende Familiengesetzgebung und Schulgesetzgebung und ohne Zweifel auch Gewerkschaftsgesetzgebung, ihre Lebensfreiheit gewährleistet, verhindert man, daß die Konflikte die Freundschaft und die Zusammenarbeit zerbrechen. Nicht nur wurde die schrittweise Anwendung der pluralistischen Grundsätze die Furcht voreinander, die Drohungen gegeneinander, all diese menschenunwürdige Angst auslöschen, die am Anbeginn des gegenseitigen Hasses und des Kampfes bis aufs Messer steht; sie würde den Menschen dazu verhelfen, einander kennenzulernen und einander menschlich zu achten, weil sie sich bei der zeitlichen Arbeit an den gemeinsamen Werken ihres irdischen Vaterlandes untereinander mischen wurden; in einem Klima, das wirklich christlich und daher nach unserer Überzeugung auf die tiefsten Bedürfnisse der menschlichen Natur abgestimmt wäre, wurden die einen wie die andern positiv dazu gebracht werden, an der Verwirklichung von Lebensbedingungen zu arbeiten, die mit der Würde und Freiheit der menschlichen Personen übereinstimmen, jenem heldischen Ideal brüderlicher Freundschaft entgegen, in dem jeder in seiner Art und nach seinem Teil die Erfüllung seiner edelsten Wünsche finden konnte.

Und dies, so glauben wir, ist die neue Lösung, die zu suchen Frankreichs Aufgabe ist. Um dem Staatssozialismus einerseits, dem Staatskapitalismus anderseits zu entgehen, muß es dieses Experiment unternehmen, für sich und für die Welt. Deshalb, weil der Boden Frankreichs kein Boden für Barbarei, noch für Cäsarentum ist, sondern ein christlicher Boden; und deshalb, weil letzten Endes die beiden entgegengesetzten französischen Traditionen ihren Ursprung in einem alten Streit zwischen Christen haben, die sich über die Abgrenzung ihrer Befugnisse nicht einigen konnten — Christen des Zeitlichen und Christen des Geistlichen —, deshalb denken wir, daß eine solche Lösung geeignet wäre, unser Land endlich mit sich selber auszusöhnen, indem es zugleich, soweit nach dem Stande unserer Zivilisation die Bedingungen der irdischen Civitas gestatten, die Gemeinschaft mit der Freiheit vereinigen würde.

„Temps Présent“, 2. Jahrgang, Nr. 17 vom 25 Februar 1938.

DIE SOZIALE ARBEIT DER KATHOLISCHEN KIRCHE

Bekanntlich beruht die Stellung der Kirche zu den sozialen Fragen auf zwei päpstlichen Enzykliken. „Rerum Novarum“ und „Quadragesimo anno“; sie gelten für die ganze römische Christenheit in allen Ländern, brauchen uns also nicht zu beschäftigen.

Es kann auch nicht unsere Aufgabe sein, ausführlicher von den „Liebeswerken“ der Kirche zu sprechen, auch sie sind im wesentlichen überall dieselben.

Vielleicht wird man doch sagen müssen, daß ihr Umfang in Frankreich von jeher größer war, als anderswo. In dem reichen und glücklichen Land fehlte es nicht an Geld und, was wichtiger ist, nicht an willigen Gebern. Nicht nur in der römischen Kirche, auch unter den Protestanten maß man den Grad des Christentums eines Menschen an der Wohltätigkeit, die er ausübte. „Il fait beaucoup de bien“, ist auch heute noch ein Urteil, das mit großer Hochachtung ausgesprochen wird; es entschuldigt für den Rest. So hat es denn auch immer in Frankreich Wohltätigkeitsanstalten der verschiedensten Art in großer Zahl gegeben. Bis ins 20. Jahrhundert genugte diese private Liebestätigkeit, um dem dringendsten Elend abzuhelpen. Daher bestand kein Bedürfnis nach einer gesetzlich geregelten sozialen Fürsorge. Diese ist also noch neu, bleibt auch hinter dem, was in Deutschland selbstverständlich geworden ist, vielfach weit zurück; sie verdankt ihr Entstehen viel weniger der brennenden Not als logischen und grundsätzlichen Erwägungen, die ja in Frankreich auf allen Gebieten eine entscheidende Rolle spielen. „Das Almosen ist mit der Würde des Menschen nicht vereinbar, an seine Stelle muß das Recht treten.“

Hier beschäftigen uns nur solche Formen der sozialen Arbeit der Kirche, in denen typisch französische Wesenszüge zutage treten.

Wir wählen als Beispiel aus den „Dossiers de l'Action populaire“ einen Vortrag, der im Sommer 1937 gehalten worden ist und Rechenschaft von einem Versuch gibt, die soziale Frage, wenn nicht zu lösen, doch in ihrer Schärfe zu mildern, indem katholische Arbeitgeber, unter geistlicher Leitung, sich zusammenschließen, um die Grundsätze ihres Glaubens auf ihren Beruf und das Verhältnis zu den Arbeitern anzuwenden, oder wenigstens zu sehen, wieweit das möglich

ist. Der Versuch ist nicht vereinzelt geblieben, es ist daraus eine Art Bewegung entstanden, die, im Jahre 1936 angestoßen, sich seitdem langsam aber stetig ausbreitet und da und dort schon eine gewisse Bedeutung erlangt hat, vor allem im Norden und in Lyon, der alten Seidenstadt, wo alle Bekenntnisse und Sekten von jeher Heimstatt und Widerhall gefunden haben, von wo Petrus Waldus ausgegangen ist, der erste aller Reformatoren, wo Calvin entscheidende Förderung erfahren hat.

Man wird sehen, daß es sich auch hier nicht um Theologisches handelt, noch weniger um Konfessionelles. Für das meiste, was die katholische Kirche heute in Frankreich unternimmt, ist bezeichnend, daß das Dogmatische zurück, das allgemeine Christliche und Menschliche aber in den Vordergrund gestellt wird. Sicher geschieht das vor allem notgedrungen. Weil das französische Volk für konfessionellen Hader endgültig zu reif geworden ist, ebenso auch für blinden Glauben an „geoffenbarte“ Wahrheiten und an Wortformeln es will begreifen, was es glaubt, und will vor allem Früchte sehen, ehe es glaubt. Dieser Lage muß die Kirche Rechnung tragen oder auf Wirkung verzichten, eine andere Wahl hat sie nicht. Ihre Gegner werfen ihr wohl vor, das sei nur „Schlangenklugheit“ und innerlich bleibe sie ewig die alte Mag sein! Die Tatsache, daß die Kirche bereit und fähig ist, sich einer ganz neuen Lage anzupassen, ist an sich wichtig genug. In der Wirklichkeit des Lebens werden auf diese Weise neue freiere Formen des Christentums geschaffen, die man nachher — wenn sich die Lage je einmal ändern sollte — nicht einfach ungeschehen machen kann, die ihr Eigenleben führen und auf den Gesamtorganismus zurückwirken. Das mindeste, was man sagen darf, ist, daß, in Frankreich wenigstens, eine Rückkehr zu den Formen des Katholizismus, wie sie z. B. in Polen noch lebendig sind, ausgeschlossen ist. Viellericht hängt das Schicksal der Kirche im Abendland überhaupt davon ab, ob es in Frankreich möglich sein wird, sie mit neuem Leben zu erfüllen. Die drohende Klippe sehen die führenden französischen Katholiken eher darin, daß in ihrem Lande die Entwicklung zu rasch vorwärtsschreiten und dadurch die Gefahr einer Verurteilung durch Rom und so eines Bruches innerhalb der abendländischen Kirche entstehen könnte.



Die „Action populaire“, deren Veröffentlichungen unser Beispiel entnommen wurde, ist eine Unternehmung der Pères Jésuites, unab-

hängig von den kirchlichen Autoritäten, aber im Dienst der Kirche, ihr Ziel ist, das Volk der Religion zurückzugewinnen. Nicht nur die Arbeiter der Hand, auch die des Geistes Sie umfaßt viele Zweige, die einzeln zu zeigen, hier zu weit führen würde. Sie gibt für die Massen eine kleine Monatschrift, „Peuple de France“, heraus, die eine Million Auflage hat und vielen Kirchgemeinden — mit einem lokalen Anhang — als Gemeindeblatt dient. Zweimal monatlich erscheinen die „Cahiers d'Action religieuse et sociale“ — Hefte religiösen und sozialen Wirkens —, die hauptsächlich den „militants“, den Kampftruppen, Material liefern. In einem Umschlage sind lose Blätter enthalten, nach dem Stoff geordnet: Zeitereignisse, Gegenwartsfragen, Zum Nachdenken, Was man wissen muß, Bücher, Dokumente usw. Ebenfalls zweimal monatlich erscheinen die „Dossiers de l'Action Populaire“, eine regelrechte Revue, die Rechenschaft von der Arbeit der Action Populaire gibt. Da in Frankreich der Kampf von Ideen sich letzten Endes immer auf eine Diskussion zurückführen läßt: zwischen Freunden, wenn es sich um Erforschung der Wahrheit handelt, zwischen Gegnern vor einem Publikum, das gewonnen werden soll, so müssen alle, die irgendwie wirken wollen, über die Gebiete, um die es geht, sehr gut beschlagen sein: sonst sind sie von vornherein verloren. Überhaupt kann die Kirche nur hoffen, den Sozialisten und Kommunisten Boden abzugewinnen, wenn sie sich nicht auf die alten Worte beschränkt, sondern wirkliche geistige Nahrung bietet. — Eine Wochenzeitung, „Monde ouvrier“, erscheint in 50000 Exemplaren, wovon 30000 auf Abonnement bestellt sind, 20000 durch freiwillige Helfer auf der Straße verkauft werden. — Es gibt die „Jocistes“ (von J.O.C., Jeunesse Ouvrière Chrétienne, christliche Arbeiterjugend), die große Fortschritte machen, vor allem auf Kosten der kommunistischen „Avantgarde“. — Am auffälligsten ist doch die Bewegung zur Religion zurück unter den Intellektuellen. Die „Soziale Vereinigung katholischer Ingenieure“ hatte Ende 1937 9600 Mitglieder. Unter den früheren Zöglingen aller der „hohen Schulen“, die eine Besonderheit Frankreichs sind, gibt es große katholische Gruppen, die zu Ostern gemeinsam zur Messe gehen. 1937 betrug die Zahl derer, die daran teilnahmen, gegen 20000. Man muß dabei berücksichtigen, daß es für einen Bürger bei uns früher gewissermaßen eine Pflicht war, sich zur Kirche zu halten. In Frankreich jedoch setzt sich ein Student z. B., der zur Messe geht, den Spottereien seiner Kameraden aus, braucht also einen gewissen Mut.

DIE ENTSTEHUNG EINES EXPERIMENTS

Meine Herren,

Sie haben sich ohne Zweifel die Frage vorgelegt, warum einige Freunde Sie eingeladen haben, heute abend hier eine „Antwort des Christentums auf die Fragen der Stunde“ anzuhören

Das ist eine sehr einfache Geschichte.

Vor etwa Jahresfrist waren einige Männer zusammengekommen, um sich, ohne viel Aufhebens, folgende Frage vorzulegen: Irgend etwas in der Welt ist doch außer Rand und Band gekommen? Viele Menschen guten Willens beschäftigt das; sie kommen zusammen und beraten; manche schlagen Heilmittel vor. Und wir, in unserem Kreise, geht das uns nichts an? Müssen wir uns nicht auch prüfen, uns Fragen stellen, Antwort geben, und vielleicht danach auch handeln?

Und eines Tages setzten sie sich um einen Tisch herum und fragten sich, von was für einer Grundlage sie ausgehen wollten, um ihre Forschungsreise anzutreten.

Von vornherein wurden sie sich darüber klar, daß sie katholische Christen waren . . .

Gewiß, daran hatten sie eigentlich noch nie gedacht, abgesehen davon, daß sie eine Reihe von Riten gewohnheitsmäßig auszuführen pflegten, ohne sich weiter etwas dabei zu denken. Und doch schien es ihnen im Grund ihrer Seelen, daß das schon etwas bedeutete. Und dann wurde ihnen klar, daß es eine ganze Fragenfolge aufrollen würde, wenn sie sich gemeinsam zu diesem Titel bekennen würden.

Andererseits waren sie Männer des tatigen Lebens. Das heißt, sie waren keine Intellektuellen, keine Verkünder irgendwelcher Wahrheiten, sondern einfach Männer, die irgendwo an einen Knotenpunkt wirtschaftlicher Tätigkeit gestellt waren, für ein Geschäft verantwortlich, ein Gewerbe, eine Fabrik, ein Büro; sehr beschäftigt, angestrengt beschäftigt sogar, denn die Geschäfte sind schwierig und nehmen alle Zeit in Anspruch. Titel und Würden

hatten sie wohl keine, aber jeder füllte eine Stelle aus, und das ist wichtiger als ein Titel, jeder hatte eine wirkliche Aufgabe, die den ganzen Menschen in Anspruch nimmt

Daß sie Katholiken und Männer der Tat waren, das waren wohl außer der Freundschaft die beiden Bänder, die sie einten, die sie zusammenschlossen.

„Ist es der Muhe wert, davon zu sprechen? Hat das überhaupt eine praktische Bedeutung?“

Die Antwort, die sie sich vor einem Jahre und während aller folgenden Monate gaben, insbesondere in dem aufgeregten Monat Juli 1936, und heute mehr wie je, lautete. daß es allerdings sehr notwendig, ja dringend sei, daß Geschäftsleute, die zugleich bewußte Christen sind, zusammenkamen, um ihren Beruf einmal vom christlichen Standpunkt anzusehen, als Christen von ihrer Erwerbstätigkeit und von ihrem ganzen Leben zu sprechen

Was für Leute treten nicht an allen Ecken und Enden zusammen, in dieser verwirrten Zeit, unter dem Zeichen der Freundschaft, oder von gemeinsamer Unruhe getrieben, oder um gemeinsam Lösungen zu suchen, manchmal bloß um der gemeinsamen Weltanschauung willen. An allen Ecken und Enden entstehen allerlei „Gruppen“, „Ordnungen“, „Kreise“, und man gibt ihnen tonende Namen. „Soziale Ordnung“, „Neue Ordnung“, „Wahrhafte Ordnung“, „Studienkreis“, „Aktionskreis“ und so weiter . .

Ist es da verwunderlich, wenn auch Katholiken, die zugleich Männer des tatigen Lebens sind, zusammentreten, unter dem doppelten Zeichen ihres Berufs und ihres Glaubens?

Und wozu? wird man fragen. Um von Theologie zu reden? — Arme Theologie! — Von sozialem Christentum? — Hute dich, Sozialismus! — Einen Studienkreis? — Als ob es nicht schon genug Theorien und Systeme gabe. — Am Ende gar eine Bruderschaft? Zum Beten? — Das sollen sie andern überlassen!

Wozu soll man denn die Religion mit den wirtschaftlichen und sozialen Problemen vermengen? Was hat denn das miteinander zu tun? Nichts als Konfusion kommt dabei heraus!

Nun, meine Herren! Wir denken genau das Gegenteil! Für uns, Sie dürfen es uns glauben, ist das Erstaunliche, das Paradoxe nicht, daß wir seit einem Jahr untereinander von Christentum und Geschäften, von Christentum und Arbeit sprechen — was uns heute erstaunlich und paradox erscheint, ist, daß wir das nicht schon längst getan haben; daß niemals Katholiken, die im tatigen

Leben stehen, in größerer Zahl zusammengekommen sind, um als Christen von Beruf und Arbeit zu reden. Daß man es den Klerikern, oder den Junglingsvereinen, oder den Frauen, oder den Mummelgreisen überlassen hat, sich zu vereinigen und von Christentum zu reden!

Während doch umgekehrt die Anhänger aller möglichen Lehren und Glaubensartikel, wenn sie zusammenkommen, von ihrem Beruf und ihren Sorgen sprechen und dem gemeinsamen Glauben, der ihnen Kraft gibt. Nur gerade die Anhänger des christlichen Glaubens nicht

Denn schließlich und endlich, meine Herren, worum dreht es sich?

Wenn man einen Titel trägt, wenn man glaubt, daß der Titel etwas wert ist, muß man sich da nicht Rechenschaft ablegen, was der Titel nach sich zieht, wozu er verpflichtet? Und wenn man, anderseits, einen Beruf hat, muß man sich da nicht darüber klar werden, wie Titel und Beruf zusammenstimmen? Kann man sie auseinanderhalten? Kann man „Glauben“ und „Leben“ trennen?

Und wenn nicht, ist es da nicht das einfachste, man beginnt damit, daß man unter Fachgenossen davon redet, unter berufstätigen Männern, die ein gleicher Glaube eint?

So haben wir denn eines Tages, begonnen, ganz schlicht, unter Freunden, nur ein paar, und nach und nach sind es immer mehr geworden — jemand mußte ja schließlich einmal anfangen.

Wenn Sie erlauben, so will ich hier vor Ihnen versuchen, ein paar unserer Fragestellungen und ein paar unserer Antworten durchzunehmen. Es ist uns dabei bewußt, daß bei alledem, was wir zu sagen haben vom Standpunkt der Intelligenz nichts Neues ist, nichts, das Sie nicht schon wußten.

Aber bei dem, worauf es uns ankommt, was wir Ihnen heute zeigen wollen, handelt es sich gerade nicht darum, etwas Neues zu lernen, sondern im Gegenteil ein paar einfache Dinge wieder zu entdecken, Dinge, die allgemein bekannt gewesen sind, die man wußte, die man noch weiß, aber an die niemand denkt — das Leben geht vorüber, ohne daß man daran denkt.

Wir haben untereinander sowohl von dem Gegenstand unseres Glaubens gesprochen, wie von den Dingen unseres Berufes, und wir haben es in unserer Sprache, unserer Ausdrucksweise getan, als Laien und Manner der Tat. Wir haben uns um einen Tisch

herumgesetzt, in kleinen Gruppen von etwa zehn Freunden, und jeder hat ganz einfach ausgesprochen, was er auf dem Herzen hatte, ohne falsche Befangenheit, ohne Schüchternheit.

Da haben wir bemerkt, daß um von Gott zu reden, und von Gottes Sohn, die Sprache der Theologen ganz überflüssig ist. Drucken wir uns denn, wenn wir von den finanziellen und industriellen Fragen, die unser Leben unmittelbar angehen, aus wie Professoren der Nationalökonomie? Nein! Sondern wie Geschäftsleute! Und warum sollte man von geistlichen Dingen nicht ebenso reden können? Warum sollten Männer wie wir, die im Strome des Lebens stehen und die das Geistige nahe angeht, weil sie ohne es nicht leben können, nicht in unserer Sprache davon reden?

Wir können Ihnen versichern, daß das sehr wohl möglich ist, und sogar ersprießlich. Denn schließlich, worin bestand denn für die meisten von uns das „christliche“ Leben vor einem Jahr, und worin besteht es bei den meisten auch heute noch? Das muß einmal gesagt werden.

Wir haben uns also die Frage vorgelegt, und wir haben feststellen müssen, daß unser religiöses Leben in der Hauptsache aus gewissen Gebräuchen bestand, auf einige Riten beschränkte, die wir sonntags in der Kirche vollzogen. Riten, deren Sinn wir nicht mehr verstanden und die uns in Wahrheit kaum mehr interessierten. Wer von uns hat nicht einmal zu sich selber gesagt: „Jetzt bin ich schon so oft in der Messe gewesen, und immer ist es das gleiche.“

Indem wir so von den Dingen unseres Glaubens sprachen, haben wir eine Entdeckung gemacht, oder vielmehr eine Wiederentdeckung: daß das „Geistige“ etwas „Wirkliches“ ist.

Uns mit Geistigem zu befassen, das hatte offenbar für uns Männer der praktischen Berufe nur Sinn, wenn es in bezug zu unserem täglichen Leben gebracht werden konnte. Wir hatten aber das geistige Leben vom täglichen Leben abgesondert, hatten es außerhalb gestellt, auf die Erfüllung von ein paar Gebräuchen beschränkt, wir hatten es so verstummelt. Da war es kein Wunder, daß es uns als etwas Künstliches erschien.

Und so entdeckten wir, meine Herren, daß es in unserem Leben einen Bruch gab, mit einem Abgrund dazwischen. Auf der einen Seite stand, was wir bei uns, ganz paradox, das wirkliche Leben nannten, dessen größten Teil der Beruf einnahm, und auf der andern Seite vegetierte in einem versteckten Winkel jenes Leben

äußerer religiöser Übungen, die wir wohl gewissenhaft erfüllten, aber ohne Enthusiasmus. Es genügte, daß wir uns dessen bewußt wurden, um zu begreifen, wie absurd das war, und daß unser Leben aus einem Block sein muß, daß man aber nicht das Menschliche und das Christliche voneinander trennen kann.

Das Erste und Wichtigste, was uns unser Glaube aufgab, war also ihm nachzuleben. Unser ganzes Christentum war ohne Zweifel wertlos, wenn es nicht unserm Leben einverleibt war. Und wenn man darüber nachdachte, so sah man, daß es vor allem hierauf ankam. Aber wir erkannten auch, daß dieser Wiedereintritt des Christentums in unser praktisches Leben eine völlige Umkehr bedeutete, eine Bekehrung, die wir in uns selbst vorzunehmen hatten, und daß der einzelne das nie fertig bringen wurde, weil er durch zuviel Gewohnheiten gebunden ist und unter dem Einflusse aller der steht, unter denen er lebt. Wenn es glücken sollte, dann mußte man sich zusammenschließen.

Da es unser Beruf war, der unser Leben ausfüllte, so konnte kein Zweifel daran sein, daß hier der Anfang gemacht werden mußte.

Um zur Klarheit zu kommen, haben wir also zuerst von den Fragen unseres Berufs gesprochen, unserer Stellung als Chef, unserer Verantwortung als Chef, von den Fragen der Zusammenarbeit, der Verträge zwischen Chef und Angestellten, von Lohnverträgen, und von all den Kapiteln der sozialen Frage, die insbesondere seit Juni 1936 so brennend geworden sind. Wir haben unsere Besorgnisse ausgetauscht, manchmal unseren Kummer. Wie so viele andere, sind auch wir zu der Erkenntnis gekommen, daß wir bei unseren Geschäften oft die menschliche Seite ganz außer acht gelassen und nur an den Profit gedacht hatten.

Wie so viele andere in dieser Zeit, haben wir erkannt, daß es nicht ausreicht, dafür zu sorgen, daß ein Unternehmen lebt und Nutzen abwirft, sondern daß es so funktionieren muß, daß alle darin Beschäftigten sich wohl befinden. Sagt man nicht ganz geläufig, daß Reichtum eine Verpflichtung schaffe, daß er „dienen“ müsse, daß seine Besitzer einen „Auftrag“ zu erfüllen haben, ihn nur „verwalten“? Ist es mit der Autorität vielleicht anders? Sie hat nur Sinn, wenn sie dem Ganzen dient.

Was für Sprüche! werden Sie sagen. Lesen Sie heute die Zeitung, da redet jeder der Reformatoren, die sich anbieten, von „dienen“; dienen, um die Gesellschaft zu reformieren. Leider genügt das

nicht. Das ist eine abstrakte Idee, ein Wort, das die Herzen nicht packt. Es ist nichts dahinter. „Dienen“ hat nur Sinn, wenn es aus Liebe geschieht. Und wie könnten die Menschen, deren Ansichten und Interessen so auseinandergehen, einander in Wahrheit lieben? In Worten ja, aber nicht in Wirklichkeit.

Gewiß, wenn wir in unseren Unterhaltungen die Autorität unter den Gesichtswinkel des Dienens gestellt haben, so haben wir nichts anderes getan, als viele andere auch. Aber wir sind dabei nicht stehen geblieben. Und was hat uns erlaubt, einen Schritt weiter zu gehen? Was hat uns „die Fenster aufgetan“?

Eben dies: daß wir den Augenblick vorher von Gott gesprochen hatten, vom Vater, und von Christus, seinem Sohne, der unser aller Bruder ist, der gemeinsame Bruder aller Menschen...

Und gleich darauf haben wir also von unserm Beruf geredet.

Fast unmerklich waren wir von einem Gegenstand auf den andern übergegangen. In uns wirkte noch nach, daß es darauf ankam, den Bruch in unserm Leben zu heilen, den Bruch zwischen Glauben und Leben, zwischen Beruf und Glauben. Wenn Christus unser aller Bruder ist, dann sind alle Menschen untereinander Brüder, und darin sind sie gleich, trotz aller Ungleichheiten der Begabung und der Stellung. Jenseits dieser unvermeidlichen Ungleichheit der Menschen gibt es eine Wesensgleichheit der Seelen; indem jeder Mensch, wo immer er stehe, mit derselben Würde bekleidet ist: der Würde eines Bruders Christi. Weiter: wenn Christus der gemeinsame Freund aller Menschen ist, sollte dann die Würde als Freunde Christi nicht dazu führen, daß sich die Menschen untereinander lieben?

Und so hatten wir in unserem Kreise eine Erkenntnis wiedergefunden — vielleicht zuerst mehr geahnt, als gefunden; denn es gibt Erkenntnisse, die man nicht gleich fest ins Auge fassen kann, weil ihr Licht zu grell ist — wir haben erfaßt und allmählich immer klarer erkannt: daß hier die Lösung ist. Es gibt nur eine Art der Bruderlichkeit, die gestattet, eine Gesellschaft aufzubauen, in der die Autorität wirklich im Dienste der andern steht, die Bruderlichkeit in Christus.

Wir hatten die tiefe Begründung für diesen Begriff des Dienens wiedergefunden und zugleich das Mittel, das erlaubt, an die Verwirklichung zu gehen.

Die Lösung war im Grunde ganz einfach: mit unserm Christentum in unserm Leben, in unserm Berufsleben, Ernst zu machen.

Mit einem Schlag gewann unser Beruf, unser schöner Beruf, als Chefs, als Verantwortliche, unser Beruf, der unser Sinnen und Trachten schon ganz ausfüllte, ein ganz anderes Aussehen, er erschien uns noch schöner, er bekam einen Sinn. Als Dienst betrachtet, mit unserm Glauben verknüpft, nahm er eine Stelle im Plane Gottes ein, er wurde etwas von Gott Gewolltes, ein Auftrag, eine Berufung. Oder, anders gesagt, dieser Beruf, den wir liebten, wurde zu einer höheren Pflicht.

Und weit entfernt davon, daß dieser Beruf nur eine Art Zugabe zum geistlichen Leben wäre, von ihm geschieden, wurde er zu seinem Hauptstück. Durch ihn und mit ihm wollten wir mit unserm Glauben Ernst machen.

Begreifen Sie, wie uns das starkte? Jetzt konnten wir uns voller Freude sagen: „Wir sind Männer der Tat... Ausgezeichnet! — Industrielle, Betriebsführer?... Desto besser! — Wir lieben unsern Beruf, unsere Autorität, unsere Verantwortung?... Immer besser! Das ist Gottes Wille. Wir müssen nur unsern Beruf als Christen auffassen, als Christen erfüllen, im Geiste christlicher Brüderlichkeit.“

Wenn unser Beruf so zum Hauptstück unseres Lebens geworden ist, und wenn der Beruf es ist, der uns und die Gesamtheit der Franzosen zur Stunde am meisten in Anspruch nimmt, so denken wir nichtsdestoweniger, daß unser Christentum nur Wert hat, wenn es unserm ganzen Leben wieder „einverleibt“ wird, allen Zweigen unseres Lebens. Familie, Bürgerpflicht, Beruf. Spuren Sie nicht, meine Herren, daß hier überhaupt das wahre geistige Problem unserer Zeit liegt? Von geistigen Kräften sprechen, ohne ihnen Einfluß auf unser Leben zu gewahren, ist doch nichts weiter als leeres Geschwätz. Und unsere freundschaftlichen Zusammenkünfte haben eben diesen Zweck, gemeinsam die Lösung dieses Problems zu versuchen. Der einzelne ist unfähig dazu, eine gemeinsame Handlung, eine Gesamthandlung ist erforderlich.

Und welche innere Freude haben wir empfunden, als wir uns so selber wiederfanden, um gemeinsam ans Suchen und ans Handeln zu gehen! Wie haben sich uns Fenster weit aufgetan auf eine Landschaft, an der wir früher achtlos vorübergegangen waren! Wir kamen uns vor wie Wanderer, die gemeinsam zu einem hohen Gipfel aufsteigen und unterwegs immer neue Entdeckungen machen und einander aufmerksam machen auf alles, was sich ihrem Blick an Neuem erschließt.

Und groß ist unsere Freude, heute abend diese selben Fenster vor Ihnen zu öffnen und mit Ihnen denselben Aufstieg zu versuchen.

Dossiers de l'Action populaire, 15 7 1937.

V.

SOZIALE ARBEIT DER LAIEN

„Equipes Sociales de Jeunes Gens“

Was diese „Sozialen Mannschaften junger Leute“ kennzeichnet, ist, daß sie ganz in der Stille arbeiten. Dem breiten Publikum sind sie kaum bekannt, man kann jahrelang die große Presse lesen, ohne daß sie einem auffallen, zu ihren Kongressen entsenden die Zeitungen keine Berichtersteller; ihre Führer halten keine westhenschallenden Reden; sie veranstalten keine Propaganda-Umzüge. Und doch sind sie da: etwas sehr Lebendiges, vor allem etwas ausgesprochen Französisches.

Wo sind sie hergekommen? Was wollen sie? Was für Ergebnisse können sie vorweisen?

Die Bewegung ist eine Frucht des Kriegserlebnisses, also älter als die meisten Strömungen, denen wir in diesem Buche begegnet sind. Der Gründer und Führer, Robert Garric, ein Schuler der Ecole Normale Supérieure, wie so viel der Männer, die hier auftreten, hatte die Kameradschaft des Krieges als etwas tief Beglückendes empfunden: „Wir wollten nichts weiter, als die freundschaftlichen Beziehungen fortsetzen, die wir im Schutzengraben mit so vielen Soldaten unterhalten hatten, Männern der verschiedensten Berufe, von denen wir so viel gelernt haben. Wir sahen keinen Grund, diesen gegenseitigen Unterricht, diese vertrauensvollen Unterhaltungen aufzugeben, deren Bild noch so lebhaft vor unserer Seele stand. Daraus ist alles weitere geworden; wir haben uns nur von unmittelbaren Notwendigkeiten und Möglichkeiten führen lassen.“

Männer der Tat können sich nie mit der Pflege des Vergangenen begnügen. Um das Vergangene lebendig und wirksam zu erhalten, muß es auf den Plan der Gegenwart übertragen werden. Was war das Wesentliche an der Kriegskameradschaft? Das Zurücktreteten der

sozialen Unterschiede hinter eine Freundschaft auf Tod und Leben. Damit war die Aufgabe bezeichnet: Bande der Freundschaft schaffen zwischen Gebildeten und Ungebildeten, Reichen und Armen, mit dem Zweck, den Bedürftigen von seinem geistigen Überfluß mitzuteilen und zugleich von ihnen zu lernen, von ihren unverbrauchten Kräften, ihrem gesunden Menschenverstand, ihrer ungebrochenen Empfindungskraft.

Also machten sich Robert Garric und einige Freunde ans Werk: Sie stellten sich in einem volkreichen Viertel an einer Straßenecke auf, vor dem Schlund eines Schachtes der Untergrundbahn, zur Zeit, wo er die heimkehrenden Arbeiter alle anderthalb oder zwei Minuten zu Hunderten aussperrt, auf einem wustigen Gelände, wo Rangen spielten. Und redeten die jungen Leute an. Sie boten ihnen ihre Freundschaft an, bedingungslos und ohne Gegenleistung. Wenn sie ein paar Gläubige gefunden hatten, trafen sie sich mit ihnen einmal in der Woche irgendwo in einem Lokal: dem Nebenzimmer eines Cafés, einem Schulzimmer, einem Versammlungssaal, den der Eigentümer für die gute Sache umsonst hergab. Dort redeten sie mit den neugewonnenen Freunden, belehrten sie, brachten ihnen Rechtschreiben, Grammatik und Rechnen bei, erklärten ihnen die Zeitereignisse auf Grund von Karten, sprachen von neuen Entdeckungen, zeigten Bilder und Atlanten herum.

Nichts von einer Schule natürlich, nichts Lehrhaftes und auch nichts von Heilsarmee und Bekehrung, keinerlei Moralisieren. Allerdings stehen die Leiter der „Mannschaften“ auf dem Boden der katholischen Kirche: sie wollen auch ganz bewußt „praktisches Christentum treiben“; aber sonst ist die Bewegung ganz unkonfessionell, steht auch in keiner Abhängigkeit von der Kirche oder den Orden und macht keinerlei Unterschied zwischen Parteien und Glaubensbekenntnissen. Anders könnte sie nicht leben; denn wenn man diesen jungen Leuten Moral predigen, wenn man ihnen von Religion oder gar Dogmen reden wollte, da würden sie sich in die Seiten puffen, fernexen und nie wiederkommen. Man kann höchstens hoffen, daß vielleicht der eine oder andere einmal fragt. „Warum machst du dir eigentlich alle diese Muhe, was treibt dich dazu?“ Dann könnte man ihnen von den Kräften der Liebe reden.

Im Grunde ist damit schon alles Wesentliche gesagt. Nur daß mit der Zeit die Mannschaften immer zahlreicher geworden sind, daß immer mehr Studenten oder ehemalige Studenten — alle von katholischer Weltanschauung — sich fanden, die in den Dienst der Be-

wegung traten. Bald breitete sie sich über das ganze Land aus: heute gibt es solche „Mannschaften“ in allen wichtigeren Städten des Landes, im ganzen gegen 600. Im Westen und Norden sind sie zahlreich, auch im Osten gibt es nicht wenige, im Süden sind sie selten. In Paris beläuft sich ihre Zahl auf etwa 80 männliche und ebensoviel weibliche.

Natürlich war es nötig, etwas wie eine zentrale „Organisation“ zu schaffen; aber man darf ja nicht an eine „straffe“ Organisation denken. Im Grunde beschränkt sie sich darauf, die Erfahrungen zu sammeln, zu vergleichen, Regeln aufzustellen und die Ergebnisse allen „Mannschaften“ mitzuteilen. Und natürlich hat sich dadurch eine Art Routine herausgebildet und ein Wissens- und Erfahrungsschatz angesammelt.

Es ist also eine Arbeit von Intellektuellen. Das Ziel für jeden, der in den Dienst der Bewegung tritt, ist: eine „Equipe“ aufzustellen, eine Mannschaft, die sich in Freundschaft verbindet und die grundsätzlich nie mehr als 20 Mitglieder haben soll. Wird sie größer, so wird sie geteilt. Mit seiner Mannschaft lebt der Führer nun, er will seine Freunde vom Absinken in Laster und Demagogie bewahren, zur Bewußtheit, zur Urteilsfähigkeit erziehen und ihnen möglichst helfen, durch Entwicklung ihrer Fähigkeiten eine bessere materielle Lage zu erlangen.

Das wichtigste Mittel dazu ist die wöchentliche Zusammenkunft, der „Cercle“. Ein solcher „Cercle“ ist eine „geleitete Unterhaltung über einen Gegenstand von allgemeinem Interesse, an der möglichst alle Mitglieder der Mannschaft teilnehmen sollen“. Also eine Art Diskussionsabend. So finden wir auch hier am Anfang die öffentliche Diskussion im kleinen Kreise, die Quelle alles Gemeinschaftslebens in Frankreich. Daneben laufen Unterrichtskurse aller Art her, die von freiwilligen Lehrenden erteilt werden. Je nach ihren Möglichkeiten veranstaltet die Mannschaft dann noch Ausflüge, Theateraufführungen oder gemeinsamen Theaterbesuch, Besichtigungen, kleine Reisen, Zeltlager usw. Jeder ist völlig frei; es gibt kein Gelohnis, keine Verpflichtung zum Gehorsam, keinen Mitgliedsbeitrag. Alle Unkosten werden durch freiwillige Beisteuer gedeckt.

Am Schluß des Schuljahres findet ein Preiswettbewerb statt, ohne den ja das französische Leben undenkbar ist. Die Mannschaften wetteifern miteinander, welche das beste Diktat schreibt, das wirkungsvollste Plakat zeichnet und dergleichen mehr.

Zu einem französischen Unternehmen geistiger Art gehören seine Veröffentlichungen; sie dienen immer, dem französischen Wesen

gemäß, in erster Linie dazu, sich selbst Rechenschaft abzulegen, das Erlebte in den Bereich des hellen Wortbewußtseins heraufzuheben. Es gibt eine Revue im 15 Jahrgang, „Les Equipes Sociales“, wohl in erster Linie für die Leiter bestimmt, die darin z. B. auch Ereignisse wie das Nordlicht vom 25. Januar 1938 verzeichnet finden, als Thema für einen Abend. Dann eine Monatszeitung im 10 Jahrgang, „L'Equipier“, mehr für die Mitglieder; die Nummer vom Februar 1938 z. B. ist dem Theaterspielen gewidmet, die Artikelüberschriften lauten: Das Theater in der Equipe; Theaterspielen; Schauspieler, wie wirst du deine Rolle leben?, Aufführungen in den verschiedenen Equipes, Warum gehst du ins Theater? usw. Endlich Broschüren und Bücher. „Leitfaden für den Führer einer Mannschaft“, „Wegweiser für die Arbeiterkultur“ und dergleichen mehr. Einem Heft „Das Leben der Mannschaft“ haben wir Abschnitte über die „Geburt der Mannschaft“, über den „Französisch-Kurs“ entnommen; einem andern Heft, „Equipes 1935“, das eine Fülle psychologischer Skizzen aus allen Schichten enthält, eine wahre Fundgrube von Material zur Kenntnis des französischen Volkes, eine kleine Abhandlung über die berühmten „Midiennes“, die bernahe schon ein literarischer Typus geworden sind.

Folgende Wesenszüge der „Equipes Sociales“ scheinen uns typisch französisch zu sein: Die Gruppe als Einheit. Die Diskussion als Prinzip der Erziehung. Der Glaube an die Persönlichkeit. Der Verzicht auf alle Fassade. Die Abneigung gegen eine straffe Organisation (die Gruppen treten gleichberechtigt nebeneinander). Die völlige Abwesenheit jeglicher Bindung, bei christlicher Grundhaltung. Und nicht zuletzt das Geschick, fast ohne Geldaufwand und ganz ohne Apparat, lediglich durch Einsatz der Person eine immerhin starke Bewegung zu schaffen.

+

Mit den „Sozialen Mannschaften“ ist noch eine andere Organisation verbunden, die noch ausgeprägter den Charakter sozialen Dienstes trägt. „Auxilia“, ein Unternehmen brieflichen Unterrichts an Schwerkranke, insbesondere an Lungentuberkulose und Knochentuberkulose, die in Sanatorien untergebracht sind. Die Lehrpersonen leisten die Arbeit umsonst; jeder Lehrende bekommt nur eine beschränkte Anzahl von Schülern zugewiesen, braucht sich auch, wenn er will, nur mit einem einzigen zu befassen. Die Kranken senden

alle vierzehn Tage ihre Aufgaben ein, die der Lehrende verbessert. Es wird Unterricht in allen Zweigen des Wissens erteilt. Der Zweck ist nicht nur, den Kranken eine allgemeine Bildung zu geben, sondern auch ihnen neuen Lebensmut zu geben, sie zur Rückkehr ins tätige Leben vorzubereiten, umzuschulen. Von 15000 bettlägerigen Knochentuberkulösen, die in Frankreich in Heilstätten untergebracht sind, empfangen 6000 Unterricht durch die fast 4000 Lehrpersonen, die sich „Auxilia“ zur Verfügung gestellt haben. Es werden Kranke ohne Unterschied der Konfession angenommen, aber die Lehrenden sind alle bewußte Katholiken. Auch hier eine umfangreiche und nützliche Arbeit, die so gut wie keinen Geldaufwand erfordert.

GEBURT EINER „MANNSCHAFT“

I.

Jacques Gemahling, Der Stapellauf

Seit es Mannschaften gibt, hat man Stapellaufe erlebt. Das lernt sich schnell. Das Wesentliche ist nicht die technische Seite. Gewiß braucht man Erfahrung dazu, daß er flott vonstatten geht; aber das, worauf es in Wirklichkeit ankommt, sind die Fähigkeiten des Führers der Mannschaft. Der Zweck der nachfolgenden Überlegungen ist nun nicht, ein ausgeklugelter und unfehlbares System auseinanderzusetzen, sondern die innere Haltung zu umschreiben, ohne die es keinen erfolgreichen Anfang gibt¹.

Mit Absicht ist das Wort „Stapellauf“ gewählt worden; denn eine Mannschaft beginnt ihre Laufbahn wie ein Schiff. Zunächst ist das Wichtigste, daß der Stapellauf glückt, auf gut geseiften Bohlen; daran erkennt man schon, ob inneres Gleichgewicht da ist. Später mögen in der Mannschaft Zusammenziehung und Ausdehnung abwechseln, als ihr Lebensrhythmus; aber zuallererst muß ein guter Anfang gemacht werden, selbstsicher, stark, ohne daß es irgendwo hapert.

¹ (Anm. d. H.: Die allgemeinen Richtlinien und die praktischen Anweisungen für einen erfolgreichen Stapellauf finden sich im „Leitfaden für den Führer der Mannschaft“, zweiter Teil, viertes Kapitel.)

Wir müssen das Bild der künftigen Mannschaft in uns tragen, das in langem Nachdenken gereift ist, denn es handelt sich darum, schöpferisch in die Tiefe zu wirken, Herzen und Verstand von Menschen zu bilden. Darum, ein Gebäude zu errichten, aus den Baustoffen, wie sie ein jeder beibringen wird, aber von unserem eigenen Wesen erfüllt. Um eine Besitzergreifung, die sich bemüht, verstreute Elemente auf einen „gemeinsamen Nenner“ zu bringen, wie Lyautey es nannte, sie im vertrauten Umgang in der Mannschaft zusammenzuschmelzen, sie nach ihrer Art zu verwerten. Und das muß im Geiste fertig sein, lange ehe man beginnt.

Den Freunden, die wir werben, bringen wir eine Botschaft, die ihnen neu ist, die sie stützen läßt, sie manchmal mit ungeheurer Hoffnung erfüllt. Manche haben gesagt: „Das soll es wirklich geben, es soll wahr sein? Sind sie nicht zu schön, diese Stunden, die nun in unsern Tageslauf eingeschaltet werden, dieser verzauberte Kreis, in dem wir alle eins sind, ohne andern Unterschied, als den die Starke oder Zaghaftigkeit der Freundschaft bedingt?“ Und manchmal ist es dann wirklich so, daß es heißt: „Es war' zu schön gewesen“. Namlich, wenn wir versagen. Wenn wir unsere Versprechungen nicht halten. Wenn unser eigenes Leben nicht auf der Höhe unserer Traume steht. Wenn wir über unsere Anstrengung Buch führen, die Mühe zahlen. Die zu uns kommen, tun es freimutig, schenken uns ihr Vertrauen, geben sich der neuen Erfahrung hin, vielleicht hochgesinnter als wir selbst. Sie kommen einfach und heben das Urteil für später auf. Darum müssen wir uns ganz klar machen, welche Verpflichtung wir übernehmen.

Darum ist es so wichtig, daß sie nicht betrogen werden. Auf keinerlei Weise. Daß man sie nicht durch bloßen Schein täuscht. Daß man sich nicht anders gibt, als man ist, nicht freundlicher oder glatter, mißtrauischer oder verschlossener, als man entschlossen ist, es zu bleiben. Wenn Mißverständnisse drohen, sie bei den Hörnern packen. Alles aussprechen, gleich, ohne Rückhalt. Auf Anhieb als der erscheinen, der man fortan sein will.

Ich habe gesehen, daß Mannschaften, die in Zaghaftigkeit entstanden waren, erst vor Schwache sterben mußten, ehe sie, wiedergeboren, zu dem wurden, was sie vom ersten Tage an hatten sein können, wenn der Führer fest und entschieden gewesen wäre.

Die Bedingungen sind hart. Sie erheischen, daß man entschlossen sei, demutig, klug und fähig, ohne Rückhalt zu lieben. Die sicherste

Methode erscheint es mir, wenn man zuallererst ein oder zwei Seelen zu gewinnen sucht, die fest zu einem halten. Man braucht immer einen Kern, eine letzte Zuflucht, wo nie der Wind der Niederlage bläst. Es muß eine Freundschaft sein, die in jeder Anfechtung Stich halt, die auf volliger Lauterkeit von beiden Seiten beruht; selten kommen im Leben die Anlässe zu solcher Freundschaft. Hat man das Glück, ihr zu begegnen, dann gibt es keine Schranken mehr: alles wird möglich. Begegnet man ihr nicht... aber man muß nur recht suchen: ein jeder findet die Freundschaft, deren er würdig ist

Dann wächst das Werk in der Stille und um die Gruppe schließen sich Bande, die immer fester werden, je mehr Neue hinzutreten

Freilich ist man am Tage des Stapellaufs selten so weit; aber man darf den ganzen ersten Monat des Bestehens der Mannschaft dazu rechnen.

Der ersten Zusammenkunft muß eine förmliche Forscherarbeit vorausgehen, über die auch ein paar Worte gesagt werden müssen. Am besten ist der Vergleich mit der Arbeit des Geologen. Zuerst gilt es, die Oberfläche des Geländes auszukundschaften, die unbebauten Flächen, wo die Buben spielen, die Cafés und welche Rolle ihnen im Leben des Viertels zukommt, die Punkte dichtester Besiedlung; die Verkehrsadern und Ausgänge (Untergrundbahn, Autobus, Hauptstraßen); die Pole der Anziehung (Kino, Tanzsäle, Fabriken), welche Bedeutung den einzelnen Stunden im Ablauf des taglichen Lebens zukommt, ob die Zeit vor oder nach den Mahlzeiten geeigneter ist, wann die Menschen von ihrer Arbeitsstelle zurückkommen; ob diese im Viertel liegt oder weiter weg.

Dann wählt man mit reiflicher Überlegung Punkte aus, wo man sich aufstellt, den grünen Trakt in der Hand, und die Vorübergehenden anredet. Oder man sucht Leute auf, deren Adressen man sich verschafft hat. Man spricht von den „Mannschaften“ und von der Mannschaft, die man zusammenbringen will. Man geht in die Höfe und macht die Buben mobil, damit sie ihrerseits die grünen Flugzettel austeilen, man fordert Fragen heraus. Oft ist alles Schwemmsand und Kies, worauf man trifft. Und dann stößt man plötzlich auf eine starke Ader, irgendeine Buben-gemeinschaft, eine „Bande von Kameraden“, die unter sich fest zusammenhalten. An sie muß man sich heranpirschen, ihr Wesen, ihren Umfang erforschen, sie zu packen suchen. Fast immer findet

man dort den kostbaren Kern von Edelmetall, von dem die Rede war. Aber manchmal genügt der Versuch einer Annäherung, damit sie sich zu einem ganz harten, festverschanzten Block zusammenschließen. Kein Grund zu verzweifeln! Gauthier hat gesagt: „Es gibt keine Natur, so hart sie sei, die nicht im Feuer der Liebe schmolze. Schmilzt sie nicht, dann war das Feuer zu schwach.“

So horcht man herum, forscht, erprobt, ordnet die Eindrücke, bis man eine Stadtgegend, ein Viertel genau kennt. Man muß schon „dazu gehören“; anders kann man sich den Erfolg nicht verdienen.

Die Werbung von Mensch zu Mensch ist mit wenigen Ausnahmen die einzige, die zum Wesen der „Mannschaft“ paßt. Das „Dreschen“ mit Plakaten, mit Flugschriften, die man bei den Kaufleuten auflegt, gibt wenig aus. Nicht, daß es jemals schaden konnte. Denn da wir für nichts anderes gelten wollen, als was wir auch wirklich sind, brauchen wir nicht zu fürchten, daß unsere Aufrichtigkeit auf die Probe gestellt wird; niemand hat das Recht, unsere Güterglaubigkeit in Zweifel zu ziehen. Wenn wir aber mißverstanden und unsere Absichten entstellt werden, dann ist es dringend nötig, daß die Leute genau erfahren, was wir wollen, damit man nicht von einem Mißverständnis ausgeht. Ohnehin werden uns früher oder später gewisse Fragen gestellt. Ich halte es für notwendig, daß es so ist. Wir schließen einen Pakt mit andern und übernehmen dabei eine Ehrenpflicht. Sie ist der Kern unseres Unterfangens; wir dürfen sie nicht ernst genug nehmen.

Wie verläuft nun der erste Abend? Während einer oder zwei Stunden blickt man einander in die Augen, zum erstenmal, mit einem neuen Blick. Jetzt entscheidet es sich, ob wir die gewonnen haben, die gesagt hatten: wir kommen, und die gekommen sind, trotz Regen oder Kino, weil sie uns geglaubt hatten. Es ist der Augenblick, wo wir fühlen, aus was für Stahl die Mannschaft sein wird, die sich unter unseren Händen bildet.

Jetzt beginnt alles.

+

Joseph Sot, Der zweite Abend

Am ersten Abend läuft also die Geschichte vom Stapel. Man fühlt sich gehoben, redet die Leute an, schleppt sie herein, man

laßt einen großen Speech steigen, fragt seine ersten Mannschaftler nach Namen und Beruf aus. Es geht besser als man dachte.

Schwieriger wird es den zweiten Abend Gewiß, man hat ein nie versagendes Thema als Stoff gewählt, hat es sich ganz und gar einverleibt, und nun kommt man an das Lokal mit der bangen Frage: Wieviel von den 5, 10, 15, 20 Burschen, die du das letztmal gesehen hast, werden wiederkommen? Und sie haben versprochen, Kameraden mitzubringen werden sie Wort halten?

Man muß als erster da sein und sie erwarten. Wie schon beim Stapellauf gibt es manche, die sich nicht allein hereintrauen. Wenn ein paar beisammen sind, geht es besser, da haben sie mehr Mut. Aber der vereinzelt Angekommene steht vor der Tür, sieht nichts, zögert, geht wieder fort: ach was, ich komme nachher wieder, wenn ein paar da sind. Und kommt nicht wieder.

Es gilt also, sich draußen aufzustellen und sie zu empfangen. Wenn nötig, muß man ihnen entgegengehen. Und sich gleich vornehmen, daß man seinen Vortrag, den man so schon einstudiert hat, erst von sich geben wird, wenn der Trupp der Zuhörer groß genug sein wird. Zunächst einmal kommt es darauf an, jeden freundlich aufzunehmen. Mit denen, die das erstmal nicht da waren, ist es bemahe leichter, den Kontakt herzustellen. Man stellt sich gegenseitig vor, man fragt den Neuen, wie und wo er von den „Mannschaften“ hat reden hören, man gibt ihm einige Aufklarungen, spricht mit ihm von seinem Beruf. Aber bei dem „Alten“, der schon das erstmal da war, muß man ganz geschwinde trachten, zu dem Gesicht den Namen zu finden. Gelingt es nicht, so muß man ihn mit List und Tücke dazu bringen, daß er ihn selber sagt, und dann gleich von seinem Beruf sprechen, seiner Familie, den kleinen Einzelheiten, die er beim „Stapellauf“ vielleicht veraten hat. Ein gutes Gedächtnis für diese Dinge ist unerlaßlich. Er muß sehen, daß man nach einer Woche nicht alles schon wieder vergessen hat, daß man sich seiner erinnert. Und alles ganz schlicht, freundschaftlich, unaufdringlich; in die Bezirke seiner Seele, die er noch verschlossen halt, darf man nicht mit Gewalt eindringen wollen. Auf keinen Fall darf die Unterhaltung in eine Ausfragerei ausarten. Nur weil man ihn lieb hat, mochte man seinen neuen Freund besser kennenlernen. Und darum muß man sich ihm auch selber in dem Maße hingeben, in dem er es selber tut. Oft behält in der ersten Unterredung der neu Gekommene gleichsam die Oberhand. Das tut nichts. Wenn man sich mit voller Offenheit

gibt, unverstellt, aus aufrichtigem Herzen redet, dabei mit dem Zartgefühl, das aus der Liebe fließt, merkt es der andere wohl. Man muß auch rechtzeitig aufhören können; dann wieder geduldig bis zu Ende alles anhören, wenn man fühlt, daß der andere sein Herz erleichtern möchte. Vor allem darf man auch nicht glauben, man müsse mit allen Mitgliedern immer auf dem gleichen Punkt der Vertrautheit stehen. Man muß die Charaktere und Temperamente erkennen können; zartfühlend sein; mit einem Worte: lieben.

An unserem zweiten Abend also ist der Trupp endlich soweit angeschwollen, daß die Aussprache beginnen kann. Wichtig ist, wie die Zuhörer sitzen. Ist ein großer Tisch da, so setzen sich alle darum herum. Sonst richtet man es so ein, daß jeder jeden und alle den Leiter sehen können. Das dumme ist, sich selber hinter einen kleinen Tisch zu setzen und die Zuhörer in Stuhlreihen gegenüber. Das schmeckt nach Vortragssaal und weckt unfehlbar die Langeweile. Und dann die Aussprache lebendig gestalten. Zunächst muß man einen Stoff gewählt haben, der alle interessiert und über den möglichst jeder schon etwas weiß: die Geschwindigkeiten z. B., das Flugzeug, das Verkehrswesen. Und dann lebendig sprechen, mit Überzeugung. Immer die Leute ansehen beim Reden, Beispiele anführen, Bilder und Photos herumzeigen. Nur nicht trocken werden. Denn in dieser ersten Sitzung muß es dem Führer der werdenden Mannschaft gelingen, sich durchzusetzen, sonst hat er verspielt. Wichtig ist vor allem, daß man die jungen Leute zum Reden bringt. Sind sie nicht gesprächig, so muß man eben Fragen stellen. Dem Jüngsten muß man es an den Augen ablesen, daß er etwas auf der Zunge hat und sich nicht traut, es zu sagen, also muß man ihn danach fragen. Und so bei allen andern.

Die erste Aussprache schafft einen wichtigen Vorgang. Bewußt oder unbewußt richten sich die späteren darnach. Deshalb ist es notwendig, daß sie lebendig sei. Daß jedermann daran teilnimmt, keiner stumm dabeisitzt. Daß die Mitglieder von vornherein merken, man kommt nicht zu dem Abend, um zu dösen und sich zu warmen. Vor allem muß der Leiter sich dabei bewahren. Er muß zeigen, daß er den Stoff wirklich kennt, daß er aber jederzeit bereit ist, von den anderen zu lernen. Er muß die Diskussion leiten. Für sein Ansehen ist diese erste Aussprache entscheidend; er darf das blodsinnige Durcheinanderschwätzen nicht dulden, sonst wird es um das Leben der Mannschaft übel bestellt sein.

Endlich ist der Stoff erschöpft, die Aussprache geht dem Ende zu. Jetzt muß man Schluß zu machen verstehen. Nur nichts in die Länge ziehen, immer fortmachen; sonst langweilt sich die Hälfte. Ich meine, für ein erstes Mal sind drei Viertel Stunden eine sehr anständige Zeit. Und ist man fertig, dann gleich den Stoff fürs nächstmal festsetzen und fortgehen. Wer noch was auf dem Herzen hat, wird es dir draußen sagen, wird dich zum Autobus oder Metro begleiten, was überhaupt eine ausgezeichnete Angewohnheit ist, zu der man die Mitglieder erziehen muß. Und dann jedem auf Wiedersehen sagen, für jeden ein Abschiedswort haben, Mut machen zur Werbung, fragen, warum der oder jener, der das erstemal da war, nicht wieder gekommen ist, bitten, daß man ihn doch wieder mitbringe.

Die dritte und vierte Sitzung ahnelt meist sehr der zweiten. Im allgemeinen dauert es einen Monat, bis eine Mannschaft im Schuß ist. Und wenn dieser Monat gut vorbei geht, dann ist die Mannschaft reif für die schönsten Erfolge, wofern sie nur vermeidet, sich zu „verburgerlichen“ und wenn der Leiter die Flamme in sich lebendig erhält, die ihn beim Stapellauf beseelte.



Alain Guillermou, Der Französisch-Kurs

Unsern Mitgliedern Rechtschreiben beibringen und ihre Erinnerungen an die französische Grammatik auffrischen (die Volksschule liegt schon so weit zurück!); ihnen beibringen, was man unter einer schön geschriebenen Seite versteht; sie dazu bringen, daß sie beurteilen können, was guter Stil ist und ihnen dadurch den Stil der Schundliteratur verleiden; sie zwingen, über einen Text nachzudenken, seinen Sinn bis ins letzte zu erfassen; die Urteilsfähigkeit in ihnen erwecken; ihnen ihren eigenen Reichtum enthüllen, indem man sie nötigt, aus sich herauszugehen — das ist es, wohin unser Französisch-Kurs zielt; es ist eine Arbeit von großer Bedeutung.

Unsern Mitgliedern kann es nur von Nutzen sein, wenn sie korrekt schreiben lernen. Für nicht wenige ist es die Vorbedingung weiteren Aufstiegs in der Fabrik oder Werkstatt, daß sie einen Bericht ohne allzuviel Fehler aufsetzen können. Und allen macht es Spaß, wenn sie Fortschritte im Rechtschreiben machen. Sie

spotten zwar gern über ihre eigenen Fehler und tun, als käme es darauf gar nicht an, aber in Wahrheit schmeichelt nichts so ihrer Eitelkeit, als ein fehlerloses Diktat

Natürlich muß man mit einem leichten Text anfangen. Die Mitglieder sitzen am Tisch und einer steht an der schwarzen Tafel und schreibt das Diktat mit. Nach zwei oder drei Sätzen wird eine Pause gemacht. Alle verbessern jetzt ihre Irrtümer und die, die der Anschreiber vielleicht gemacht hat. Der Leiter erklärt dann, in möglichst klaren Worten, was für grammatikalische Besonderheiten sich in dem Texte finden.

Aber dabei darf es nicht bleiben. Man muß dazu kommen, daß die jungen Leute die Schönheiten guten Stils schätzen lernen. Scheint das auf den ersten Blick nicht aussichtslos? Wie soll man junge Arbeiter mit der Literaturkritik vertraut machen? Aber es ist gar nicht so schwer! Man zeigt ihnen z. B., mit welchen Worten ein großer Schriftsteller ein bestimmtes Schauspiel beschrieben hat und wie es ihm gelungen ist, die Leser zu fesseln, oder was für Worte man wählen muß, damit eine Geste oder eine Haltung sogleich lebendig und anschaulich vor Augen steht; oder man laßt eine Seite aus einem großen Autor auf der Wandtafel in die gewöhnliche Umgangssprache übersetzen und vergleicht. Unsere jungen Leute begreifen das sehr schnell und lernen den Unterschied schätzen.

Sobald ihr Geschmack ein bißchen verfeinert ist, muß man ihnen Bücher in die Hand geben, eine Bibliothek zusammenbringen, über die Auswahl wachen, aber ohne jede Engherzigkeit

Aber es genügt nicht, daß sie den Geschmack an der Schundliteratur verlieren und gut geschriebene Bücher vorziehen. Über die Form hinaus müssen sie lernen, den Inhalt zu werten. Sie müssen sich daran gewöhnen, die Bücher nicht in solche einzuteilen, die lustig zu lesen sind, und solche, über denen man einschläft, sondern in Bücher, die den Geist bereichern, und solche, die ihn nicht bereichern. Das ist eine wesentliche Aufgabe.

Es gilt auch, in ihnen die Freude an der Überlegung, an der Diskussion zu wecken, oder manchmal nur zu entwickeln, weil sie weiter verbreitet ist, als man denkt. Das geschieht, indem man nach dem Diktat den Text bespricht; jeder sagt, was ihm dabei eingefallen ist. Die Rolle des Leiters beschränkt sich dabei durchaus darauf, die jungen Leute zu fragen, zum Sprechen zu bringen, ihre Schüchternheit geschickt zu überwinden, und jene Scham-

haftigkeit zu besiegen, die sie oft hindert, alles auszusprechen, was sie denken.

Gewiß darf der Französisch-Kurs nicht in einen Studienzirkel ausarten: wenn ein zu wichtiges Problem auftaucht, so stellt man es lieber für einen besonderen Diskussionsabend zurück. Aber unsere Mitglieder müssen doch lernen, aus einem Text alles herauszuziehen, was darinsteckt, und zu den Ideen der andern eine persönliche Stellung einzunehmen. Ohne daß der Leitende jemals seinen Standpunkt auferlegt, wird er doch die Diskussion in bestimmter Richtung orientieren, darüber wachen, daß keiner unlogisch daherredet, und er wird sich bemühen, die Debatte mit einigen klaren, festumrissenen Ideen zu schließen, die sich den Geistern einprägen.

Außerdem darf der Französisch-Kurs niemals nach Schulklasse schmecken. Wir dürfen nicht vergessen, daß das ganze Bild, der Leitende, der diktiert, der Schuler, der auf der Tafel mitschreibt, die andern, die über ihre Hefte gebeugt sind, verzweifelt an Volksschule erinnert, was unsern jungen Freunden vielleicht ganz und gar nicht sympathisch ist. Das läßt sich leicht vermeiden, wenn im Zimmer eine Atmosphäre freier und frohlicher Freundschaft herrscht, wenn man in den Herzen die Freude erweckt, zu erkennen, zu lernen, aufzusteigen, im Geiste zu wachsen, ohne die keine gemeinsame Arbeit fruchtbringend und wahrhaft bildend sein kann.

+

Equipes 1935

G. Eon, La Midinette

Die Midinette? Ruft dies Wort nicht das Bild eines schicken und reizenden jungen Mädchens herauf, das aber nicht zu wissen scheint, was denken heißt? Wir wollen sie einmal am Ausgang des Ateliers oder in der Untergrundbahn beobachten: sie redet ohne Unterlaß, nicht zu laut, denn das wäre ordinar, aber laut genug, daß man auf sie aufmerksam wird. Und das gelingt ihr auch meistens. Eine Haltung, die gewiß nicht gerade zu nachsichtigem Urteil stimmt. Indessen, wenn man mehrere Jahre in der Arbeit der „Equipes“ inmitten der Arbeiterinnen aus der Damenschneiderei gelebt hat, kann man sich unmöglich dem entziehen, sie zu lieben, mehr noch: Achtung vor ihnen zu haben.

Daß sie kokett sind, erfordert der Beruf: keine Kundin wird Ver-

trauen zu einer ersten oder zweiten Hand¹ haben, die nicht nach der neuesten Mode gekleidet ware; während der Lehrjahre, wo sie wenig verdient, muß sie sich kümmern, daß sie immer schick angezogen ist, ohne daß es viel kostet, dazu dienen vor allem die Stoffreste im Atelier

Um ein schönes Kleid zu machen, genügt es nicht, geschickte Hände zu haben die Einbildungskraft nimmt die erste Stelle ein. Die Damenschneiderei leidet unter der wachsenden Konkurrenz des Konfektionsgewerbes. Darum muß die Midinette alle Quellen ihrer Einbildungskraft sprudeln lassen, um jede Saison etwas Neues zu erfinden. Sie ist eine Künstlerin; und wie dem Musiker oder Bildhauer liegt ihr ihre Kunst am Herzen, und sie ware ohne sie sehr unglücklich. Man hat ihr oft Leichtsinn vorgeworfen; aber sollte man nicht lieber „Phantasie“ sagen? Sie weiß auch sehr gut zu würdigen, was schon ist. Wie begeistert waren unsere Midinetten angesichts der wilden Schönheit von Cap Fréhel! und wie spiegelte sich die Bewegung in ihren Zugen, als sie die „Schmetterlinge“ von Schumann anhorten!

Diese lebhaft empfindungsfähigkeit macht die Midinette sentimental bei einem traurigen Lied kommen gleich die Tränen; sie glaubt auch dem ersten Besten, wofern er nur gut spricht und geht mit ihm ins Kino oder auf die Tanzdiele. Nicht in die Ball-lokale, das galte für unfein Wenn ihr Freund „gebildet“ ist, dann wird sie sich bemühen, sich selber zu bilden, damit sie nicht hinter ihm zurückbleibt und mit ihm reden kann; sonst hat sie kein großes Lernbedürfnis, die Romane zu 2 Francs 50 genügen ihr. Victor Marguéritte richtet viel Schaden an; denn die Midinette will manchmal erleben, was sie gelesen hat.

Erstaunlich ist, daß diese kleine, so romanhafte Arbeiterin meistens eine Vernunfthehe eingeht: entweder mit 18 Jahren, weil es sie bedrückt, daß sie solange ihren Eltern zur Last liegt, oder mit 23 oder 24. Dann hat sie das Leben genossen und heiratet den nächsten Flirt, vorausgesetzt, daß er will. Fast immer laßt sie sich in der Kirche trauen, weil die feierliche Handlung ihrem Bedürfnis zu scheinen, sich bewundern zu lassen, schmeichelt. Ihre Religion beschränkt sich aber eher auf gelegentliche Wall-fahrten, als daß sie jeden Sonntag zur Messe ginge.

¹ (Anm. d. Her. In der Damenschneiderei heißt das Lehrlmädchen, das ausgelernt hat, „petite main“; die Arbeiterin, der man schon selbständige Arbeit anvertraut, „seconde main“; die Vorarbeiterin „première main, kleine Hand, zweite Hand, erste Hand.)

Ist die Arbeiterin aus der Damenschneiderei einmal verheiratet, so ändert sie sich vollständig, selten geht sie noch langer ins Atelier, sie arbeitet lieber daheim; Damen, die sie kennt, werden ihre Kundinnen und gestatten ihr, das Budget ins Gleichgewicht zu bringen und den Beruf nicht aufzugeben, den sie so liebt. Einige Kinder sind willkommen, denn egoistisch ist sie nicht.

Man konnte mancherlei Beispiele von der Selbstlosigkeit geben, die so kennzeichnend für die Midinette ist. Ihr Mittagessen besteht zumeist aus einem oder zwei belegten Brotern. Sie hat ja ihren Namen daher, daß sie „à midi“ eine „dînette“ halt, das heißt nicht zum Mittagessen fortgeht, sondern im Atelier das Mitgebrachte verzehrt. Wenn nun eine Kameradin den Tag gerade nichts hat, so teilt sie ihr bescheidenes Mal mit ihr, ganz einfach und frohlich. Sie ist sehr dienstwillig, fürchtet sich vor keiner Muhe und macht bereitwillig Überstunden, wenn eine eilige Arbeit fertig werden muß, gar nicht selbstsuchtig, denkt sie vor allem daran, wie sie andern Vergnügen machen kann.

Die äußeren Umstände unter denen sie arbeitet, bedingen schon, daß sie nicht zuerst an sich denkt. Das Atelier ist zumeist hell, aber oft ist es sehr eng darin. Damit die, die unmittelbar am Fenster sitzen, nicht frieren, muß der kleine Kanonenofen überheizt werden; die neben ihm sitzen, braten dafür. Es geht immer sehr lebhaft zu; die Zungen stehen keinen Augenblick still — konnte es unter zehn oder fünfzehn jungen Mädchen anders sein? Und hier ruhen wir an einen wunden Punkt; denn die Unterhaltungen, die das kleine Lehrmädchen von 13 bis 15 Jahren dort zu hören bekommt, tun ihr nicht gut. Sie sind immer leichtfertig, aber selten grobschlchtig. Von der eigenen Familie wird fast nie gesprochen, weil die Herkunft zu gemischt ist. Neben dem Kind, das nie ein Elternhaus gekannt hat, sitzt die Tochter aus ehrbarer Bürgersfamilie. Der große Gegenstand ist natürlich die Liebe, über die unendlich gebabbelt wird; aber über die eheliche Treue macht sich niemand Illusionen. Die älteren erteilen den jüngeren gute Ratschläge. Wer keinen kleinen Freund hat, um sonntags mit ihm ins Kino zu gehen, ist nicht auf der Höhe. Ist ein Marienkind dabei, dann wird es als bigott bezeichnet oder als „Dreiviertels-Ordensschwester“. Die Kleine, die keine Zeit gehabt hat, sich morgens zu schminken, fragt man brusk: „Was ist denn mit dir? hast du dich angesteckt?“ Alle Filme werden ausführlich durchgehechelt. Die Midinettes singen oft im Atelier, vor allem

traurige und leidenschaftliche Gesänge, wo von nichts anderm die Rede ist, als von Verrat, Mord und Wahnsinn! Manche erhalten sentimentale Briefe in großer Zahl; die schönsten geben sie den Kameradinnen zu lesen. Das ist eine Gelegenheit, einem besonders leichtgläubigen Lehrmadchen einen Streich zu spielen: ein paar Tage lang schmeichelt es sich, Gegenstand einer glühenden Leidenschaft zu sein, weil es auch einen solchen Brief bekommen hat; aber geschrieben hat ihn die Nachbarin im Atelier. Nachdem diese eine Woche lang ihren Spaß damit gehabt hat, gesteht sie es der kleinen Tollen ein, aber diese macht gute Miene zum bösen Spiele, denn alle sind sie von gutem Charakter.

Ist eine feine Toilette fertig, dann probiert man sie schnell der Hubschesten an, wenn die Erste einmal einen Augenblick fortgegangen ist. Dabei regnet es spöttische Bemerkungen über die Kundin, für die das Kleid bestimmt ist.

Ein empfindsames und zartes Wesen wird von dieser Atmosphäre von Leichtsinn und Lustigkeit leicht beeinflusst werden; ein solches würde vielleicht in der Fabrik weniger Schaden leiden, weil es dort ordinar zugeht, wodurch es sich abgestoßen fühlt.

Die „Erste“ übt einen großen Einfluß auf ihre Untergebenen aus: „Wie die Erste, so das Atelier“. Man muß auch sagen, daß das moralische Niveau einer kleinen Schneiderfirma hoher ist, als bei einem großen Schneider.

Sobald eine „erste Hand“ sich Ansehen erworben hat, kommt sie in Berührung mit der Kundschaft. Die Amerikanerinnen vor allem haben einen schlechten Einfluß, der Luxus, den sie zur Schau stellen, erweckt Neid und Verlangen und macht die Rückkehr in das eigene, oft sehr arme Heim bitter.

+

Was können die Equipen bei den Midinettes ausrichten? Die Schwierigkeiten sind sehr groß: teils rühren sie von den Arbeitsbedingungen in der Nahbranche her, teils vom Charakter der Arbeiterinnen.

Die Zeit, die im Atelier verbracht wird, ist sehr wechselnd; zu Beginn der Saison werden taglich Überstunden gemacht; in der stillen Zeit dagegen gibt es englische Woche, wenn aber am Freitag eine Kundin kommt, um ein Kleid zu bestellen, das am Sonntag

fertig sein muß, dann müssen zwei Arbeiterinnen Samstag nachmittag dableiben. Daher ist es sehr schwer, einen Kurs an die Arbeit anschließen zu lassen — abgesehen davon, daß die meisten von ihren Freunden abgeholt werden! Das Lehrmadchen vor allem wird sich nur schwer in einen Kurs fügen, den ganzen Tag muß es der Arbeiterin an die Hand gehen einfadeln, Nadeln, die Schere, das Bügeleisen zureichen. Das schafft bei einem Kind von 13 Jahren nicht die Ausdauer, um regelmäßig einem Kurs zu folgen und sei er noch so lebendig. Das hat eine Erfahrung bei einer großen Schneiderfirma gezeigt. Eine Leiterin hatte den Jungsten Turnstunden vorgeschlagen; die Idee Sport zu treiben wurde mit Begeisterung aufgenommen, 30 schreiben sich ein. Also, nächsten Samstag Metro, Porte Champerret! Zur bestimmten Stunde ist die Leiterin da; eine halbe Stunde vergeht — niemand kommt. Endlich kommen zwei Kleine — die andern haben gefunden, es sei zu weit, oder haben eine Abhaltung gehabt, aber das nächstmal wurden sie kommen. Der Kurs findet statt und macht den beiden Mädchen sichtlich Spaß. In der Mitte der nächsten Woche probiert es die Leiterin noch einmal im Speisesaal der großen Firma, und wieder schreiben sich die Mädchen massenhaft ein; aber am Samstag ist es wieder dasselbe. Zehnmal hat es die Leiterin versucht, fünfmal hat sie den Unterricht mit zweien oder dreien abgehalten und erst nach Wochen, als sie wieder einmal vergeblich an der Porte Champerret wartete, hat sie das Spiel verloren gegeben.

Wenn man also in die Welt der Damenschneiderei eindringen will, braucht man noch viel mehr Anpassungsgabe als anderswo. Das Wichtigste ist, daß man die Midinette in ihrem Wesen genau kennt, ihre Neigungen, ihren Charakter. Schlagen Sie ihr rhythmische Gymnastik vor! Der Gedanke, grazioser zu werden, verführt sie; auch der Tanz ist eine Kunst. Dann gelingt es mit der Zeit, die Mitglieder zu überzeugen, daß ein bißchen Turnen für die Gesundheit sehr gut wäre, und so kann man mit Geduld und Klugheit von einem zum andern kommen. Vor allem darf das Lokal nicht abgelegen sein, damit die Leiterin immer wieder ins Atelier gehen, die schwankenden Willen stützen, den Kontakt erneuern kann.

Unterricht im Zuschneiden ist sehr beliebt; denn alle möchten es schon können, ehe sie ausgelernt haben. Und so entstehen allmählich Bande der Freundschaft, die Leiterin erweckt nach und

nach in den Mädchen die Lust zum Lernen, die Freude am Lernen. Wie war's mit einem richtigen Kurs, wo man auch ernsthaft und nach Herzenslust reden konnte? Nicht bloß so nebenbei wie beim Zuschneiden. Und dann ist es doch auch nett, beisammen zu sein! Kräfte der Liebe werden in Tätigkeit gesetzt, noch unbewußt; später treten sie dann ins Licht der Bewußtheit.

Alles kommt auf die Fähigkeit der Leiterin an. Zur Midinette muß man ganz einfach und unbefangen gehen, vor allem frohlich. Man darf ruhig etwas Dummes sagen: besser man erscheint ein bißchen verdreht als zu gesetzt, wofern nur der Kern solide ist. Man muß weitherzig sein, aber nicht „elastisch“. Gewisse Worte und Unterhaltungen dürfen nicht durchgehen, sonst ist es aus mit der Autorität und dem Einfluß.

Man muß daran denken, daß die Mädchen gerne tanzen. Vor einigen Jahren hatte ein Lehrgang großen Erfolg, weil immer am Schluß zehn Minuten Charleston gelehrt wurde. Aus demselben Grunde fand ein Turnkurs regelmäßigen Zulauf, in dem das herkömmliche Spiel am Schluß durch zwei oder drei Tänze ersetzt wurde.

Tatsachen sind da, die beweisen, daß die „Equipes“ unter den Arbeiterinnen der Damenschneiderei viel ausrichten können. Geschichtliche und geographische Themen interessieren sie nicht, dagegen die Mode, das Kino, die Freundschaft, alles was die Einbildungskraft erregt. Ein Kurs über Musik mit Darbietungen hat sie leidenschaftlich begeistert.

Am besten sind die Ferienkolonien, dort zeigt sich die Midinette wie sie wirklich ist, und die Leiterin kann ihr volles Vertrauen schenken, sie wird niemals enttauscht werden. Die Midinette ist offener, geht mehr aus sich heraus als die Büroangestellte. Wenn sie ihrer Leiterin etwas an den Augen absehen kann, tut sie es.

Für die Schwestern, bei denen sie in den Ferien Aufnahme gefunden hatten, veranstalteten sie einen Unterhaltungsabend zum Besten ihrer Schule: früh um sechs standen sie auf, um ihre Rollen zu lernen, der Spaziergang wurde abgekürzt, um zu proben. Und die Kostume! Manche waren richtige Meisterwerke. Diese Einfälle! Diese Gabe, aus nichts etwas Entzückendes hervorzuzaubern!

Manche haben gestanden, daß ihnen die Ferienkolonie einen richtigern Begriff vom Wesen der Freundschaft gegeben habe; sie haben dort dieses mächtige Mittel für den sittlichen Aufstieg erlebt.

Das leichte und oberflächliche Geschwatz im Atelier ist dort weit, weit weg. Verschiedene Male wollten sie etwas über die „Liebe“ hören, die echte, weil ihnen noch nie jemand etwas darüber gesagt habe. Und haben sie nicht einmal gebeten, man solle ihnen die Beweise vom Dasein Gottes erklären?

Wenn man sie lange kennt und immer wieder mit ihnen spricht, staunt man oft über den Einfluß, den manche auf die andern ausüben. Da war ein Kind von 15 Jahren, in dessen Gegenwart alle schlupfrigen Gespräche im Atelier verstummten, und später bekehrte dieses Mädchen seinen Bräutigam nur durch sein Beispiel und sein Gebet in der Stille.

Manche sind wahre Heldinnen: hinter ihrem Frohsinn, ihrer gleichbleibenden guten Laune verbergen sich ganze Familien-tragödien. Ein Mädchen von 16 Jahren übte eine Art Apostelamt in ihrer Equipe aus. Aber ihre Mutter war eine Frau von leichten Sitten und ihr Vater ein Säufer: manchmal jagte er das Kind nachts um 11 Uhr aus dem Hause. Dann irrte sie die ganze Nacht umher, ohne Geld in der Tasche, das Herz voll Angst, nur von ihrem inneren Glauben aufrechterhalten. Solches Leiden macht stark fürs Leben und gibt eine Kraft der Ausstrahlung, über deren Ursprung sich die Leiterin oft erst nach jahrelanger Bekanntschaft klar wird.

Unser Wahlspruch lautet:

„Man muß glauben an das, was man tut,
und muß es mit Begeisterung tun.“

Das gilt auch bei den Midinetten. Selbst wenn sie unmoralisch scheinen, braucht man nicht an ihnen zu verzweifeln. Sie geben gern, sie teilen gern: ist das nicht schon ein Zeichen, daß sie auf dem Weg zum Licht sind? Und eines Tages kommt die Stunde, die Stunde des Meisters, wo sie entdecken, daß die Hingabe seiner selbst nichts anderes ist, als die christliche Liebe.

DIE PROTESTANTISCHEN KIRCHEN

Der innere Gegensatz zwischen französischem Wesen und römischer Kirche, von dem im vorigen Abschnitt die Rede war, besteht in dieser Weise nicht zwischen französischem Wesen und protestantischem Geist. Eher wird man hier eine innere Übereinstimmung feststellen müssen, die sogar ziemlich weit geht.

Der Protestantismus ist in Frankreich auch älter als in andern Ländern. Der historische Protestantismus hat bekanntlich seinen Namen von dem Protest der evangelischen Reichsstände auf dem Reichstag zu Speyer 1529. Geistig gesehen ist aller Protestantismus eine Auflehnung gegen Mißbräuche in der Kirche, nicht mit dem Ziel, einen Bruch herbeizuführen, sondern die in Irrtümer verfallene Kirche zur reinen Lehre des Evangeliums zurückzuführen und zu erneuern. Das geschichtliche Ereignis, das wir „Reformation“ nennen, war in Wirklichkeit gar keine Reformation, das heißt Umgestaltung der Kirche, sondern die Gründung neuer, von Rom unabhängiger Kirchen.

In Frankreich finden wir schon Jahrhunderte vor der historischen Reformation große Erneuerungsbewegungen, die teils Erfolg hatten, teils mit Gewalt unterdrückt wurden.

Die erste ist die große Reformbewegung der Benediktiner von Cluny im 10. Jahrhundert. Sie wurde vom Papsttum gefördert und rettete die Kirche aus einer fast hoffnungslos gewordenen Verweltlichung und Verwilderung. Die Reform von Cluny ist eines der größten geschichtlichen Ereignisse des Mittelalters und in Deutschland nur deshalb wenig bekannt, weil sie zum Niedergang des Kaisertums führte, das sich ihr entgegenstellte.

Im Land zwischen dem Zentralgebirge und den Pyrenäen entstand dann im 12. Jahrhundert die rein evangelische Bewegung der Katharer, die rasch so große Ausdehnung annahm, daß ein Kreuzzug von 20jähriger Dauer (1209—1229) nötig war, um sie im Blute zu ersticken. Gleich im ersten Jahre wurden bei der Eroberung von Béziers 20000 Einwohner getötet.

Ebenfalls im 12. Jahrhundert, 1176, begründete ein reicher Lyoner Seidenhändler, Petrus Waldus, eine Reformbewegung, er ließ die Bibel ins Französische übersetzen und predigte Rückkehr zu apostolischer Einfachheit. Die Bewegung gewann rasch an Bedeutung und griff auf die benachbarten Länder über. In Frankreich konnte sie erst im 16. Jahrhundert unter Franz I. unterdrückt werden. Sie hielt sich aber in den Alpentalern von Piemont und besteht noch heute als älteste protestantische Kirche. In Rom selbst, dem Sitz des Papsttums, hat sie seit 1914 ein Gotteshaus.

Der französische Protestantismus geht also ohne Zweifel weiter zurück, als auf die historische „Reformation“ des 16. Jahrhunderts. Daß er tief im französischen Wesen begründet ist, läßt sich aber auch in der Gegenwart ohne Muhe zeigen.

Der Protestantismus beruft sich gegenüber der Forderung der römischen Kirche, der einzelne müsse glauben und gehorchen, weil er selbst das Heil nicht erlangen könne, auf das Wort des Neuen Testaments „Prüfet alles, und das Beste behaltet!“ Gerade dieses „Allesprüfen“, dieses Bedürfnis, alles zu Worte kommen zu lassen, unvoreingenommen zu betrachten und zu untersuchen, dann daraus das auszuwählen und festzuhalten, was der Prüfung durch die Vernunft standgehalten hat, ist ein entscheidender Zug im Charakter des französischen Volkes. Die Franzosen sind geborene Protestanten, nicht nur auf religiösem Gebiet, sondern schlechthin, insofern als sie sich immer zur Wehr setzen, wenn man ihnen etwas zumutet, etwas zu glauben, ohne daß sie es selbst untersucht haben.

Auch das Schauspiel, das der französische Protestantismus dem fremden Beschauer darbietet, ist wesentlich französisch. Wir sehen uns einer schier unentwirrbaren Fülle von Lebenserscheinungen gegenüber, Organismen der verschiedensten Art und Größe, in denen alle nur denkbaren Richtungen und Abstufungen Ausdruck finden. Es gab allein bis vor wenigen Monaten eine ganze Reihe von Kirchen, nicht provinzieller Art wie unsere Landeskirchen, die dynastische Ursprünge haben, sondern Kirchen, die nebeneinander bestanden, sich über das ganze Land erstreckten, sich durchdrangen, in einem gewissen Wettbewerb lebten. Wir nennen

die reformierten evangelischen Kirchen
die reformierten Kirchen
die freien Kirchen
die Methodistenkirchen.

Jede von diesen Gemeinschaften hatte ihre eigene Organisation, eigene Lebensformen, Gottesdienstordnung, Glaubensbekenntnis, es gab jedoch gewisse gemeinsame Einrichtungen, insbesondere eine Gemeinschaftskasse, aus der alle Pfarrgehälter bezahlt wurden (winzige Gehälter!); ohne sie hätten viele kleine und arme Gemeinden zugrunde gehen müssen. Nach jahrelangen, muhseligen Verhandlungen haben sich diese Kirchen im Frühjahr 1938 zu einer großen Kirche, der „Reformierten Kirche Frankreichs“, zusammengeschlossen. Auch diese Einigung liegt im Zuge der Entwicklung, die alle Dinge in Frankreich genommen haben.

Noch deutlicher dem französischen Wesen angepaßt ist die Verfassung der reformierten Kirchen. Das religiöse Leben spielt sich in den Kultgemeinden ab, die aus sich heraus einen Rat von Presbytern wählen, dessen Vorsitz der Pfarrer führt. Die Gemeinden eines größeren Bezirks entsenden Abgeordnete in eine Provinzialsynode, die sich nach Bedarf vereinigt und bindende Beschlüsse faßt, für deren Durchführung dann ein Ausschuß sorgt. Einmal jährlich tritt die „Allgemeine Synode“ zusammen, die aus Abgesandten der Provinzialsynoden besteht, hierher muß die Zahl der Laien größer sein, als die der Geistlichen, damit die Gefahr des Klerikalismus vermieden wird. Die Allgemeine Synode ernennt einen „Ständigen Ausschuß“, dessen jeweiliger Vorsitzender die Kirche nach außen vertritt. Alle Kultgemeinden sind untereinander gleich, ebenso alle Pastoren, es gibt keinerlei Hierarchie und keine Titel. Diese Verfassung hat ihr Gegenstück in der politischen Organisation des Landes: das Presbyterium entspricht dem Gemeinderat, die Provinzialsynode dem Generalrat; die Allgemeine Synode dem Parlament, genauer genommen dem Senat (dessen Mitglieder von den Generalräten gewählt werden); der Ständige Ausschuß der Regierung, sein Vorsitzender dem Ministerpräsidenten. Sie ist jedoch keineswegs der politischen Verfassung nachgebildet (sie ist ja viel älter, da sie auf Calvin zurückgeht), sondern das Umgekehrte ist der Fall: sie hat auf dem Umweg über England und Amerika den Politikern als Vorbild gedient. Die Große Revolution, die dem Protestantismus sehr wohlgesinnt war, hat mit vollem Bewußtsein ihre Muster in den Verfassungen der nordamerikanischen Puritaner gesucht. Auch die „Erklärung der Menschenrechte“ stammt von dort. So sind die französischen Protestanten im Recht, wenn sie behaupten, der Protestantismus habe bei der Geburt des modernen Frankreich Pate gestanden; sie meinen auch, in ihren Kirchen sei der Wahlspruch der Republik „Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit“ besser verwirklicht als im politischen Leben.

Sie gehen noch einen Schritt weiter und erheben den Anspruch, echtere Vertreter des eingeborenen französischen Wesens zu sein, als die Rom unterworfenen Katholiken, in ihnen habe sich dieses Wesen unverfälscht durch fremde Einflüsse nach seinen eigenen Gesetzen entwickeln können. Wenn das ganze Volk hatte diesen Gesetzen folgen dürfen, wurde heute ganz Frankreich reformiert sein. So sei Frankreich durch jene fremden Einflüsse, insbesondere durch Schuld der Jesuiten, auf falsche Bahnen gedrängt worden und habe als unmittelbare Folge davon seine führende Stellung in Europa eingebüßt, die so viele Jahrhunderte unbestritten gewesen war.

Für diese Auffassung lassen sich genügend geschichtliche Gründe anführen und doch ist die ganze Frage vielleicht damit nicht zu erschöpfen. Ohne Zweifel haben hier auch tiefere Gründe mitgewirkt. Schon sehr frühe haben sich die Calvinisten da und dort mißliebig gemacht, weil sie so ausgesprochen „tuchtig“ waren. Auch weil sie an den Kirchenfeiertagen arbeiteten, was als unlauterer Wettbewerb angesehen wurde. Sie brachten überhaupt, wie der ganze Protestantismus, eine Unruhe ins Leben, die den Genuß des Lebens bedrohte; es ist aber eine französische, keineswegs katholische Grundauffassung, daß das Leben vor allem dazu da ist, daß man sich seiner freue. Wenn man heute die französische Schweiz betrachtet, die ja reformiert ist, so hat man ungefähr ein Bild, wie Frankreich aussehen würde, wenn es ganz protestantisch wäre. Ohne allen Zweifel ist dort, äußerlich betrachtet, das meiste viel besser als in Frankreich, vor allem „herrscht Ordnung“. Kommt man aber von Frankreich her, so legt sich einem etwas wie ein Druck auf die Seele, man fühlt sich unfreier, obwohl doch die Schweiz ein Land der Freiheit ist; die Menschen geben sich nicht so natürlich und ungezwungen, wie in Frankreich. So scheint es uns nicht sicher, ob nicht auch der Protestantismus, wenn er allein herrschend geworden wäre, irgendwie das französische Wesen verfälscht hätte, seine große Gefahr ist ja die Selbstgerechtigkeit, und sie ist im Calvinismus größer als im Luthertum.

Andererseits wieder unterscheiden sich alle protestantischen Kirchen aller Länder von der römischen Kirche, die überall dieselbe sein will und sich bemüht, wenigstens nach außen so zu erscheinen (wenn das auch immer schwieriger wird, weil z. B. gerade die heutigen französischen Katholiken sich deutlich vom Römischen weg zum Evangelischen entwickeln), dadurch, daß jene durchaus Gewächse des Bodens sind, in dem sie wurzeln. Untereinander unterscheiden sie sich durch

Wesenszüge, die in Sprache, Klima, Kultur, Volkstum, Rasse begründet sind. Luther ist ein so ausgesprochener Deutscher, wie Calvin ein ausgesprochener Franzose. Und wie Luthers Bibelübersetzung das erste Denkmal der hochdeutschen Schriftsprache ist, so Calvins „Institution chrétienne“ das des modernen Französisch. Luther ist den Franzosen in einer gewissen Art fremd und unverständlich. Es war nur der Ausdruck einer Wirklichkeit, wenn Luther die Marburger Religionsgespräche mit der Begründung abbrach „Ihr habt einen andern Geist als wir“. Der Streit um das Wörtchen „est“ war nur der zufällige Punkt, in dem sich der Gegensatz zusammenzog.

Es gibt in Frankreich auch ein Luthertum, das aber kirchlich ganz abgesondert steht. Es hat seinen Ursprung im Elsaß und in dem Ländchen Mömpelgard (Montbéliard) im französischen Jura, das von 1395 bis 1801 den Herzögen von Württemberg (unter französischer Lehnshoheit) gehörte und in dem die lutherische Lehre nach dem Grundsatz „cujus regio, ejus religio“ das alleinige Bekenntnis war. Die Grafschaft Mömpelgard ist eines der wenigen Gebiete, wo heute noch französisch sprechende Protestanten geschlossen bersammenwohnen. So ist das französische Luthertum württembergischer Färbung; auch nach dem Übergang Mömpelgards an Frankreich blieb der württembergische religiöse Einfluß lebendig, insbesondere durch Blumhardt.

Wenn wir uns wieder dem zuwenden, was der Protestantismus mit dem allgemeinen Leben in Frankreich gemeinsam hat, so stellen wir in ihm dieselbe Fülle geistiger Bewegungen fest, die wir auf allen andern Gebieten finden. Französisch daran ist die völlige, fast ungezügelte Freiheit. Während innerhalb der katholischen Kirche die verschiedenen Strömungen eher nebeneinander herlaufen, zwischen ziemlich festen Dämmen, können sie im Protestantismus, durch nichts gehemmt, ihren Impulsen folgen. So steht neben starrem, orthodoxem Wortglauben eine flache Aufgeklärtheit, die in Christus einen „psychologischen Fall“ sieht; neben einem manchmal etwas künstlich anmutenden Patriotismus der radikalste Pazifismus, der bis zur Kriegsdienstverweigerung geht; neben wahrhaft apostolischer Armut altererbter Reichtum, den seine Besitzer gemäß der calvinistischen Lehre sich zum Verdienst anrechnen, als Belohnung Gottes für musterhaftes Leben, neben hartgesottenen Burgern unerbittliche Sozialisten. Und zwischen diesen Extremen gibt es alle nur denkbaren Schattierungen. Gemeinsam ist dafür allen Protestanten die strengere Auffassung von der Moral, daher die sauberere Lebensführung, der

höhere Begriff von Verantwortung, ganz allgemein gesprochen, der größere Ernst, die größere „Tüchtigkeit“, um auf dieses Wort zurückzukommen.

Dieser Tüchtigkeit verdanken es die Protestanten, daß sie auf allen Gebieten des Lebens führende Stellen innehaben, in weit größerer Zahl, als ihnen verhältnismäßig zukäme. Am stärksten ist ihre Stellung im Unterrichtswesen und in der Hochfinanz. In allen Ländern hat der Protestantismus getreu seinem Grundsatz „Prüfet alles, und das Beste behaltet“ seine Glieder zur Urteilsfähigkeit zu erziehen versucht und zu diesem Zweck den Unterricht gefördert. Ein berühmter französischer Philologe, Michel Bréal, hat geradezu gesagt, die allgemeine Volksschule sei ein Kind des Protestantismus. Man behauptet, zu Recht oder Unrecht, die Protestanten beherrschten die „Hohe Universität“. Das Wort bedarf einer Erklärung. „Université“ hat im Französischen noch den ursprünglichen Sinn des lateinischen „universitas“ behalten. Die Universität von Paris umfaßt nicht nur die Fakultäten, sondern alle staatlichen Lehranstalten eines großen Bezirks, auch die Volksschulen. Der Rektor der Universität von Paris (wie aller französischen Hochschulen) ist zugleich der unmittelbare Vorgesetzte der Volksschullehrer seines Bezirkes und für den Unterricht in den Volksschulen verantwortlich. Was wir Universität nennen, heißt in Paris „Sorbonne“, nach dem Beichtvater Ludwigs des Heiligen, Sorbon, der im 13. Jahrhundert das erste Unterkunftshaus für arme, fremde Studenten gegründet hat. Die „Hohe Universität“ bezeichnet also die obersten Sphären des gesamten Unterrichtswesens.

Wie groß ihr Einfluß als Regenten der Bank von Frankreich war (bis 1936 der Regentschaftsrat abgeschafft wurde), wie groß er immer noch im Bankwesen ist, wurde in den letzten Jahren wiederholt öffentlich erörtert; aber die Protestanten haben es nicht gern, wenn man von diesen Dingen spricht. Die protestantischen Bankiers, meist ursprünglich aus Genf und Neuchâtel stammend, sind unter Napoleon I. groß geworden, der ihnen sehr wohl wollte und für den sie heute noch Verehrung und Dankbarkeit empfinden. Ihr Gebiet ist nicht die Börsenspekulation, sondern die Vermögensverwaltung; daher hängt z. B. der Erfolg staatlicher Anleihen wesentlich von ihrer Haltung ab. Man sieht, welche Macht ihnen das gibt.

Auch im Außenministerium sind die Protestanten einflußreich. Andere Gebiete wieder sind ihnen schwerer zugänglich. In der Académie Française finden sie nicht leicht Aufnahme, aber in den

andern Abteilungen des Institut de France (zu dem auch die Académie gehört) haben sie eine Reihe von Sitzen inne und wachen darüber, sie nicht zu verlieren.

Diese leitenden Männer treten nur selten als Protestanten hervor. Man hat sogar im einzelnen Fall große Mühe, zu erfahren, ob jemand Protestant ist oder nicht. Eher weiß man es von Katholiken, weil die Kirche dafür sorgt, daß es bekannt wird. (Unter „Katholiken“ versteht man in Frankreich nur solche, die sich offen zur Kirche halten; im allgemeinen setzt die öffentliche Meinung noch immer voraus, daß ein „gebildeter“ Mann Freidenker ist, auch die Protestanten gelten im Grunde für eine Art Freidenker, aber mit einem leichten, mehr moralischen als religiösen Anstrich.) Erst nach seinem Tode erfährt man von dem oder jenem einflußreichen Mann, daß er Protestant war, weil ein Pastor die Begräbnisrede gehalten hat. Gelegentlich klagen die Protestanten darüber, daß die römische Kirche aus Eifersucht die große Presse, zu der sie gute Beziehungen unterhält, veranlasse, alles Protestantische totzuschweigen. Hierzu wird man bemerken müssen, daß immerhin eine große Zeitung, die angesehenste und beste, „Le Temps“, eine Gründung elsässischer Protestanten ist und auch heute noch, wo sie der Schwerindustrie gehört, eine gewisse protestantische Tradition bewahrt.

An dieser Stelle muß noch die interessante und merkwürdige Tatsache verzeichnet werden, daß der französische Protestantismus aus sich heraus eine Anzahl Familien hervorgebracht hat, die wirkliche Eliten darstellen. Es sind immer Familien mit einer alten und starken Tradition und mit zahlreichen Kindern, deren geistige Fähigkeiten von Generation zu Generation stufenweise höhergezuchtet werden. In Deutschland ist Württemberg das Land solcher Familien, über die der Marburger Forscher Ernst Kretschmer geschrieben hat; hier ist es das Tübinger Stift, wo die Sprossen dieser Familien seit Jahrhunderten ihre Ausbildung empfangen. Ohne Zweifel handelt es sich um ein ausgesprochen protestantisches Phänomen. Wir beschränken uns darauf, für Frankreich die Sippe der Monod zu nennen, die schon mehrere hundert Glieder umfaßt. Monods waren seit Generationen Pastoren am „Temple de l'Oratoire“, der ersten reformierten Kirche von Paris — in Frankreich nennt man die protestantischen Kirchen „Temple“ —, auch an der französischen Kirche in Berlin. Auf allen Gebieten der Wissenschaften oder des öffentlichen Lebens, an den leitenden Stellen der Ministerien findet man sie; alle Welt ist mit ihnen verschwägert.

So groß nun der Einfluß der Protestanten als Personen ist, so wenig scheint der Protestantismus als Verkörperung des Christentums einen unmittelbaren Einfluß auf das öffentliche Leben auszuüben. Vielleicht bedingt eins das andere?

Während die römische Kirche nie zögert, durch den Mund berufener Vertreter zu den brennenden Fragen der Zeit Stellung zu nehmen — wie zur Frage der Sitzstreiks im Jahre 1936, oder zu den Gewerkschaftsfragen — und nicht zuletzt durch dieses klare Hervortreten die Aufmerksamkeit auf die starken geistigen Kräfte lenkt, die noch immer in ihr lebendig sind, bleibt der Protestantismus zumeist stumm. Ist er innerlich zu zerrissen, zu uneins, zu schwach? Freilich muß er die „Reichen“ schonen, ohne deren Freigebigkeit er nicht leben kann, aber dieser Konflikt besteht doch auch für die römische Kirche, wie wir gesehen haben. Oder ist es nur das Fehlen einer mit der nötigen Autorität ausgestatteten Spitze, die dem Protestantismus eine solche Stellungnahme erschwert? Wird sich das ändern, jetzt, da die Einzelkirchen in einer großen Gesamtkirche zusammengeschlossen sind, deren Oberhaupt eine ganz andere Vollmacht zu reden hat? Das ist schwer zu entscheiden. Aber unbezweifelbar ist, daß der Protestantismus dadurch verschwommen erscheint und zurücksteht.

Oder ist es so, daß der Protestantismus in Frankreich nur die Wahl hat, entweder durch zahlreiche, ihm ergebene, in seinem Geiste lebende Einzelmenschen den Ablauf des Lebens, vielleicht entscheidend, zu beeinflussen, und dafür als Kirche im Schatten zu stehen, oder als Kirche hervorzutreten und auf die persönlichen vielfältigen Wirkungen zu verzichten? Daß beides nicht möglich ist, weil es Gegenwehr hervorrufen würde, oder weil dazu die Kraft nicht ausreicht?

Fast möchte man dieses letzte glauben, daß dazu die Kraft nicht ausreichend, daß der Körper zu schwach ist. Denn der französische Protestantismus hat, wie es ein hervorragender Protestant uns gegenüber ausdrückte, „einen gebrechlichen Leib, auf dem ein ungeheurer Wasserkopf sitzt“. Die Protestanten verlassen immer mehr die Provinz und ziehen sich in und um Paris zusammen. Diese Bewegung hat gegen Ende des vorigen Jahrhunderts mit der allgemeinen Abwanderung vom Lande begonnen, ist aber erst seit dem Weltkrieg besonders stark geworden.

In der Vergangenheit waren die Cevennen, ein rauhes und unfruchtbares Gebirge, das den Unterlauf der Rhone auf deren rechtem westlichen Ufer begleitet, das Kernland des Calvinismus. In den un-

wegsamen Tälern hat er sich während der Jahrhunderte der Verfolgungen allen Nöten zum Trotz erhalten als „Kirche der Wüste“. Diese Zeit ist die Heldenzeit des Protestantismus. Aber seit er sich frei und ungehindert entfalten kann, sind die Bauern aus den Cevennen mehr und mehr ins Flachland hinabgestiegen, in die fruchtbaren Täler. Dank ihrer Tüchtigkeit sind sie dort schnell wohlhabend, ja reich geworden. Sie besitzen jetzt große Weinpflanzungen in der Gegend um Nîmes und Montpellier, im Tal der Dordogne. Irgendwo hoch im Gebirge steht ihr Stammhaus, das sie pietätvoll erhalten. Aber ihre Söhne studieren, werden Gelehrte, treten in die Verwaltung ein; sie brauchen nicht mehr selbst dem Boden seinen Ertrag abzurufen. Und die kleineren Leute werden Eisenbahn-, Post-, Steuerbeamte. Alle sind tüchtiger als der Durchschnitt und kommen deswegen leicht vorwärts. Darüber sterben die Wurzeln ab, die sie im Boden hatten, sie verbürgerlichen. So teilen sie das Schicksal aller Eliten, die ihr Aufstieg von der Muttererde abschnürt, bis sie endlich entarten.

Diese Verbürgerlichung ist es, die dem modernen französischen Protestantismus den Stempel aufdrückt. Damit gleitet das Schergewicht immer mehr von der religiösen Seite auf die moralische: ein Protestant ist ein Mensch von untadeligen Sitten, zuverlässig, tüchtig, ein vorbildlicher Gatte und Familienvater, sympathisch, äußerlich demütig (innerlich oft selbstgerecht, weil er ja weiß, wie tüchtig er ist!), für alles Geistige interessiert, opferwillig, wohlthätig, er hält sich auch zu seiner Kirche, zahlt pünktlich die Kirchensteuer, besucht den Gottesdienst, nimmt teil am Abendmahl, übt das Amt eines Presbyters mit Ernst und Gewissenhaftigkeit aus, schickt seine Kinder in den Religionsunterricht und die Sonntagsschule und erzieht sie zu tüchtigen Menschen — und dennoch! Kann man sagen, daß ein echtes Feuer, eine echte religiöse Inbrunst in ihm brennen, eine Begeisterung, wie sie unter den französischen Katholiken heute keineswegs selten ist? Wir lassen es dahingestellt. Die katholisch getauften Franzosen sind in ihrer übergroßen Mehrzahl entweder erklärte Freidenker, manchmal bewußt unmoralische Menschen, oder Zyniker, die über den ganzen Zimt spotten, oder ganz laue Christen, die allenfalls die dringendsten Verpflichtungen gegen ihre Kirche erfüllen, wenn keine Möglichkeit besteht, sie mit Geld abzulösen; sie wollen auch nicht anders scheinen als sie sind. Wenn das Christentum sie aber innerlich wirklich erfaßt hat, dann brennen sie von einem inneren Feuer, das man sehr wohl spürt, und nicht selten sind sie in ihrer Art „Heilige“.

Weder die einen noch die andern legen das Mäntelchen der Ehrbarkeit um Die Protestanten stehen zwischen diesen Extremen, sie machen immer einen wohltemperierten Eindruck, das Mäntelchen der Ehrbarkeit ist ihr liebstes Kleid, sie wahren den Schein Die Liebe in ihnen äußert sich weniger als eine leuchtende und warmende Kraft, denn als eine, wie man zugeben muß, zumeist großzügige Wohltätigkeit.

Im ganzen möchten wir glauben, daß der französische Protestantismus zu stark dem Geld verhaftet ist Alle Verbürgerlichung führt mit innerer Notwendigkeit zur Liebe des Geldes Aber wenn unsere Zeit etwas auf diesem Gebiet deutlich macht, dann die Wahrheit, daß Mammon der große Widersacher Christi ist

Vielleicht ist es so eine gewisse innere Lähmung, die schuld daran ist, daß der Protestantismus z. B. nicht einmal eine Zeitung besitzt, die sich der öffentlichen Meinung aufzwingen wurde, durch das Feuer, von dem sie beseelt wäre, durch hohe Geistigkeit, sittlichen Ernst, eine Zeitung, die ohne alles theologische Gebaren alle Dinge einfach in den Schein des Evangeliums stellte. Es gibt kein anderes Land, wo eine tätige Minderheit solche Möglichkeiten hat, sich durchzusetzen, wie Frankreich, kein Land, wo so viele Menschen aller Schichten hungrig nach Geistigem sind, immer auf der Suche darnach und bereit, es vorurteilslos anzunehmen, woher es auch komme Es brauchte ja keine große Zeitung zu sein. Warum können die Protestanten das nicht fertigbringen, was den Katholiken mit der kleinen und armen „Aube“ gelungen ist?

Nichts liegt uns ferner, als zu sagen, daß es dem Protestantismus an geistigem Leben fehle! Im Gegenteil! Er besitzt sogar einen erstaunlichen Reichtum an Veröffentlichungen aller Art, vom kleinen gutgemeinten frommen Blättchen bis zu der auf hoher Warte stehenden schöngedruckten Zeitschrift; ihre Zahl geht in die Hunderte. Von den bekanntesten nennen wir die Zeitschriften „*For et Vie*“ (Glauben und Leben) und den „*Christianisme Social*“ des alten Hugenotten Elie Gounelle Aber im allgemeinen reicht die Wirkung dieser Veröffentlichungen nicht über den Kreis der Protestanten hinaus.

*

Es konnte nicht ausbleiben, daß die zunehmende Verbürgerlichung des Protestantismus starke Gegenkräfte in ihm selber auflöste. Diese Gegenwirkung ist etwas später eingetreten, als die ent-

sprechende im Katholizismus. Erst jetzt wird uns ja recht deutlich, wie vor dem Krieg alles geistige Leben auf einem toten Punkt angelangt war. Der Krieg konnte losbrechen, weil die Menschheit das teils gar nicht sah, teils die Kraft nicht hatte, den toten Punkt zu überwinden. Im Katholizismus, der nach dem Aufschwung des „Modernismus“ in den Sumpf des „Integrismus“ geraten war, sind die Gegenkräfte im wesentlichen wohl durch die ungeheuerliche, unmenschliche, gottfeindliche Tatsache des Weltkrieges selbst auf den Plan gerufen worden. Im Protestantismus ist die Verburgerlichung erst nach dem Kriege brennend geworden, als die Möglichkeit guten Verdienstes die Protestanten aus allen Provinzen zu vielen Tausenden nach Paris lockte und dadurch einerseits die heimischen Pfarreien verödeten, anderseits in und um Paris die Notwendigkeit entstand, neue Gemeinden zu gründen und neue Kirchen zu bauen, um die Entwurzelten nicht zu verlieren. Diese tiefgreifenden Änderungen, die zum Handeln zwangen, führten die Besten dazu, sich Rechenschaft von der Lage zu geben. So entstanden einerseits neue Bewegungen und Strömungen, anderseits erwachte in alten Einrichtungen neues Leben und neuer Geist. Vor allem die Jungen, die Pfarrer werden wollten, wurden aufgerüttelt und lernten ihre Aufgabe mit ganz andern Augen ansehen.

Die protestantischen Pfarrer sind in einer besonders schwierigen Lage. Der Gehalt, den die Gemeinschaftskasse zu zahlen vermag, reicht nicht zum Leben und nicht zum Sterben. Im März 1938 betrug er jährlich 13 000 Franken, was damals etwas mehr als 1000 Reichsmark war. Die Gemeinden, die dazu imstande sind, bessern diesen Gehalt durch Zuschüsse auf, aber viele, vor allem auf dem Land, vermögen es nicht. Ein Pfarrer, der nicht eigenes Vermögen besitzt oder eine wohlhabende Frau heiratet (an wohlhabenden, selbst reichen, gut protestantischen Familien fehlt es ja keineswegs), hat daher mit der nackten Not zu kämpfen. (Den katholischen Landpfarrern geht es nicht besser.) Aber die Jungen sind entschlossen, die Armut auf sich zu nehmen. Unter den Studenten der Theologie und den jungen Pfarrern spürt man wohl das neuerwachte Leben am stärksten, alle Zeugen sind darüber einig, daß sie von einem ganz anderen Geiste erfüllt sind, als die Vorkriegsgeneration.

+

Ein Bild von den Regungen und Strömungen im französischen Protestantismus zu geben, ist ungleich schwieriger, als es beim

Katholizismus war Dort drängte sich wenigstens die Einteilung in Kirche, Orden und Laren förmlich auf. Dem Protestantismus fehlt die feste Form, auch die seitliche Begrenzung, das von Dämmen begleitete, sichere Flußbett. Alles ist wimmelnder, unregelmäßiger, widerspruchsvoller, und so in mancher Hinsicht gewiß französischer. Davon nur einigermaßen einen Begriff zu geben, wurde einen ganzen Band erfordern. Es war aber unmöglich, in einem Buch, das einen Überblick über das geistige Leben des gesamten Frankreichs bieten will, dem Protestantismus, den man bei aller seiner Wichtigkeit wenig sieht, den man fast suchen muß, einen allzu großen Platz einzuräumen.

So mußte von vornherein darauf verzichtet werden, die großen Zeitschriften wie „Foi et Vie“ oder die „Revue du Christianisme Social“ heranzuziehen, einmal weil diese Veröffentlichungen auch in Deutschland bekannt sind, sodann weil sie vielleicht nicht so typisch französisch sind. Aber es wäre natürlich verlockend gewesen, der katholischen „Action Populaire“ die protestantische „Société Centrale Evangélique“ gegenüberzustellen, die eine umfassende und erfolgreiche Bekehrungsarbeit leistet; oder der Bewegung unter den katholischen Arbeitgebern die „Vereinigung protestantischer Industriellen und Kaufleute“, die sich „La Cause“ nennt und die einmal monatlich, echt französisch, ein gemeinsames Frühstück veranstaltet, nach dem ein Fachmann einen Vortrag über ein Thema meist der allgemeinen Bildung hält, die auch zahlreiche interessante Broschüren, oft von bekannten Namen gezeichnet, herausgibt; oder überhaupt zu jeder Lebensäußerung der katholischen Kirche die entsprechende des Protestantismus aufzusuchen. Der Mangel an Raum hat es unmöglich gemacht. So haben wir uns beschränken müssen, einige kurze Abschnitte zu bringen; möglichst sollte es Unbekanntes sein und zugleich etwas, das zur allgemeinen Kenntnis des französischen Wesens beiträgt. Der Unvollkommenheit der Auswahl sind wir uns hier noch deutlicher bewußt, als bei den vorhergehenden Abschnitten.

DIE STELLUNG DES PROTESTANTISMUS IM STAATE IN VERGANGENHEIT UND GEGENWART.

Der französische Protestantismus hat eine eigene Missionsgesellschaft hervorgebracht, von der man im Auslande kaum etwas weiß; sie besteht schon seit 1822. Da die Anzahl der Protestanten klein ist, kann auch die Mission keinen großen Umfang haben. Daher müssen zur Arbeit in dem weiten Kolonialreich, wenn man das Feld nicht ganz den katholischen Missionsorden überlassen will, ausländische Missionsgesellschaften herangezogen werden. Allein im Kongobecken arbeiten 28 Missionsgesellschaften.

Die Franzosen haben von Kolonien und Kolonisation eine wesentlich andere Auffassung als die Engländer (und als wir); ja in vielen Fragen sind die Auffassungen einander geradezu entgegengesetzt. Dazu kommt, daß auch in den französischen Kolonien, die „wegweisenden Worte“, die großen Ideen und Grundsätze, die das Leben im Mutterlande beherrschen, eine große Rolle spielen. Hieraus ergeben sich Verhältnisse, denen die fremden, meist germanischen Missionare vielfach verständnis- und hilflos gegenüberstehen.

Um ihnen Mißgriffe zu ersparen und das Einleben zu erleichtern, erhalten sie vor dem Hinausgehen in Paris eine besondere Unterweisung. Vor allem versucht man ihnen die heutige Lage aus der Geschichte heraus zu erklären. Ein Missionar, der diesen Unterricht längere Zeit erteilt hat, Maurice Leenhardt, hat das Wichtigste davon in einem Leitfaden zusammengefaßt: „Initiation des Missions Etrangères en Colonie Française.“ Die kleine Schrift scheint besonders geeignet, auch uns Deutschen wesentliche Züge am französischen Wesen und Protestantismus verständlich zu machen.

Vorangestellt ist ein oft gebrauchtes Zitat aus einer Abhandlung von Emile Faguet, einem der größten französischen Literaturkritiker um die Wende des Jahrhunderts, Katholik, Mitglied der Akademie:

„Der französische Protestantismus ist französisch aus französischer Quelle. Es hat eine französische Reform gegeben, die nichts der deutschen und der englischen Reformation schuldet und die ihnen vorausgegangen ist . . Es gibt nichts Französischeres, nichts,

das mehr altfranzösisch wäre, als die französischen Protestanten . . Die französischen Protestanten sind so französisch, daß sie in Wahrheit gleichsam das Salz Frankreichs gewesen sind Im Grunde und abgesehen von politischen Beweggründen und zufälligen Einflüssen, war im 16. Jahrhundert alles, was im Herzen ein lebhaftes religiöses und sittliches Gefühl trug, alles, was ein Ideal hatte, protestantisch geworden Das muß man ohne Feilschen anerkennen. Wenn der Protestantismus in Frankreich die katholische Reform, den Gallikanismus, den Jansenismus verursacht hat, was mir unbestreitbar scheint, so hat er sich um Frankreich wohl verdient gemacht. . . Es gibt keine französischeren Franzosen, als die Protestanten Frankreichs.“

*(Emile Faguet · Les trois Anti. Revue latine, 25. August 1902.)
Von dem Text des Heftes selbst können wir leider nur kurze Auszüge bringen.*

Vergangenheit

Es ist bekannt, daß die Könige von Frankreich, die sich allerchristlichste Könige nennen ließen, um nicht gegen die österreichischen Fürsten zurückzustehen, die den Titel apostolische Könige trugen, gegen die Reform und die Hugenotten Stellung genommen haben. Einzig Heinrich IV, Protestant nach Herkunft und Erziehung, wollte sie dulden und unterschrieb das Edikt von Nantes. Dieser wichtige Akt, von dem Reste noch im heutigen Recht bestehen, ließ den Hugenotten religiöse Freiheit. Aber bald von neuem beunruhigt und verdächtigt, wurden die Hugenotten wieder zur Zielscheibe einer standigen und immer starker werdenden Feindseligkeit, die zu neuen Verfolgungen fuhrte.

Der Katholizismus, durch die Reform aufgerüttelt, versuchte sich wieder zu fassen Der König von Frankreich, Franz I, legte dem Papst dringend nahe, er solle die kirchlichen Autoritäten versammeln Die Folge war die Berufung des Konzils von Trient. Dieses Konzil dauerte 18 Jahre, von 1545 bis 1563. Der Katholizismus versuchte dort sich zu definieren und zu erneuern. An der Wiederaufrichtung nahmen die Jesuiten einen sehr tatigen Anteil. Die Mehrzahl der Regeln, die heute von den Katholiken befolgt werden, sind damals aufgestellt worden. Das Konzil gab dem modernen Katholizismus seine Verfassung.

Von da ab wurde der Kampf gegen den Protestantismus ganz zielbewußt und planmäßig geführt. Man forderte von Ludwig XIV. Gesetze gegen die Ketzer, unter Berufung auf Valentinian, der die Ketzerei als ein Verbrechen gegen den Staat bezeichnet hatte.

Im Jahre 1685 wurde die Widerrufung des Edikts von Nantes unterzeichnet.

Die Hugenotten, aus Frankreich vertrieben, mußten ihr Land verlassen. Sie fanden Aufnahme in England, Holland, Deutschland, der Schweiz, Sudafrica. Sie übertrugen in diese Länder die Industrien, deren Technik ihr Geheimnis war. Die heutigen Franzosen, von den ganz engen Katholiken abgesehen, sind einig darin, daß der Weggang der Hugenotten für Frankreich eine beträchtliche Verarmung bedeutete.

Obwohl die Protestanten so während dreier Jahrhunderte überall und immer besiegt und schließlich aus dem Königreich gejagt wurden, haben sie doch in der Welt den Eindruck hinterlassen, daß sie die wahren Sieger gewesen sind, weil sie sich zu einer sittlichen Höhe erhoben haben, die weit über dem Bösen stand, das man ihnen zufügte. So hatten sie die Wirklichkeit des Geistigen bezeugt. Und diese Wirklichkeit hat seitdem nicht aufgehört, in dem Lande, dessen aufgeklärteste Bürger sie gewesen waren, fortzuwirken.

Die Protestanten waren zahlreich in der Marine und vor allem in den Kolonien gewesen; auch von dort wurden sie vertrieben.

Im Jahre 1763 verlor Frankreich im Vertrag von Paris seine Kolonien. In weniger als 80 Jahren hatte es die Protestanten und die Kolonien geopfert, seine besten Untertanen und sein Weltreich.

War der Protestantismus in Frankreich damit wirklich ausgerottet? Da und dort blieben Familien zurück, im Gebirge, abseits der großen Straßen. An wüsten Orten kamen die Hugenotten unter Lebensgefahr zusammen.

Aber waren sie nicht nach einer Generation dem Untergange geweiht, weil ihnen die geistlichen Führer fehlten? Einer von ihnen, Antoine Court, erkannte diese Gefahr; er hielt sie für schlimmer als die Dragonnaden. Als ein genialer Mann erkannte er, daß die Kirche nur gerettet werden konnte, wenn man ihr wenigstens den Schein einer Organisation gab. Er gründete die „Synode in der Wüste“ und an sicherem Ort in der Schweiz, in Lausanne, ein Seminar, um Pastoren heranzuziehen, von denen

man weniger Wissenschaft verlangte, als den „Geist der Wüste“, da sie hinausgehen mußten in dem Bewußtsein, daß auf ihren Kopf ein Preis gesetzt werden wurde.

Diese Protestanten, die abseits der Städte wohnten, waren auch von der Gesellschaft ausgeschlossen; sie hatten keine bürgerlichen Rechte. Geburten und Ehen hatten sie in der katholischen Kirche einschreiben lassen müssen. So waren ihre Kinder Bankerte, ihre Ehen Konkubinate. Sie konnten auch nicht in den Gemeindefriedhöfen beerdigt werden. Heute noch findet man da und dort in Frankreich Einzelgräber, wo die Vorfahren protestantischer Familien ruhen, die heute bekannt und angesehen sind.

Die Protestanten ertrugen diese demütigende Lage mit soviel Würde, daß sie mehr und mehr die öffentliche Meinung auf ihre Seite brachten. Ein neuer Geist war mit dem 18. Jahrhundert heraufgekommen.

Die unermüdliche Arbeit der Enzyklopädisten hatte in Frankreich den Ideen der Freiheit, der Gerechtigkeit, der Menschenwürde zur Geltung verholfen. Es genügt, hier Rousseau zu nennen, Montesquieu und Voltaire, den großen Bewunderer der englischen Freiheiten. Diese Denker setzten nur das Streben zur Freiheit fort, das immer im französischen Volk lebendig gewesen war, das in der Reform Ausdruck gefunden hatte, in der „Institution Chrétienne“ von Calvin, und das durch die Predigt bedeutender Pastoren, wie Claude und Jurieu, wachgehalten worden war. Der wachsende Einfluß der Jesuiten auf den Hof und die Gesellschaft erstickte diese Freiheit. Aber sie fand in Pascal einen beredeten und einflußreichen Verteidiger. Aus seinen berühmten „Provinciales“ ist der Widerstand gegen das verhängnisvolle Wirken der Jesuiten hervorgegangen, der immer stärker wurde und schließlich um die Enzyklopädisten die Mehrheit der gebildeten Franzosen versammelte. Es war darin keine Feindseligkeit gegen die Religion noch gegen den Gottesglauben, sondern nur gegen die Unterdrückung durch die herrschende Kirche.

Es ist verständlich, daß sich die Blicke der gebildeten Franzosen in jener Zeit nach der angelsächsischen Kultur richteten. In den Büchern von Voltaire und von Bernardin de Saint-Pierre findet man Quaker; sie vertraten dort die aufgeklärte Geistigkeit. Eine starke Strömung bildete sich, die alle Ideen von Befreiung vereinigte, die wir heute unter dem Namen der modernen Freiheiten zusammenfassen. Man kann sich vorstellen, wie es Lafayette ging,

einem jungen, hochgebildeten Adligen, der diesen Ideen anhing, als er während des amerikanischen Unabhängigkeitskrieges den Amerikanern französische Waffenhilfe brachte, wieviel er von diesen Söhnen puritanischer Kolonisten empfing, die in ihrem bürgerlichen Leben so große Freiheit verwirklicht hatten.

Im Jahre 1787 unterzeichnete Ludwig XVI. das Toleranzedikt, das den Priestern die Führung der Standesbücher entzog; von nun an waren die protestantischen Ehen rechtsgültig.

Die Bewegung zur Bewußtheit und Freiheit war im französischen Volk immer stärker geworden, bis sie 1789 zur Erklärung der Rechte des Menschen und Burgers führte. Lafayette, der aus Amerika die Muster verschiedener Charten mitgebracht hatte, spielte bei der Abfassung des Textes eine entscheidende Rolle.

Solche Einzelheiten sind nicht überflüssig. Man darf nicht vergessen, daß die Vorlagen und Formeln uns wohl aus Amerika gekommen sind, daß die Puritaner sie aber letzten Endes von Calvin durch dessen Schuler John Knox erhalten hatten. Calvin, den man im Auslande noch immer vielfach für einen Schweizer halt, war ein echter Franzose, aus Noyon in der Picardie, und ist einer der Meister unserer Sprache. So führt eine ununterbrochene Kette von Calvin über die Puritaner zur amerikanischen Freiheitsbewegung und von dort wieder zu deren Rückwirkung auf die französische Gesellschaft des 18. Jahrhunderts.

Als die Konstituante im Jahre 1790 über die Wahl eines neuen Präsidenten abstimmte, wurde ein Abgeordneter des Departements Aude gewählt, Rabaud-Saint-Etienne, der Sohn eines berühmten Pastors der Wüste, auf dessen Kopf ein Preis ausgesetzt gewesen war. Das hatte die größte grundsätzliche Bedeutung.

So war endlich die Gewissensfreiheit erreicht. Die Regierung gab ihrem Willen, die katholische Kirche sich selber zu überlassen, dadurch Ausdruck, daß sie einen Kultus der Vernunft einrichtete; aber deswegen war sie den bestehenden Religionen keineswegs feindlich gesinnt. Den Protestanten erwuchsen keinerlei Schwierigkeiten mehr. Sie waren damals so wenig zahlreich, daß sie eigentlich mehr ein Prinzip, denn eine Masse vertraten. In Paris war ihnen ein Gotteshaus zugewiesen worden, und um seiner Achtung vor der religiösen Freiheit Ausdruck zu geben, wohnte der Gemeinderat am 10. Mai 1790 dem Eröffnungsgottesdienst bei.

Die Lage schien nun ganz klar zu sein und keine Schwierigkeiten mehr in sich zu bergen. Das Volk war einmütig für die Revolution,

und zugleich war der größte Teil dem Katholizismus treu, auch die Mehrzahl der Priester stand auf der Seite des Volkes. Aber die Regierung gab nun der Geistlichkeit eine bürgerliche Verfassung, wonach Priester und Bischöfe vom Volk gewählt werden sollten. Dagegen erhob sich die Kirche. Ein schwerer Konflikt brach aus, der zur Schreckenszeit von 1793 führte.

Nach Jahren der Unruhe und Verwirrung kam dann die Diktatur und 1801 erlegte Napoleon der Kirche ein Konkordat auf.

Jene Kämpfe am Ausgang des 18. Jahrhunderts sind die unmittelbare Ursache der heutigen religiösen Lage.

Durch ihren Widerstand gegen die bürgerliche Republik hatte sich die Kirche die besten Franzosen entfremdet. Diese hatten wohl die Jesuiten als gefährliche Reaktionäre bekämpft, der Kirche selbst aber ihre Zuneigung bewahrt. Aber nun erfolgte eine innere Loslösung von der Kirche, die während des ganzen 19. Jahrhunderts anhielt. Die Bemühungen hervorragender Priester, wie Lacordaire (ein berühmter Kanzelredner aus dem Orden der Dominikaner) und Lamennais, eine Trennung von Kirche und Staat herbeizuführen, haben daran ebensowenig etwas zu ändern vermocht, wie die Wiederherstellung des König- und des Kaisertums. Die Kirche erschien immer mehr als ein Hort der Reaktion, und bald war es nicht mehr nur die Kirche, sondern die Religion selbst, dazu hat der wissenschaftliche Materialismus viel beigetragen, der dem Atheismus den Weg öffnete. Erst gegen 1895 hat die katholische Kirche eingelenkt, als Leo XIII. vor allem infolge der Bemühungen des Kardinals Lavignerie dem französischen Klerus befahl, sich positiv zur Republik einzustellen.

So kommt es, daß der moderne Franzose in der Überzeugung aufgewachsen ist, Religion sei vor allem etwas Politisches, das mit dem Begriff der Freiheit unvereinbar ist. Früher war in der Seele der Franzosen das Streben nach Freiheit sehr wohl mit dem religiösen Gefühl vereinbar gewesen. Jetzt trennten sich die beiden Strömungen: Die eine, zur Freiheit hin, wurde alles religiösen Inhalts entkleidet und zum sogenannten Laizismus. Die andere wurde zu einem politischen Klerikalismus; hatte die Kirche denn nicht nacheinander die Reformation, den Gallikanismus, den Jansenismus bekämpft und sich zur Revolution feindlich eingestellt? Beide Strömungen sind dabei verarmt.

Von diesen beiden Strömungen wird das Leben in Frankreich bestimmt; ihre widerstrebenden Kräfte lassen es oft so wider-

spruchsvoll und wirr erscheinen, lassen die Franzosen zwischen dem Hangen am Alten und einem politischen Radikalismus hin und her schwanken. Ein Fremder, der die französische Geisteshaltung verstehen will, muß beide kennen. Aber wenn man sie bis zu ihrem Ursprung verfolgt, findet man, daß früher beide einträchtig im Herzen Frankreichs wohnten. Und man versteht, warum sich die Bemühungen der besten Franzosen heute darauf richten, beiden Strömungen unter neuen Formen ihren alten Reichtum wieder zu geben und sie wieder zu vereinen, damit sie die Fülle um sich verbreiten . .

Die Stellung der Religion im Staat

Gleich zu Beginn der Konstituante, 1789, hatte die katholische Kirche versucht, sich eine bevorzugte Stellung zu bewahren. Unter der Monarchie war sie Staatsreligion gewesen. Mehrere Abgeordnete schlugen nun vor, der Katholizismus solle zwar nicht mehr Staatsreligion sein, aber als herrschende Religion anerkannt werden. Für die andern Religionen redete man von Toleranz. Dagegen erhob sich Rabaud-Saint-Etienne. In einer sehr schönen Rede forderte er nicht Toleranz, sondern Gleichheit der Rechte für alle Religionen.

Damit stellte er die einzig gerechte Doktrin für eine bürgerliche Regierung auf und wies den Religionen innerhalb der Nation ihren richtigen Platz an.

Wenn man sich heute wundert, daß französische Kolonialregierungen den Islam anerkennen, so vergißt man, daß dies die logische Folgerung dieser Doktrin von 1789 ist. Nicht den Regierungen kommt es zu, die Überlegenheit des Christentums festzulegen, sondern die Christenheit muß dessen ewigen Wert und Einmaligkeit dartun. Die Anerkennung der bürgerlichen Gleichheit aller Religionen war ein großer Sieg der Revolution über die politische Lehre des römischen Katholizismus.

Die Kirche hat ihre Niederlage nicht hingenommen. Wo immer sich Gelegenheit bietet, trachtet sie die verlorenen Stellungen wieder zu erobern, vor allem in den Kolonien. Dort ist es ihr in Belgisch-Kongo und in den portugiesischen Besitzungen Angola und Mozambique gelungen, sich die Vormacht zu sichern. Auch in Französisch-Afrika mochte sie eine ähnliche Stellung erringen. Aber dem steht gerade die unter dem Einfluß von Rabaud-Saint-

Etienne von der Revolution verkündete Gleichheit aller Religionen vor dem Gesetz entgegen

Als nach der Revolution die Gefahr einer katholischen Reaktion sehr groß war, ist diese Gleichheit, so widerspruchsvoll es scheint, durch das Konkordat Napoleons gerettet worden. Es schuf ein Statut für die römische, evangelische und israelitische Religion. Die Kirche hieß es gut, weil sie in der staatlichen Garantie einen Vorteil sah. Auch die Protestanten hießen es gut. Zum erstenmal in ihrer Geschichte sahen sie sich im Besitz eines festen Statuts, das dem der Katholiken und aller Bürger gleich war. Darüber empfanden sie eine überschwengliche Freude; sie verglichen Napoleon mit Josua.

Aber das Konkordat war nur ein Übergangszustand. Es bereitete die völlige Trennung von bürgerlicher und geistlicher Gewalt vor, der sich die Kirche in der Revolution widersetzt hatte und die nun doch kam; denn es lag in der Logik eines modernen Staates, daß die Regierung eines Tages das Konkordat aufhob. Das geschah 1905. Die französischen Protestanten haben die neue Gesetzgebung angenommen, die Katholiken haben sie zurückgewiesen. Die Kongregationen gingen lieber ins Ausland, als daß sie sich den Gesetzen unterwarfen, und noch heute halt ein großer Teil des französischen Klerus im Volke die Meinung lebendig, die Laienregierung verfolge die Kirche.

Während die Kirche alles tat, um ihre Privilegien zu retten, begnügte sich der Protestantismus mit dem einzigen Privilegium: endlich ein gesetzliches Recht auf Existenz zu haben. Und er begann alsbald neu zu erstehen.

Seiner Kirche und seiner besten Elemente beraubt, hatte er eine Zeit äußersten Elends durchlebt. Und die Aufklärungsphilosophie hatte die Seelen ausgetrocknet. Vor der Widerrufung des Ediktes von Nantes hatte es mehr als 800 Pastoren gegeben; zur Zeit der Revolution waren sie auf 48 zusammengeschmolzen: achtundvierzig Helden. Fünf Jahre nach dem Konkordat waren es schon wieder 70. Die mährischen Brüder und die Methodisten hatten sich der zerstreuten Kirche angenommen und waren von Dorf zu Dorf gegangen, um die Überbleibsel zu sammeln. Diese Bemühungen und die neue Lage hatten ein wahres Wiedererwachen des Protestantismus zur Folge.

Und kaum neu gesammelt, empfand er das Bedürfnis zu handeln; drei große Werke wurden neu geschaffen:

im Jahre 1819 die Bibelgesellschaft
im Jahre 1822 die evangelische Missionsgesellschaft
im Jahre 1829 die Gesellschaft zur Förderung des Volksschul-
unterrichtes.

II.

HIC ET NUNC

Im Jahre 1932 tat sich eine kleine Gruppe junger Intellektueller — wir erinnern daran, daß im Französischen diesem Wort jeder verächtliche Bergeschmack fehlt — zusammen, um, aufgerüttelt von der Not der Zeit und getrieben von ihrem Gewissen, zu sehen, ob sie nichts dazu beitragen könnten, Klarheit in die allgemeine Verwirrung zu bringen und Auswege aus ihr zu zeigen. Alle waren bewußte Protestanten Calvinisten und Lutheraner, nur zwei waren Theologen; ein ehemaliger Jesuitenschüler war dabei, den das Studium des Hebräischen zu Luther geführt hatte. Kierkegaard, der damals in Frankreich bekannt zu werden begann, hatte sie aufgerüttelt, Karl Barth hatte ihnen neue Aussichten eröffnet.

Sie beschlossen, mit einer Zeitschrift an die Öffentlichkeit zu treten, die sie selbst als „Pamphlet“ bezeichneten, als etwas, das Fehde und Ärger erregen sollte, und der sie den Namen „Hic et nunc“ — „Auf der Stelle und jetzt gleich“ — gaben.

Zunächst waren nur sechs Hefte ins Auge gefaßt. Die jungen Leute machten sich nun daran, unter ihren Bekannten Abonnenten zu suchen, und als sie etwas Geld zusammengebracht hatten, gaben sie im November 1932 das erste Heft heraus. Das zweite erschien im März 1933, ein Doppelheft 3—4 im Juli desselben Jahres, das fünfte und sechste im Januar und April 1934. Dann wurde eine zweite Reihe begonnen von Juli 1934 bis Januar 1936 erschienen noch vier Hefte, davon eine Doppelnummer, dann hörte „Hic et nunc“ zu erscheinen auf. Der Gang der Ereignisse hatte die Mitglieder der Gruppe in die Welt verstreut, und es war wohl auch alles Wesentliche gesagt.

„Hic et nunc“ wollte zu den Quellen des Protestantismus zurückgehen, zu Calvin und Luther, und Karl Barth und Sören Kierke-

gaard sollten dabei als Führer dienen; aber auch auf Dostojewskij wurde der Blick gerichtet.

Das erste Heft begann mit folgendem „Manifest“.

Es gibt — hic et nunc — eine Anzahl von Dingen, eine Reihe von Wahrheiten, die länger zu verschweigen unmöglich ist. Aber vergebens suchen wir rings um uns ihre Brücke zur Gegenwart, ihren geistlichen Ort. Solche Feststellung kann für uns nichts anderes bedeuten, als eine dringende Aufforderung, die Verbindung herzustellen, den Ort zu schaffen: eine Stätte des Zeugnisses, wo gegenwärtige, persönliche, gefährliche Wahrheiten ausgesprochen werden können, mit all dem Ernst, allem Spott, allem Anstand, aller Heftigkeit, die sie erheischen. Vor allem an unsere eigene Adresse; dann für alle die, die hören wollen, endlich für die, denen es vielleicht geschenkt wird, sie besser als wir selbst ganz zu erfassen, das heißt im Gehorsam zu verwirklichen.

Angesichts eines religiösen Denkens, das seine Kraft vergeudet und sich um allen Ruf bringt, im fruchtlosen Bemühen, Offenbarung und Psychologie zu vereinigen, mit menschlichen Gründen die Dämonen zu widerlegen, die nur das Gebet von sich selber erlösen kann, angesichts eines religiösen Denkens, das, um alles zu sagen, seinen Auftrag, Ärgernis zu erregen, vergißt und verleugnet und statt dessen feige versucht, das Göttliche herunterzuziehen auf die Ebene des „Übermenschlichen“, das heißt des Allzumenschlichen, das Jenseitige auf die Ebene des Zeitlichen, ist die Zeit gekommen, der Befehl ergangen, auszusprechen, daß wir nichts verdient haben, als den Zorn Gottes.

Angesichts von Morallehren, die immer kraftloser werden, die sich in den Dienst der Klasse, der Rasse, der allgemeinen Feigheit stellen, ist die Zeit gekommen und der Befehl ergangen, die ärgerniserregende Lehre vom Heil „aus reiner Gnade und Güte“ zu verkünden, das Heil durch den Glauben, durch die Hingabe in die Hände des lebendigen Gottes.

Angesichts von Philosophen, die sich über die Menschheit lustig machen und nicht einmal gewahr werden, daß sie gar keine Antwort auf deren ewige und drängende Fragen wissen; angesichts von Philosophen, die von Descartes bis Kant, oder von Hegel bis Marx geglaubt haben, man könne das menschliche Wesen von der Angst erretten, indem man es auf sich selber gründet, auf seinen eigenen Verstand und Willen, die für diesen Zweck als unverderbt angenommen werden, ist die Zeit gekommen und der Befehl er-

gangen, daß die Vernunft nicht der Daseinsgrund des Menschen ist und daß es nicht heißen darf: „Cogito, ergo sum“ (Ich denke, darum bin ich), sondern „Cogitor, ergo sum“ (Ich werde gedacht. .).

Angesichts einer Zivilisation, die immer mehr jenem blödsinnigen Gott untertanig ist, dem sie auf dem öffentlichen Markte huldigt und der „Produktion“ heißt, ist die Zeit gekommen, der Befehl ergangen, daß „Eines not ist“. Und daß es die geistig Armen sind, die selig werden.

+

Unser Ziel ist nicht, Ideen zu verkünden, ein neues mehr oder weniger zusammenhängendes Gedankensystem. Das hieße nur, neuem Streit Nahrung geben, unfruchtbaren, rein verstandesmäßigen Widerspruch erwecken und manche, die drauf und dran waren, ihre Stellungen preiszugeben, dazu zu bringen, daß sie sich nun erst recht wieder darin verschanzen. Es ist uns grundsätzlich ganz gleichgültig, diesen oder jenen marktgangenen Meinungen zu widersprechen oder recht zu geben. Denn unser Widerspruch wurde gar nicht von diesen Meinungen ausgehen, sondern von einer höheren Wirklichkeit, die ihnen übergeordnet ist und über sie urteilt, genau wie über uns selbst

Schließlich, und zugleich an erster Stelle, kann es sich nur darum handeln: Zeugnis abzulegen, so laut und so stark wie möglich, von einer Wahrheit, deren Urheber wir nicht sind, deren innere Kraft uns aber zwingt, ihr zur Wirklichkeit zu verhelfen. Eine Wahrheit, die ihrem Wesen nach konkret ist, die sich nicht in eine Synthese einspannen läßt, wo alles zur allgemeinen Zufriedenheit in Ubereinstimmung gebracht ist, sondern die im Gegenteil als ein Befehl an uns ergeht, an jeden von uns persönlich. Eine gegenwärtige und tatige Wahrheit

Und ganz gewiß wäre unsere Arbeit nicht zu rechtfertigen, wenn wir versuchen wollten, es mit logischen Gründen zu tun, anstatt ohne Zögern die Haltung revolutionären Gehorsams anzunehmen. Vielleicht werden die Menschen das für Anmaßung und Eitelkeit halten. Aber es ist in Wahrheit nichts, als ein Akt der Unterwerfung und der Hoffnung

Denn nicht zu den Menschen sagen wir: „Hier sind wir!“

+

Auf das Manifest folgt eine Darlegung der Ausgangsstellungen vom philosophischen, theologischen, politischen, antihumanistischen, kirchlichen Standpunkt. Wir geben den Anfang des „antihumanistischen“ Beitrags von Roland de Pury.

Abriß dieser Zeit

Niemals vielleicht schien es so klar zutage zu liegen wie heute, als sei die Geschichte unsere Geschichte, das Bild der Welt unser eigenes Bild.

Eine Selbsttauschung. Jeder Mensch, der außerhalb des Glaubens steht, macht sich von seinem eigenen Leben diese Illusion, und dies um so mehr, je mehr er sucht zum Bewußtsein seiner Existenz zu kommen und sie vollkommen zu machen. Die ganze moderne Welt teilt diese Illusion, seit der Renaissance, vor allem seit der Revolution. Sie ist desto schrecklicher, als die Welt, um sich selber zu erlösen, sich der Mittel bedient hat, die Gott zu unserer Rettung anwendet; weil sie sich der Verheißungen des Christentums bemächtigt hat, das Christentum als einen „Faktor sittlichen Fortschritts“ mißgebraucht, den Willen Gottes für ihre eigenen Zwecke ausgebeutet, sich an der Frucht des Baumes der Erkenntnis des Bösen und Guten ergötzt hat.

Hier ist sicher der Sieg, der den Bösen am meisten gefreut hat; denn die Lüge liebt nichts so sehr, wie die Wahrheit nachzuahmen. Und eins ist gewiß: die Geschichte unserer Zeit war eine wahre Parodie auf das Christentum. Gerechtigkeit, Frieden, Brüderlichkeit — diese Worte sind von Mund zu Mund gegangen, bis sie völlig ihres Inhaltes entleert waren. Der Ort, zu dem man nur durch die enge Pforte gelangen sollte, ist zum öffentlichen Markt geworden. Was den Menschen als Frucht ihres Gehorsams verheißen war, das haben sie zur Forderung erhoben und auf ihre Fahnen geschrieben.

Und so hat das Geschwätz sich auf die Erde niedergeschlagen. Die Menschen wissen nicht mehr wovon sie reden. Denn der Mensch, was er auch tue, kann keinem Wort von sich aus einen Sinn verleihen; anders gesagt: er kann auf keine Weise aus sich selber heraus bestehen. Seine Behauptungen sind in Wirklichkeit nur Fragen. Was er verkündet, davor muß er sich demütigen. Was er vollbringt, muß er sich verzeihen lassen. Sonst verschärft er nur das Urteil, das ihm bevorsteht. Anstatt sich über das

Erreichte, über die Friedenserklärungen zu freuen, mußte er zittern; denn alles, was aus unserem Munde hervorgeht, jedes Wort das wir aussprechen, wird uns richten und ins Nichts verdammen. „Ich sage euch aber, daß die Menschen müssen Rechenschaft geben am Jüngsten Tag von einem jeglichen unnutzen Wort, das sie geredet haben“ (Matth. 12, 37). Darum wird es uns schwindlig, wenn wir daran denken, was für ein Urteil auf dem modernen Menschen lastet, gerade wegen des großartigen Scheins, dessen Trager er ist, gerade weil die Worte, die er im Munde führt, einer so ungeheuren Wirklichkeit entsprechen, ohne daß er es weiß, ohne daß er innern Anteil an dieser Wirklichkeit hat

So sieht die aus Worten gemachte große Parodie aus, die die Menschen aufgeführt haben; so ist die Maske der großen Laienreligion beschaffen, hinter der sich die Gesellschaft mit Leib und Seele der Macht des Geldes und der Haßlichkeit verschrieben hat. . .

+

Die folgenden Hefte enthalten inhaltreiche Aufsätze — die Verfasser sind durchweg sehr kluge und unterrichtete Menschen — über die dialektische Theologie, über Kierkegaard, Calvin, Luther, über alle Fragen eines lebendigen Glaubens, aber nicht für Theologen geschrieben, sondern für Laien.

Daneben sind in besondern Rubriken „Argumente“ dargeboten, was man hier mit Scheingründen übersetzen kann, ein kritisches „Wörterbuch“ gebräuchlicher und oft mißbrauchter Ausdrücke, Stellen aus den grundlegenden Werken des Protestantismus, Gedichte Alles sehr lebendig, zum Teil witzig, in mehr als einer Hinsicht an Alain erinnernd. Einige wenige Proben mögen zeigen, worum es sich handelt:

Argumente:

Erster Katholik: Ihr habt keine Heiligen!

Protestant: Das Zeitwort haben (habere) ist ein romisches Zeitwort. Laß es weg! Nur die Bürger versetzt es in Unruhe. Uns geht es, hic et nunc, nichts an.

Zweiter Katholik: Ihr habt eben keine Heiligen!

Protestant: Sag' lieber, daß wir keinen Staat mit ihnen machen! Gott allein ist Richter. Wenn die Menschen sich hinein-

mengen, dann brauchen sie einen Codex, einen Prozeß, womöglich noch ein Votum. Lauter romische Wörter! Wörter, die die frohe Botschaft unverständlich machen.

Kann man sich einen wirklichen Heiligen vorstellen, der in einem Seligsprechungsprozeß die Akten nach Skandalgeschichten durchschnuffeln wurde?

Wenn es Heilige unter uns gibt, so mögen sie unsichtbar bleiben!

Und wenn sie vor den Augen der Menschen durch eine besondere Gnade als Heilige sichtbar werden, dann soll das für jeden von uns eine Anklage sein, und nicht ein Grund, sie uns als gemeinsames Verdienst anzurechnen. „Unsere katholische Kirche, mit ihrem langen Zug von Heiligen. . .“ Ich will dir was sagen: an deiner Stelle wäre ich darauf nicht so stolz!

Dritter Katholik: Ihr habt halt keine Heiligen!

Protestant: Ja wir sind arm. .

+

Aus dem Wörterbuch:

Geschichte des französischen Protestantismus: Eine ruhmreiche Vergangenheit ist für eine Kirche eine besonders schwere Last. Die reformierte Kirche Frankreichs wird fast erdrückt von dieser Last. Aber sie sieht es nicht einmal. Sie liebt ihre Burde. Es ist wahr, sie hat sie auf den Boden abgestellt. Sie hat sich daneben gesetzt und betrachtet sie liebevoll. Leute gehen auf dem Weg vorbei, unbeschwerten Schrittes. Die reformierte Kirche würde wohl auch gerne so beflügelt dahinschreiten, aber nicht ohne ihren Sack. Von Zeit zu Zeit schnürt sie ihn auf und zahlt den Schatz nach. Wie schön er ist! Heda, Ihr! Lauft doch nicht so vorbei! Seht, was ich Schönes in meinem Sack habe! — Ach du Arme! Das sind doch lauter außer Kurs gesetzte Münzen! — Was? Außer Kurs gesetzt? Bitte, sieh her! Alles aus purem Golde!

+

Aus dem zweiten Heft:

Manche Leute fragen uns, was denn unser Titel eigentlich bedeute. Wir sind glücklich, sie auf den „Kleinen Larousse“ ver-

weisen zu können. Dort finden sie auf den „Rosa Seiten“ folgendes:

Hic et nunc (Hier und jetzt): Sie werden mich hic et nunc bezahlen, das heißt sofort.

Aber das bezieht sich natürlich in keiner Weise auf die saumigen Zahler des Abonnementspreises unserer Hefte¹.

+

Das erste Heft schließt mit der fett und in großen Buchstaben gedruckten Bemerkung:

DIE ZEITSCHRIFT LEBT AUSSCHLIESSLICH VOM ERTRAG DER ABONNEMENTS

Das ist echt französisch, denn das nie einschlafende Mißtrauen der Franzosen fragt immer gleich: Wer bezahlt's? Wer steckt dahinter? In wessen Dienst geschieht's?

Die Art, wie „Hic et nunc“ entstanden ist, gelebt hat, wieder verschwunden ist, als ein Willensimpuls, der einen Anstoß gab, als ein Stein, der ins Wasser geworfen wurde und nun Kreise zog, ohne jeden weiteren Anspruch, hat etwas ganz Französisches an sich. Zugleich ist der Geist, der darin zum Ausdruck kommt, durchaus protestantisch. Es ist eine Synthese zwischen Protestantischem und Französischem, die deswegen möglich wurde, weil beide einander entsprechen. Niemand wird so genau feststellen können, wozu nun diese „Pamphlete“ gut waren, ob sie überhaupt eine unmittelbare Wirkung ausübten, und doch sind sie heute schon ein „geschichtliches Dokument“, an dem man nicht vorbegehen kann.

Wir verdanken die ganze, schon selten gewordene Sammlung der Güte eines der Gründer, des Herrn Henry Corbin, Bibliothekar an der Nationalbibliothek in Paris, Übersetzer der Werke Luthers.

¹ (Anm. d. Her.: Der „Kleine Larousse“ ist ein Handwörterbuch, das in Frankreich in keinem Hause fehlt. Er besteht aus zwei Hauptteilen, einem allgemeinen und einem geschichtlich-geographischen. Zwischen beiden sind „rosa Blätter“ eingeschaltet, die die gebräuchlichsten Redensarten aus anderen Sprachen, vor allem dem Lateinischen enthalten.)

SCHLUSSWORT

Daß die dem deutschen Leser hier gebotene Auswahl von Zeugnissen französischen Geisteslebens luckenhaft und in mehr als einer Hinsicht willkürlich ist, empfindet der Herausgeber selbst am stärksten, ja mit einer gewissen Schmerzhaftigkeit. Aber es schien unmöglich, einem solchen Buch, das zudem ein erster Versuch ist, eine übergroße Ausdehnung zu geben. Ein Band von 400 Seiten war wohl das Höchste, was dem Leser zugemutet werden konnte.

Von vornherein war ja alles rein Politische oder Partei-politische ebenso mit Absicht ausgeschieden worden, wie alles, was ins Reich der reinen Idee hinübergreift, obwohl es gewiß verführerisch gewesen wäre, etwa die radikal-sozialistische Doktrin darzustellen, deren Kenntnis erst den Schlüssel für das Verständnis der französischen Politik liefert, oder die Rolle zu zeigen, die seit Anfang des Jahrhunderts die Philosophie der Intuition gespielt hat und noch immer spielt

Darüber hinaus mußte im Verlauf der Arbeit noch mehr als ein Beitrag zurückgestellt werden, einfach aus Raumangel. So ist die ganze Jugendbewegung weggeblieben, die nicht mit kurzen Worten abgetan werden kann und wo zu wenig oder zu kurze Zeugnisse nur ein falsches Bild geben würden. Das weite Gebiet der „Pläne“ konnte nur gestreift werden. Auch der vielgestaltige Protestantismus ist verkürzt worden, nicht etwa, weil der Herausgeber katholische Neigungen hätte. Wenn die katholische Kirche mehr Raum einnimmt, so deswegen, weil sie zahlenmäßig viel bedeutender ist, vielleicht aber auch,

weil das eigentlich Religiöse, das Suchen nach der Erkenntnis Gottes, das Trachten, Gottes habhaft zu werden, sich heute in der katholischen Kirche Frankreichs stärker regt als im Protestantismus, wo das Schwergewicht noch mehr auf der moralischen Seite liegt

Aber es sollte ja kein Kompendium zusammengetragen, sondern dem deutschen Leser eine möglichst lebendige, möglichst anschauliche Vorstellung vom geistigen Leben der französischen Nation gegeben werden

So verschieden die einzelnen Beiträge nach Herkunft und Tendenz sind, so lassen sich in allen doch unschwer gewisse gemeinsame Züge feststellen. Das französische Leben, das oft so widerspruchsvoll und undiszipliniert erscheint, steht eben in viel höherem Maße, als man auf den ersten Blick meint, unter gewissen, für alles verbindlichen Vorzeichen, wie ein Musikstück, dessen Charakter davon abhängt, welcher Schlüssel es regiert, in welcher Tonart, in welchem Rhythmus und Taktmaß es geschrieben ist, ob es die Vorschrift Adagio oder Presto oder Andantino trägt. So wird alles Französische regiert von dem Drang nach Bewußtheit, nach Erkennen (mehr als nach Leistung), von der Abneigung gegen das Chaotische und Maßlose, die aus einem eingeborenen Sinne für Maß und Verhältnis stammt; von der wohlthätigen Zucht, die die französische Sprache mit ihrer strengen Wortfolge unablässig auf das Denken, auch des Einfachen, ausübt, endlich von den großen Ideen und Prinzipien, den Achsen, längs deren die geistigen Kraftströme verlaufen. Und überall in Frankreich finden wir gewisse praktische Einrichtungen oder Gewohnheiten und Lebensweisen, die den Ablauf des geistigen Lebens regeln und bestimmen: die Diskussion als Mittel zur Erkenntnis, die Gruppe als Keimzelle geistigen Lebens; die Überzeugung, daß alle Fragen geregelt werden können, wenn man sich um einen runden Tisch zusammensetzt (besonders wenn man vorher gut gegessen und getrunken hat!), daß nie jemand seinen Willen restlos durchsetzen kann und darf, daß Gewalt nichts Dauerndes zu schaffen vermag, daß das Leben eine Resultante von Kompromissen ist.

Gerade in den schicksalsschweren Tagen, in denen dieses Buch seinen Lauf nimmt, hat sich gezeigt, wie groß die Macht jener Prinzipien über das französische Volk ist, es schien unsinnig, fast undenkbar, daß die französische Nation ihr Schwert sollte ziehen müssen, um gegen einen ihrer großen Grundsätze zu kämpfen, den vom Selbstbestimmungsrecht der Völker. Überall in der Presse und in Reden war der innere Zwiespalt deutlich spürbar. Zuletzt hat die Idee über die Machtpolitik gesiegt.

Je mehr der Vertrag von Versailles zerfällt, desto größer werden die Aussichten für eine wirkliche, nicht nur oberflächliche Aussöhnung der beiden Völker. Ohne Zweifel sind beide heute für eine solche viel reifer, als noch vor zwei Jahren. Vor allem ist der Wille, einander vorurteilsfrei zu betrachten, heute klarer und starker als je. In beiden Völkern sind Strömungen unverkennbar, die zueinander wollen.

Die wichtigste Voraussetzung für eine endgültige Aussöhnung ist und bleibt eine immer bessere Kenntnis voneinander. Nur so werden Mißverständnisse, so oft die Quelle verhängnisvoller Handlungen, nach und nach unmöglich.

Die Lebensaufgabe des Herausgebers ist, hieran mitzuarbeiten; auch das vorliegende Buch soll dieser Aufgabe dienen.

Rittelhof, den 1. Oktober 1938.

I N H A L T

	Seite
EINLEITUNG	5
 ERSTER TEIL. PERSONLICHKEITEN	 46
<i>Hubert Lyautey</i> . Die soziale Rolle des Offiziers	55
<i>Paul Desjardins</i> : Die Pflicht der Stunde.	68
<i>Maurice Barrès</i> : Allerseelen in Lothringen	78
<i>Charles Péguy</i> . Über die Arbeit und zwei Epochen des Arbeiterlebens	87
Über die Freundschaft.	93
Gespräch mit einem Freunde	95
<i>Alain</i> . Politische Einfälle	99
<i>Georges Duhamel</i> : Die Zukunft des Glucks	110
<i>Jules Romains</i> . Wie Frankreich sich im Juli 1914 dem Beschauer darbot	119
 ZWEITER TEIL: GRUPPEN	 133
Union pour la Vérité.	136
Geistliches und Zeitliches im heutigen Staat	140
La Nouvelle Revue Française	155
Abgekürzte Geschichte der Nouvelle Revue Française	158

	Seite
L'Ordre Nouveau	167
Revolutionen und Revolution	170
Um das Wort Revolution, von <i>René Dupuis</i>	171
Esprit.	180
Maßstab unseres Handelns, von <i>Emmanuel Mounier</i>	183
Le Plan Français	191
Die Lehre, von <i>Marcel Déat</i>	193
Der Verkauf mit Nutzen, einzige Quelle der Kaufkraft	194
Die Frage der Landwirtschaft	198
La République des Combattants	204
Was geht in Frankreich und in der Welt vor?	205
Für eine neue Wirtschaftspolitik	210
Die Front des Überflusses	214
Unterwegs zum Überfluß	219
Pauvre Français	229
Nouvel Age	233
Der Trust Havas-Hachette	236
France 1950	244
Nouveaux Cahiers	255
Ein Vortrag, von <i>August Detoeuf</i>	257
 DRITTER TEIL: DIE KATHOLISCHE KIRCHE	 271
Der Erzbischof von Paris	283
Die Kirche und die geistige Freiheit, von <i>Jean Cardinal Verdier</i>	286
Die Monchsorden	295
Die gegenwärtige Krise, von <i>Pierre Teilhard de Chardin</i>	300
Die menschliche Liebe, von <i>Gustave Thibon</i>	313

Die Laien.....	325
Französische Einheit, Gemeinschaft und Freiheit, <i>von Jacques Maritain</i>	329
Die soziale Arbeit der katholischen Kirche	336
Die Entstehung eines Experiments	339
Soziale Arbeit der Laien..	346
Geburt einer „Mannschaft“	350
 Vierter Teil: Die protestantischen Kirchen ..	365
Die Stellung des Protestantismus im Staate in Vergangenheit und Gegenwart	377
Hic et Nunc	385
 Schlusswort	392

Von PAUL DISTELBARTH erschien ferner:

LEBENDIGES FRANKREICH

VORWORT VON HENRI PICHOT

12.—16. Tausend. 396 Seiten mit 20 Kupfertiefdrucktafeln.
Mit einem Vorwort des Verfassers zur 4. Auflage, Schlagwort-
verzeichnis und einer Karte im Innenteil des Schutzumschlages.

Leinen RM 8 —

„Wie die Arktisforschung nie mehr Nansens erstes Buch ubersiehen kann, so wird künftig kein Buch über Frankreich geschrieben, kein Gespräch geführt werden können, ohne daß man von Distelbarths kuhner, mutiger und beispielloos erfolgreicher Forschungsreise ausgeht.“ *Neue Leipziger Zeitung.*

„In Frankreich besonders beachtet und für den Deutschen wirklich belehrend sind Distelbarths Anmerkungen zu Fragen der Sprache, in ihrer tragenden Bedeutung für das öffentliche Leben.“ *Europäische Revue, Berlin.*

„Distelbarth hat erkannt, daß in Frankreich das gesamte öffentliche Leben in einer anderswo unbekannten Unmittelbarkeit vom Volke getragen wird und daß daher gerade bei unseren Nachbarn das Studium des Volkes in seiner eigenen Atmosphäre besonders aufschlußreich ist.“

Frankfurter Zeitung (Dr. Friedrich Sieburg).

„Wir sehen das Antlitz des lebendigen Frankreich; wir schauen die uralte Landwirtschaft, die gesunde Grundlage des Bauern- und Gärtnervolkes. Klare Beobachtung, selbständiges Urteil, gestreiche Einfälle zeichnen den Verfasser aus, der unbelastet und unkompliziert an seine Aufgabe herangeht.“

Das Deutsche Wort. Die große Übersicht, Berlin.

„Dieses Bild des lebendigen Frankreich ist doppelt interessant für uns, weil es von einem Mann geschrieben ist, der Frankreich vollkommen kennt, in seinen Landschaften, seinen Denkmälern, seinen Sitten und Gebräuchen bis in die wurzigen Einzelheiten.“

Nouvelles Littéraires, Paris.

Durch jede Buchhandlung zu beziehen!

Ausführliche Prospekte verlangen Sie bitte direkt vom

ERNST ROWOHLT VERLAG · BERLIN W 50

H E N R Y B I D O U

PARIS

Mit Bildern

Kartoniert RM 6.20, in Leinen RM 7.50



Eine Gesamtschau über die Stadt Paris, ihre Entwicklung, ihr Leben in den Jahrhunderten, über Kunst und Architektur heute und in der Vergangenheit. Geschrieben von einem geistreichen Franzosen, der seine Stadt und ihre Bewohner kennt wie kein Zweiter und der berufen ist, auch uns Deutschen die geheimnisvolle Anziehungskraft und den verführerischen Reiz dieser Stadt zu deuten.

Paris ist Frankreich — wenigstens in der Geschichte, und so werden wir von Bidous leichter aber nie flacher Hand auch durch die Geschichte Frankreichs geleitet. Man bewundert die Kulturleistungen dieses Volkes auf allen Gebieten: Baukunst und Handwerk, Zunft- und Handelsordnung, Universität und Theaterwesen; man freut sich über die ungemein lebendigen Schilderungen des Lebens und Treibens im Mittelalter, oder unter Ludwig XIV., oder als die Dichter des 19. Jahrhunderts ihre Stadt entdeckten, und man sinnt nach über das Rätsel Paris, wenn man von den furchtbaren Kriegen und Revolutionen liest, in denen sich das Gesicht dieser Stadt des Fleißes und der Lebensfreude in Haß und Wut verzerrt.

I M V E R L A G V O N E R N S T K L E T T